Angriff

Angriff

Angriff

Dr. Joseph Goebbels

Joſeph Goebbels / Der Angriff

Der Angriff

Aufsätze aus der Kampfzeit

von

Joseph Goebbels

Zentralverlag der NSDAP. Franz Eher Nachf., München

Zuſammengeſtellt und eingeleitet von
Hans Schwarz van Berk

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1935 by Frz. Eher Nachf., G.m.b.H., München
Printed in Germany

Einbandentwurf von
Hella Koch-Zeuthen, Berlin

Umſchlagentwurf von
Fritz Wittlinger, München

Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München

Inhalt:

Seite

Vorwort 9

Die Stimme der Verfolgten

Wir fordern 18
Wir kapitulieren nicht! 19
Wir warten auf den Kadi! 21
Antworten Sie, Genoſſe! 24
Ins neue Jahr! 25
Der Pfarrer Stucke 28
Ich meine es gut mit euch! 31
Durch die Blume 33
Eine Mücke hat gehuſtet 36
Latrinenparolen 38
Severing als Weihnachtsmann 41
Hochverrat 43
Warten können 46
Auf den Schanzen! 48
So ein Sonntag 52
Die alte Garde 55
Verbote 58

Die Dummheit der Demokratie

Im Parlament 62
Alte Eſel 64
Farbröder 66
Die Wirtſchaftspartei 68
Was wollen wir im Reichstag? 71
Mich willſt du wählen? 74
Vor der Entſcheidung 76
Die Schlacht iſt geſchlagen 78
J d J. 80
Es kann losgehen 82
Appell an die Vernunft 85
An das ſchaffende Deutſche Volk! 87
Die letzte Wahllüge 90
Vor der Entſcheidung 92
Einhundertſieben 94

Die Finanzkolonie

Warum Angriff? 98
Iſt das ein Staat? 99
Proklamation 101
Sturmzeichen 103
Die Kataſtrophe 106
Gegen den Volksfeind 108
In Geldſachen hört die Gemütlichkeit auf . . . 111
Leergebrannt iſt die Stätte 113
Der Young-Plan 116

Seite

Volksbegehren und Sozialismus 118
Gegen die Young-Sklaverei 120
Volksentscheid 125
Das zweite Haag 127
Der Young-Patriot 130
Gesinnungsperversion 133
Rheinlandräumung 136
Lastenverteilung 139
Der neue Kurs 142
Gefangenschaft 144

Schutzbedürftige Minister

Justav 148
Der Fall Stresemann 150
Müller 153
Groener im Schlapphut 155
Regierung ohne Vertrauen 157
Anfragen an die Reichsregierung 159
Schadre 161
Das neue Republikschutzgesetz 164
Zur Befriedung des öffentlichen Lebens 166

Verkündung der Idee

Revolutionäre Forderungen 170
Pazifismus 172
Verantwortlichkeit 174
Werdende Geschichte 176
Ein Jahr Angriff 178
Politischer Katholizismus 181
Volksgenossenschaft 183
Jakubowski 185
Kapitalismus 188
Politik und Geschäft 190
Das Recht auf Arbeit 192
Arbeitspflicht 194
Großmacht Presse 197
Katastrophenpolitik 199
Ein Zeitprogramm 201
Kampfjahr 1930 204
Die Partei 206
Führertagung 209
Männer der Zukunft 212
Der Führer 214
Wenn Hitler spricht 217

Das sozialistische Wort

Internationale 220
Warum sind wir Sozialisten? 222
Warum Arbeiterpartei? 224
Sozialismus und Eigentum 227
Was will der deutsche Arbeiter? 229
Peinliche Fragen 232

Seite

Arbeitermörder 233
Heil Moskau! 236
Wer ſabotiert den Achtſtundentag? 238
Panzerkreuzer-Volksbegehren 240
Betriebszellen 242
An den deutſchen Arbeiter! 245

Die Blutzeugen

Wir gedenken der Toten! 250
Fahnen über der Stadt 252
Das heilige Tuch 254
Kütemeyer 256
Nur ein deutſcher Arbeiter 259
Einſatz des Lebens 261
Helden! 263
Unvergängliche Worte 266
Die Fahne hoch 268
Bis zur Neige 271
Ein Toter ſpricht 274

Die Vorgeſtrigen

Der Spießer 278
Der politiſche Bürger 279
Die Aufgeregten 282
Hinein in den Staat! 284
Der Kampf beginnt? 286
Einheitsfront 289
Gegen die Reaktion 291
Literaten 294
Radikalismus am Schreibtiſch 296
Maulhelden 299
Kritik 301
Halbe Bolſchewiſten 303

Iſidor

Iſidor 308
Angenommen 310
Weil es ſo ſchön war 312
Finden Sie, daß Iſidor ſich richtig verhält? . . . 314
Rund um den Alexanderplatz 316
An der Klagemauer 318

Die Juden

Der Jude 322
Prozeſſe 324
Knorke! 326
Warum ſind wir Judengegner? 329
Deutſche, kauft nur bei Juden! 331
Der Weltfeind 333
Menſchen, ſeid menſchlich! 336
Rund um die Gedächtniskirche 338

Vorwort

Zeitungen zu ſchreiben, gehört zu den öffentlichen Künſten. Ein öffentlicher Beruf muß mit öffentlichen Maßen gemeſſen werden, und das ſind immer politiſche Maße. Der Schriftleiter iſt kein Plauderer, kein Dolmetſcher der Kurzweil und auch kein Handlanger der Unterhaltung. Er iſt mit anderen Vollmachten ausgeſtattet. Seine Sprache ſoll beſtimmend wirken. Was er zu ſagen hat, darf nicht nur unterrichten, es muß gewinnen und innerlich bewegen. Die Konterbande des Herzens muß überall durchblicken. Die Strenge einer Überzeugung ſoll hinter jeder Ausſage ſtehen. Ein Gewiſſen ſoll ſchlagen.

Der politiſche Menſch allein kann in ſolchem Sinne Journaliſt ſein. Sucht man nach ihm, ſo findet man ihn am eheſten in Zeiten, die politiſch fordernde Zeiten ſind, die nichts an Sicherheiten bieten und die Menſchen gemeinhin von einer Verlegenheit zur anderen treiben. In ihnen iſt Raum für gebieteriſche Naturen, denn es öffnet ſich ein Feld für den beherzten Mann, Worte zu ſagen, die ſich wie Gebote erheben und Taten beſchwören.

Im nüchternen Berlin hat ſich einmal vor uns einer gefunden, deſſen journaliſtiſches Wagnis wenig bekannt iſt, weil man ihm, als dem Dichter nur, verſpäteten Dank zollt: Heinrich von Kleiſt. Er nahm zum täglichen Wort ſeine Zuflucht, um auf ſeine Sache nicht zu verzichten, nachdem ſich die Bühnen ſeiner Dichtung verſchloſſen hatten. Er wurde Journaliſt aus Not. Darum, und nicht nur um eines platten Vergleiches willen, muß von ihm die Rede ſein, wenn man vom zweiten journaliſtiſchen Vorſtoß gegen das aufgeklärte Berlin berichtet, den in unſerer Zeit Goebbels mit dem „Angriff“ unternahm. Denn auch er begann ſeine Zeitung zu ſchreiben, weil ihm die anderen Mittel öffentlicher Wirkung genommen waren, weil die Zeitung Stellvertreter der Fahnen und Uniformen, der Reden und Kundgebungen wurde.

Kleiſts verzweifelter Verſuch mit den „Berliner Abendblättern" endete im völligen finanziellen und perſönlichen Ruin. Der Dichter-Journaliſt erſchoß ſich am Wannſee. Was hatte er außer ſeinem preußiſchen Glauben hinter ſich? Zeitungen für ſich allein ſind ſchließlich gar nichts, ſind Blätter, die ſchneller welken als gemähtes Gras.

Immer muß etwas mehr als ein Kopf, als ein einzelner begabter herzhafter Menſch hinter einer Zeitung ſtehen, ſie muß ſich tragen, aber ſie trägt ſich nur, wenn der Glaube des Schreibenden zugleich der Glaube des Leſenden iſt. Die Leſenden ſind für eine Zeitung nicht eine unbekannte, nichtsſagende Allgemeinheit, es iſt immer ein beſtimmter Schlag Menſchen, auf den das gedruckte Wort wirkt, wie der Anruf eines Soldaten im Gelände: Freund oder Feind? Solcher Anruf verlangt Entſcheidung, nicht Debatte, nicht Diskuſſion, und er wirkt nur auf Menſchen, die nicht gerne mit Für und Wider Fangball ſpielen, ſondern gewohnt ſind, mit Ja oder Nein zu antworten.

Wußte Kleiſt ſolche Menſchen hinter ſich? Der preußiſche Dichter war tatſächlich einſamer, als er ſelber bis kurz vor ſeinem Ende glauben mochte. Es waren nur ſeine engſten Freunde, Adam Müller und Achim von Arnim, die wirklich mitmachten. Sie ſtanden auf literariſchem Vorpoſten für die preußiſchen Konſervativen, von denen man immer achtungsvoll von der Marwitz und Finckenſtein wird nennen müſſen, da ſie von ihrem König als Rebellen auf die Feſtung Spandau geſchickt wurden und dabei erlebten, daß ihre übrige Standesgenoſſenſchaft ſchmählich verſagte.

Mit dem Kanzler Hardenberg, mit der Zenſur und der ſturen Bürokratie hatte ſich Kleiſt, der Schriftleiter, ganz allein herumzuſchlagen. Er hatte kein politiſches Volk hinter ſich, keine Gefolgſchaft auf Hauen und Stechen. Darum konnte man ihn abwürgen. Darum ging er zugrunde.

Zwiſchen 1811 und 1927 liegt ein Jahrhundert, das Menſchen und Meinungen mit allen Verführungen des Liberalismus verwandelt hatte.

Goebbels traf in Berlin eine Maſſe an, aus der er ſich erſt einmal eine Gefolgſchaft ſuchte. Es ging über Straßengefechte und Saalſchlachten, aber es ging. Erſt floß Blut, erſt brannten Wunden, dann brach das Verbot herein, und dann erſt wurde der Ausweg der Preſſe

geſucht, um das letzte Wort zu behalten. Das iſt in ſeiner Reihenfolge ſo wichtig, wenn man den Ausgang verſtehen will. Denn immer ſtanden hinter dieſem Blatt, dem „Angriff", Menſchen, denen es mehr war als irgendeine Zeitung. Für ſie war es ein Sinnbild, eine Fahne, um die man ſich ſcharen mußte. Weil ſolche Scharen da waren und die Polizei auf Schritt und Tritt in Berlin ſpürte, daß ſie nicht auseinanderzuprügeln waren, darum blieb auch das Blatt. Es war das Letzte, das man nicht zu verbieten wagte, weil man ſonſt Ausbrüche wilder Verzweiflung befürchten mußte. Man ließ dieſem Blatt eine faſt unglaubliche Freiheit, zu ſagen, was es wollte, und dieſe Großzügigkeit war allein aus Angſt, Unſicherheit und Feigheit der Zenſur zu begreifen. Ein zerfallender Staat brachte keinen Schneid mehr auf. Erſt nach mehr als drei Jahren erfolgte ein erſtes Verbot.

Goebbels hatte ja den Mut, einen Feigling wirklich beim Namen zu nennen und auf einen Schelmen anderthalbe zu ſetzen. Er beſaß einen Augenblick ſpäter, wenn die Luft brenzlicher roch, die Geſchmeidigkeit, mit wohlverpackten Worten das gleiche anzudeuten und eine noch ſtärkere Wirkung zu erzielen, weil es noch immer unter Verſchworenen beſondere Freude macht, ſich mit geſchlüſſelten, fingierten, verkleideten Worten zu ergötzen und den Gegner meuchlings lachend zu erledigen.

Goebbels beherrſchte als Redner alle Regiſter der Sprache, er brauchte ſie nur auf ſeine Zeitung zu übertragen. Er diskutierte nicht etwa nur mit anonymen geiſtigen Gebilden oder politiſchen Glaubensgegnern, er mußte ſich mit Kriminalbeamten, Staatsanwälten, Spitzeln, Parlamentariern und roten Stoßtrupps herumſchlagen. Am Schreibtiſch hat er in den revolutionären Jahren am wenigſten geſeſſen, der größte Teil ſeiner Zeitungsaufſätze iſt unterwegs entſtanden, oft in der Bahn, auf Verſammlungsfahrten herunterdiktiert worden. Dabei kann man nicht jedes Gefühl und jeden Ausdruck fein poliert aus dem Futteral nehmen, da bleibt die Hauptſache, daß alles auf Anhieb ſitzt und in der Geſamtwirkung einſchlägt. Man ſpürt, daß ein Mann, der ſeine Stoßtrupps anſetzt, im nächſten Augenblick nicht mit umſtändlicher Gelehrſamkeit einen ausgeklügelten Artikel zurechttüfteln kann. Bei ſolchem geiſtigen Schrittmaß aber iſt die Sicherheit dieſer Zeitungskunſt doppelt verblüffend: im Stil, in ihrer Vielſeitigkeit, in ihrer Sprengkraft und Überzeugungswucht.

Der „Angriff" war etwas ganz Ungewöhnliches für das kaltſchnäuzig-blaſierte Berlin. Da gab es eine große bürgerliche Preſſe von nahezu ſiebzig Blättern, eine Domäne jüdiſcher Literaten. Maſſenblätter ohne politiſches Geſicht befriedigten Millionen. Da war das kommuniſtiſche Boulevardblatt „Die Welt am Abend" zu einer Auflage von einer Viertelmillion angeſtiegen. Gegen dieſe kompakte Mehrheit trat das ſchmächtige Wochenblatt der Nationalſozialiſten auf. Man kann es von Goebbels ſelber hören, wie beſtürzt er war, als er die erſte Ausgabe ſeiner Zeitung zu Geſicht bekam, ſo dürftig erſchien ſie ihm. Aus den Reihen der Parteigenoſſen rollte eine Welle der Enttäuſchung dagegen an. Und trotzdem ſetzte das Blatt ſich durch, weil in ihm Zeitungskunſt geübt wurde.

Wo liegt das Geheimnis dieſer Kunſt? Iſt es die Gnade einer bewegten Zeit, die ihr half, und müſſen wir im beruhigten Raum uns heute ſagen, daß ſolche Kampfzeitung nur in Unruhezeiten Lebensluft findet? Dann gehörte ſie längſt in ein Revolutionsmuſeum. Aber lieſt man heute nur drei oder vier von dieſen Aufſätzen, ſo iſt man unmittelbar gepackt und bewegt. Sie haben ihre Farbe nicht eine Spur eingebüßt und wirken neben den Gang-und-Gäbe-Zeitungen unſerer Tage wie friſches Grün vor einer blaſſen Tapete. Sie ſind aktuell, weil die Überzeugung und das Gefühl, das ſie geboren hat, immer gültig bleiben.

Immer gültig bleiben die echten Leidenſchaften. Man ſoll die Geſchichte eines Volkes nicht bieder in bewegte und ruhige Zeiten aufteilen wollen; für einen Menſchen von Geiſt und Charakter hat das Leben immer die gleiche Alarmſtufe, und er ſieht das Leben ſeines Volkes nicht als einen Vorgang an, der durch regelmäßige Urlaubszeiten unterbrochen wird. Gerade da, wo die gedankenloſe Mehrheit zu verweilen trachtet, ſpürt er jede geringſte Unruhe auf, die auf künftige Handlungen abzielt. Der Journaliſt muß ſo denken, und ſeine Geſinnungszeitung kann ſich nicht nach den Barometerſtänden richten, die vom Gewölk der tiefgehenden Gleichgültigkeit beſtimmt werden. Der Schreibende des Tages hat nicht bloß Zuſtände zu ſchildern, ſondern als Beauftragter der politiſchen Führung Kräfte mobil zu halten.

Goebbels iſt ein Lehrmeiſter dieſer Zeitungskunde. Dieſe Sammlung ſeiner Aufſätze vom Sommer 1927 bis zum Herbſt 1930 iſt ein

Arſenal modernſter Beiſpiele. Aus ihr laſſen ſich die Geheimniſſe ſicherer Maſſenführung ableſen.

Armſelig iſt ein Menſch, der weder Feind noch Freund hat; mit ihm zu ſprechen lohnt ſich nicht, denn er iſt nichts weiter als das Echo ſeines jeweiligen Gegenübers. Troſtlos iſt eine Zeitung, die in einer Lauge von Objektivität alle Gefühle, Affekte und Forderungen ausgewaſchen hat. Deſtilliertes Waſſer wirkt tödlich, deſtillierte Meinung iſt Gift für ein Volk. Das Volk will lebendig angeſprochen ſein, und wenn man es nicht zu großen Gefühlen und herzhaften Gedanken aufruft, verirrt es ſich ſchließlich dahin, ſeine verdrängte Liebe und Anteilnahme nur noch Abenteurern zuzuwenden und aufgeputzten Theaterhelden, ſchließlich ſogar den Verbrecher als „intereſſanten Fall" mit Anteilnahme zu ſtudieren, wie wir es in den Jahren der dämmernden Demokratie erlebten, als auch der Salonbolſchewiſt als intereſſantes Exemplar der Geſellſchaft herumgereicht wurde.

Das Volk will immer an den Spannungen des Daſeins ſelber teilhaben und nicht bloß als Zuſchauer am Rande ſtehen. Von dieſer Menſchenerfahrung hat jede Zeitung auszugehen.

Die Zeitung iſt das tägliche Buch des Volkes. Dieſes Buch muß ſich leſen wie das Leben ſelbſt. Es muß den Menſchen unverzüglich, ohne gelehrige Umſchweife anſprechen. Das Schickſal macht keine Vorworte, es packt den Menſchen beim Kragen und ſtößt ihn ins Glück oder ſchleudert ihn ins Unglück. Es läßt die Ereigniſſe hereinbrechen. Darum muß die Zeitung den Menſchen mit einem einzigen Griff packen und an das Geſchehnis heranführen. Goebbels iſt Meiſter des Zugriffs. Mit dem erſten oder zweiten Satz ſeiner meiſten Aufſätze hat er den Menſchen feſt in der Hand. Man bedenke, mit welchen feierlichen und abſtrakten Titeln ſchon gewöhnlich die Zeitungen ihre Leitartikel anbieten. Sie ſtellen, was ſie zu ſagen haben, erſt einmal möglichſt hoch auf einen Sockel. Goebbels gibt ſeinen Aufſätzen Überſchriften, die wie flüchtig hingeworfene Bemerkungen wirken, mitten aus einem Geſpräch geriſſen, in das nun der Leſer unweigerlich und ohne Umſchweife hineingezogen wird, wenn ſie lauten:

Angenommen! — Ich meine es gut mit euch. — Eine Mücke hat gehuſtet. — Finden Sie, daß Iſidor ſich richtig verhält? —

So ſpricht das Volk ſelber, ſo redet man untereinander, wenn man ſich nichts vormachen will. Es iſt der Ton des einfachen Mannes, ohne Bügelfalte und Verbeugung, Arbeiterdeutſch, Soldatenſprache. Sie kann die Dinge beim Namen nennen, auch wenn ſie derb und ſaftig ſind. Eine Dirne heißt nun einmal Dirne, ein Zuhälter bleibt ein Zuhälter, ein Feigling, ein Eſel und Strohkopf können nicht verlangen, unter zarten Decknamen angeſprochen zu werden. Das tat weder Luther noch Hans Sachs, noch irgendeiner, der das Herz des Volkes gewann. Man hat dieſen Ton des „Angriffs" natürlich grobſchlächtig, plump und ungebildet genannt und ihm das ſublime Geſchwätz der Intelligenzblätter entgegengehalten. Das Volk hat immerhin anders darüber gedacht und ſich vom Nationalſozialismus in der Tiefe angeſprochen gefühlt. Die Politik wurde ihm nicht als Kunſt höherer Intelligenz vorexerziert, ſondern am eigenen Leibe klargemacht. Diplomatiſche und wirtſchaftliche Verträge, Locarno, Dawes, Young, Geſetze, Verordnungen, anonyme Geſellſchaften, dies alles wurde ſo dargeſtellt, daß die Menſchen in ihrer täglichen Umgebung die Beſtätigung dafür fanden. Das Allgemeine wurde perſönlich.

Die perſönliche Note iſt die eigentliche Sprache des politiſchen Blattes, denn der politiſche Menſch hält ſich nie an die abſtrakten Gegenſtände oder Widerſtände, er ſucht hinter den Zuſtänden die Menſchen, denen ſie zu verdanken ſind. So begreift man, warum in langer Reihenfolge jede Nummer des „Angriffs" auf der erſten Seite eine Gloſſe mit Karikatur brachte: „So ſieht er aus!" Es war eine Steckbriefſerie von Schiebern und Miniſtern, von Demagogen und harmloſen Irren, die ihrer Wichtigkeit entkleidet wurden. So verſteht man auch den politiſchen Inſtinkt, mit dem der Kampf um Berlin immer verbiſſener auf eine Perſon konzentriert wurde, auf den Polizeipräſidenten Bernhard Iſidor Weiß, der wie eine Zielſcheibe durch fortgeſetztes Punktfeuer buchſtäblich zerlöchert wurde. Ihm iſt eine ganze Serie von Aufſätzen und Karikaturen gewidmet und dazu noch das Buch „Iſidor". Denn er war der Generalvertreter des Judentums, der Republik, der verkommenen Berliner Geſellſchaft. Ihn treffen, hieß alle ſeine Hintermänner ſchlagen und damit das ganze Syſtem.

Wie überwältigt man politiſche Gegner? Darauf konnte Goebbels die Antwort geben: durch Witz und Beharrlichkeit. Am Fall Iſidor,

aber ebenſo an Streſemann oder Scheidemann oder Hörſing wurde die Kunſt der politiſchen Satire mit Vollendung geübt. Rheiniſche Eulenſpiegelei und Berliner Mutterwitz goſſen das eiskalte Weihwaſſer des Hohns auf die ſchütteren Scheitel republikaniſcher Hoheit, pfefferten Diſtelköpfe auf Staatsroben und gratulierten nach jeder Blamage mit ſilberborſtigen Brenneſſelbuketts. Berlin hatte lange nichts mehr zu lachen gehabt, aber im „Angriff", wie bei der Kaiſergeburtstagsfeier für Parker Gilbert und bei mancher Maskerade zur Zeit des Uniformverbotes brach eine Heiterkeit durch, wie ſie nur geſunde, ihrer Sache ſichere Menſchen beſitzen. Was ſelber geſund war, fühlte ſich angeſprochen, und daraus entſtand in Berlin wieder etwas, das man nicht mehr für möglich gehalten hatte: Volk.

Das Volk will nicht tönendes Pathos hören. Seine Gefühle gehen mit dem, der Mutterwitz, Schlagfertigkeit, Zähigkeit und zu alledem Überzeugung beſitzt. Man findet ſie in jedem Blatt, das mit Goebbels Namen gezeichnet iſt. Hinter allen vergnügten Schelmenſtreichen iſt der Cantus firmus der Geſinnung vernehmbar. Wo er den Gegner und ſein Programm des Irrtums oder Betrugs überführt, wo er Zuſtände verwirft, immer hört man das ſiegreiche Finale: Wir haben den Führer und durch ihn die Idee! Glaube wird zerſtört, Meinungen werden zerriſſen, aber nicht mit der anarchiſchen Wolluſt des Literaten, der um ſich herum eine Halde ausgebrannter Gedanken aufſchüttet, ſondern nur, um einen neuen Glauben mit ſtärkerer Inbrunſt entgegenzuſetzen. Gradlinig iſt dieſer Glaube und ſein Vortrag über alle Jahre hinweg eindeutig — wo aber wäre das ſonſt unter Journaliſten zu finden? Wo überhaupt unter ihnen haben viele die Kraft aufgebracht, neben der Beſprechung angelieferter Ereigniſſe die großen Ideen der Zeit mit weltanſchaulichem Ernſt zu verkünden, wie man es hier immer wieder zwiſchen heiteren und boshaften Gängen tut? Wo vor allem aber fanden und finden ſich Herzen, die eine Totenklage anzuſtimmen vermögen, wenn Menſchen im Kampf oder Dienſt als Opfer fallen, wie Weſſel und Kütemeyer, eine Totenklage, die zur bleibenden Inſchrift wird? Wo iſt ein Tagespubliziſt mit umfaſſendem Blick, der Außen- und Innenpolitik, der die Kultur und ihre Zeugniſſe, die Wirtſchaft und ihre Folgen mit ſicherem Wort beherrſcht? Wer vermag ebenſoviel Appell an die Menſchen zu richten, wie er Kritik übt?

Die Zeitung iſt das tägliche Buch des Volkes. In dieſem Buch muß das Allgemeine menſchlich begründet und das Menſchliche wiederum an eine Idee gebunden ſein. Sonſt zerrinnen die Geſchehniſſe des Tages im Geſchwätz als Handwerk. Was der Sekundenzeiger der Zeit anzeigt, muß auf die große Uhr der Geſchichte übertragen werden, auf der allein der Blick eines Volkes haften bleibt.

Dazu bedarf es der inneren Schau und der Zucht, dazu iſt notwendig ein feſter politiſcher Standort, der immer dort zu liegen hat, wo die Führung des Volkes ſelbſt ſteht. Es iſt nicht zu erfüllen ohne Prüfung, die der Schreibende an ſich ſelbſt erlebt hat und iſt nicht glaubwürdig zu machen, wenn nicht der Vorrat eines Herzens zu ſpüren iſt, das etwas zu verſchenken hat. Kalt und heiß müſſen die Worte fallen, ſie dürfen böſe ſein und können des Giftes oft nicht entraten. Sie ſollen erſchrecken und warnen oder wie blanker Stahl ihren unbarmherzigen Schritt tun. Nur dann verſteht ſie das Volk, das ſelber ein gewaltiges Aufgebot von Leidenſchaften und Bereitſchaften iſt.

Hans Schwarz van Berk

Die Stimme der Verfolgten

Am 5. Mai 1927 triumphierte die Berliner Preſſe: Die NSDAP. war für das Gebiet Berlin und Brandenburg polizeilich verboten. Mit Hilfe des allgemeinen Landrechts, das noch aus der Zeit Friedrichs des Großen ſtammte, verbannte das Polizeipräſidium die junge Bewegung von den Straßen, aus den Sälen, aus der Öffentlichkeit überhaupt. Die Partei zählte in dieſem Augenblick 1400 eingeſchriebene Mitglieder, in einer Stadt von 4½ Millionen Menſchen. Aber ſchon war ſie ſo aktiv, daß die herrſchenden Gewalten ſie als Bedrohung empfanden.

Das Verbot ſei erfolgt, ſchrieb die jüdiſche Preſſe, weil die SA. am Abend vorher den ehrwürdigen, weißhaarigen Pfarrer Stucke blutüberſtrömt aus einer Verſammlung geworfen habe.

Stucke ging nach dem Vorfall ſofort zum Polizeipräſidium und berichtete. Er trat ein paar Tage ſpäter als Redner in einer Reichsbannerverſammlung auf. Die kirchlichen Behörden teilten alsbald mit, daß Stucke wegen Unwürdigkeit entlaſſen und weder den Titel noch die Amtskleidung eines Pfarrers tragen dürfe. Es handelte ſich um einen notoriſchen Trinker.

Dr. Goebbels legte beim Oberpräſidenten und beim Oberverwaltungsgericht Beſchwerde gegen das Verbot ein. Vergebens, das Verfahren wurde verſchleppt — weil der Herr Polizeipräſident von Berlin immer wieder um Verlängerung der Friſt bat, die er zum Heranbringen des notwendigen Materials brauche.

Dr. Goebbels verlangte, daß man ihn vor den Richter zitiere. Man wagte es nicht.

11 Monate, bis zum 1. April 1928, blieb die Partei in Berlin verboten. In dieſer Zeit wurde der „Angriff" die Stimme der Verfolgten.

Wir fordern

Das deutſche Volk iſt ein Sklavenvolk. Es rangiert heute völkerrechtlich hinter der letzten Negerkolonie am Kongo. Man hat uns alle Souveränitätsrechte genommen, und nun ſind wir dem internationalen Börſenkapital gerade gut genug, ſeine Geldſäcke mit Zinsgeldern und Prozenten zu füllen. Das und nichts anderes iſt das Ergebnis einer vielhundertjährigen heldenhaften Geſchichte. Haben wir das verdient? Nein und nein!

Darum fordern wir: daß man den Kampf proklamiert gegen dieſen Zuſtand der Schmach und Not, und daß den Männern, denen wir unſer Schickſal in die Hand geben, jedes, aber auch jedes Mittel recht iſt, die Ketten der Sklaverei zu zerbrechen.

In unſerem Volk gibt es drei Millionen Menſchen, denen man Arbeit und Brot verweigert. Zwar bemühen ſich die amtlichen Männer, über dieſen Jammer hinwegzutäuſchen. Sie reden von Sanierung und Silberſtreifen, und während es ihnen von Tag zu Tag beſſer geht, geht es uns von Tag zu Tag ſchlechter. Immer mehr ſchwindet die Illuſion von Freiheit, Frieden und Brot, die man uns einmal vorgaukelte, als wir unſer Geſchick ſelbſt in die Hand nehmen wollten. Der vollkommene Zuſammenbruch unſeres Volkes wird das Ende dieſer verantwortungsloſen Politik ſein.

Darum fordern wir: für jeden ſchaffenden Deutſchen das Recht auf Arbeit und Brot.

Während der Frontſoldat draußen in den Schützengräben ſein Vaterland mit dem Leben verteidigte, kam irgendein oſtjüdiſcher Schieber und nahm ihm Haus und Hof. Nun ſitzt der Jude triumphierend in den Paläſten, und der Prolet, der Frontkämpfer, hauſt in Löchern, für die das Wort „Wohnung" zu ſchade iſt. Das iſt weder notwendig noch unvermeidlich, das iſt zum Himmel ſchreiendes Unrecht. Eine Regierung, die da ſtillſchweigend zuſchaut, taugt nichts und muß verſchwinden, je eher, deſto beſſer für uns.

Darum fordern wir: Wohnung für deutſche Soldaten und Arbeiter. Fehlt es an Geld zum Bauen, dann treibt die Eindringlinge zum Land hinaus, damit Deutſche auf deutſchem Boden wohnen können.

Unſer Volk vermehrt ſich, andere Völker verſchwinden. Es bedeutet das Ende unſerer Geſchichte, wenn man uns durch eine feige,

faule Moral den Nachwuchs nimmt, der doch einmal dazu berufen ſein ſoll, unſere Miſſion vor der Geſchichte zu vollenden.

Darum fordern wir: Grund und Boden, auf dem Getreide wächſt, das unſere Kinder ernähren ſoll.

Während wir träumten und ſchliefen oder fremden, unerfüllbaren Phantomen nachjagten, hat man uns unſeren Beſitz geſtohlen. Man behauptet heute, das ſei ein Elementarereignis geweſen. Aber dem iſt nicht ſo: das Geld iſt nur aus den Taſchen der Armen in die der Reichen gewandert. Das iſt Betrug, ſchamloſer, gemeiner Betrug!

Über dieſen Zuſtand der Verelendung triumphiert eine Regierung, die man im Intereſſe von Ruhe und Ordnung nicht näher charakteriſieren darf. Ob ſie deutſche Belange vertritt oder nicht vielmehr die Belange unſerer kapitaliſtiſchen Peiniger, darüber zu entſcheiden, überlaſſen wir jedem einzelnen.

Wir aber fordern eine Regierung der nationalen Arbeit, Staatsmänner, die Männer ſind, und denen die Schaffung eines deutſchen Staates Zweck und Sinn ihrer Politik iſt.

Jeder hat in Deutſchland mitzureden, der Jude, der Franzöſe, der Engländer, der Völkerbund, das Weltgewiſſen, und weiß der Teufel wer, nur der deutſche Arbeiter nicht. Er muß kuſchen und arbeiten. Alle vier Jahre wählt er aufs neue ſeine Peiniger, und jedesmal bleibt alles ſo, wie es vordem war. Das iſt Unrecht und Betrug. Das brauchen wir nicht länger zu dulden. Wir haben das Recht, zu verlangen, daß in Deutſchland nur mitredet, wer als Deutſcher an dieſem Staate mitſchafft, und deſſen Schickſal mit dem Schickſal des Vaterlandes auf Gedeih und Verderb aneinandergekettet iſt.

Darum fordern wir: Vernichtung des Syſtems der Ausbeutung! Her mit dem deutſchen Arbeiterſtaat!

Deutſchland den Deutſchen! 25. Juli 1927.

Wir kapitulieren nicht!

Als wir vor einem Jahr begannen, da waren wir ein kleines Häuflein von einigen hundert Menſchen, verzweifelt an der Gegenwart und zerriſſen im politiſchen Alltag; aus allen Lagern waren wir gekommen, der Studierte von rechts und der Prolet von links. Als wir begannen, da wagten wir nicht vom Himmel zu hoffen,

daß er uns die Gnade des Haſſes unſerer Feinde ſo bald ſchon in überreichem Maße ſchenken würde. Heilloſe Phantaſten waren wir, ungeſchult in den Futterkrippenkämpfen, die man ſeit 1918 in Deutſchland Politik nennt, ohne Wiſſen von den Gefahren, die um uns lauerten, und kaum ahnend, daß es gefährlich ſei, ein verſklavtes Volk zu lieben und für ſeine Freiheit einzuſtehen. So begannen wir.

Gar mancher hat gelächelt und mancher gelacht. Wir waren ja ſo wenige, unbedeutend und ohne Rang, uns ſtand keine ſtarke Preſſe zur Seite, wir hatten weder eine Organiſation noch das Geld, mit dem man gewöhnlich ſo etwas aufbaut. Still und ohne Aufheben machten wir uns ans Werk, jeder an ſeinem Platz. Der eine predigte in der Fabrik, der andere in der Schreibſtube, und der dritte vom hohen Podium der Volksverſammlung aus. Ein jeder tat ſeine Pflicht, und ſo wurde ein Werk. Was wir ſchufen, das wurde aus eigenſter Kraft. Niemand half uns, wir haben uns ſelbſt geholfen.

Und gar bald hörte das Lachen auf. Man begann uns zu verleumden und zu beſchimpfen. Wie haben wir uns gefreut, von den Vernichtern Deutſchlands beſchmutzt zu werden! An ihrem Widerſtand wurden wir groß und ſtark. Je mehr man uns beſudelte, um ſo trotziger wurden unſere Geſichter, um ſo härter unſer Wille, den einmal als richtig erkannten Weg zu Ende zu gehen. Wir wußten, wo wir anfingen; nur Gott weiß, wo wir einmal enden werden.

Als Verfolgung und Verleumdung nichts ausrichteten, da ſchickte man uns den roten Terror auf den Hals. Er fand uns aufrecht ſtehend als Kämpfer. Wir haben den Terror nicht geſucht, aber als er uns niederknüppeln wollte, da haben wir ihn mit verzweifelten Geſichtern und mit geballten Fäuſten empfangen. Pharusſäle, Spandau, Lichterfelde-Oſt, das waren nicht Vorgänge des Angriffs, das waren noch Akte der Verteidigung und der Selbſtbehauptung. Wenn der Gegner geglaubt hatte, uns damit vernichten zu können, er irrte ſich: wir wurden größer und ſchloſſen uns enger aneinander.

Jetzt ſchäumte der Gegner vor Wut. Wo normale Mittel verſagten, da griff er zur Willkür und Geſetzloſigkeit. Er ſchlug ſeinem eigenen Glauben ins Geſicht und ſprach das Verbot aus.

Nun exiſtieren wir nicht mehr. Wir ſind nicht mehr da. Ein Federſtrich hat uns ausgeſchieden aus der Liſte der Tatſachen. Wir ſind anonym geworden. Schon unſer Name und unſer Zeichen bringt die Republik ins Wanken. Wer von euch hätte je geglaubt, daß wir ſo ſtark ſeien?

In der Verzweiflung richteten wir uns auf und wurden ſtark. Wenn wir bisher verteidigten, was nicht mehr zu retten war, jetzt ſpringen wir über die Defenſive hinaus und greifen an. Gebt uns unſer Vaterland zurück! Wenn alle ſich auf den goldenen Boden der Tatſachen ſtellen:

Wir kapitulieren nicht!

Wir nehmen nichts zurück! Wir haben nichts zu bereuen, wir werden weiterkämpfen: Schlagt zu, ſchlagt zu! Ihr hämmert nur den Trotz in uns ſtahlhart. Ihr macht uns ganz groß im Lieben und groß im Haſſen. Wir verzeihen nicht! Wir haben mit euch nichts auszumachen! Auch wir kennen einmal keinen Pardon, wie ihr keinen Pardon gekannt habt, als ihr uns verfolgtet.

Eben ſtand einer vor mir, er kam aus den Gittern zurück, bleich, zerriſſen und zerſchunden. Er hatte die allerheiligſte Majeſtät der Republik beleidigt. Er hatte zu behaupten gewagt, daß es nicht wahr ſei, daß Freiheit, Schönheit und Würde in Deutſchland regierten. Er hatte die Wahrheit geſagt.

Eine Zelle iſt freigeworden. Wer wird morgen an ſeiner Stelle hinter die Eiſenſtäbe gehen?

Vor dieſem bleichen Geſicht hab' ich's geſchworen:

Wir geben nicht nach! Wir beugen uns nicht! Wir bleiben aufrecht ſtehen!

Schlagt zu, ſchlagt zu!

Jeder Schlag hämmert uns härter und trotziger!

Wir kapitulieren nicht! 3. Auguſt 1927.

Wir warten auf den Kadi!

Am 5. Mai 1927 wurde die Ortsgruppe Berlin der Nationalſozialiſtiſchen Deutſchen Arbeiterpartei durch Beſchluß des Berliner Polizeipräſidenten Zörgiebel verboten und für aufgelöſt erklärt. Warum? Beſagte Partei veranſtaltete am Tage vor der Auflöſung im Kriegervereinshauſe eine Maſſenverſammlung mit dem Thema:

„Volk in Not! Wer rettet es? Jacob Goldſchmidt!“ In dieſer Verſammlung ſtand mitten während der Rede ein betrunkener, amtsentſetzter Pfarrer auf, warf dem Referenten zweimal lächerliche und beleidigende Zurufe entgegen und wurde dann von ein paar empörten Verſammlungsbeſuchern mit wohlgezielten Maulſchellen an die friſche Luft befördert.

Die Berliner Aſphaltpreſſe bemächtigte ſich mit einer wahren Inbrunſt dieſes Leckerbiſſens. Sie berichtete ſpaltenweiſe von dem „armen, weißhaarigen Pfarrer“, der doch nur von ſeinem Recht der freien Meinung Gebrauch gemacht habe, brachte Bilder und Lebensbeſchreibungen von ihm, wußte zu erzählen, daß er blutüberſtrömt aus dem Saal getragen worden ſei und vierzehn Tage in Lebensgefahr ſchwebte. Sie forderte demzufolge das Verbot der Partei, Verhaftung ihres Berliner Führers, ſtrengſte Unterſuchung ſeiner Schandtaten, womöglich in dieſem Ausnahmefall, entgegen dem ſonſtigen demokratiſchen Prinzip, die Todesſtrafe.

Das Verbot wurde prompt noch am ſelben Tage ausgeſprochen. Man verſuchte, Vermögen und Kartothek der Partei zu beſchlagnahmen. Man hetzte ihre Führer von Vernehmung zu Vernehmung, verbot die harmloſeſten Zuſammenkünfte früherer Mitglieder der Partei und glaubte damit, die republikaniſche Pflicht für Ruhe und Ordnung erfüllt zu haben. Bald aber drehte ſich das Bild. Aus dem armen, weißhaarigen Pfarrer wurde ein gerichtsnotoriſcher Trunkenbold, der nach eidlicher Ausſage eines Kellners dreißig Schnäpſe und vierzig Glas Bier an einem einzigen Abend trank; von dem ſein eigenes Konſiſtorium zugeben mußte, daß er wegen grober Vernachläſſigung ſeiner Pflicht amtsentſetzt worden ſei und nicht mehr das Recht habe, die Kleider ſeines Berufes zu tragen. Aus dem blutüberſtrömten Märtyrer für demokratiſche Gedankenfreiheit wurde ein übel beleumundeter Provokateur, der noch am Abend ſeiner Provokation bei dem Juden Weiß, der in Berlin das Amt eines Polizeivizepräſidenten mit ſchweigender Behendigkeit verſieht, das Verbot der Organiſation verlangte, die ihm das verabreicht hatte, was er längſt ſchon vor Gott und den Menſchen verdiente: Prügel! Aus der Verhaftung des Führers wurde nichts. Ja, ſeine Vernehmung ging nur ſehr zaghaft vor ſich, und als er gar erklärte, er lege keinen Wert darauf, ſich durch eigene Ausſagen zu entlaſten und in einem kommenden Verfahren nur als Zeuge aufzutreten, im Gegenteil! Er

wolle angeklagt werden, um endlich einmal vor dem Forum eines deutſchen Gerichts — ſoweit es ein ſolches überhaupt noch gibt in dieſem Reich von Schönheit und Würde — die Wahrheit ſagen zu können und den Peinigern und Quälgeiſtern des armen deutſchen Volkes die Maske der Heuchelei von der gelben Viſage herunterzureißen — da war Matthäi am letzten auf dem Alexanderplatz.

Und nun herrſcht beredtes Schweigen im Walde. Herr „Bernhard" Weiß verhaftete fünfhundert Nationalſozialiſten, die von Nürnberg kommen: Nutzt nichts! Das Material fehlt, um ein willkürliches Verbot zu rechtfertigen. Er läßt bei Dutzenden deutſchen Männern Hausſuchungen halten. Nutzt nichts! Es findet ſich nichts, den verhaßten Führer zu erledigen.

Unrecht bleibt Unrecht!

Dreht und dreht! Wir drehen ſchon wieder das Recht nach oben! Glaubt uns, wir ſtehen auf der Lauer und paſſen auf. Uns macht man kein X für ein U mehr vor.

Wir wollen, daß Recht Recht bleibt. Wir appellieren an alle, alle:

Es gibt keine Richter mehr in Berlin!

Was könnten wir mehr tun, als verlangen: Schleppt uns vor den Kadi!

Wir wollen angeklagt ſein; denn wir wiſſen: wir ſitzen nur eine Stunde auf der Anklagebank.

Aus Klägern werden Angeklagte und aus Angeklagten Ankläger!

Wir fragen an, immer und immer wieder:

Wann gedenkt ihr uns vor den Kadi zu ſchleppen?

Habt ihr etwa Gnade und Mitleid mit uns — oder gar Angſt vor der eigenen Courage?

Warum haltet ihr mit dem Beweis unſerer Schandtaten ſo hinter dem Berge?

Ihr ſeid doch ſonſt nicht ſo!

Warum ſo ſchweigſam?

Gericht! Gericht!

Klagt an! Klagt an!

Oder wißt ihr ſelbſt noch nicht, was wir nicht wiſſen und niemand weiß?

Wir warten auf den Kadi! 5. September 1927

Antworten Sie, Genoſſe!

Genoſſe Zörgiebel!

Am 6. Mai verfügten Sie durch Schreiben vom 5. Mai die Auflöſung der Nationalſozialiſtiſchen Deutſchen Arbeiterpartei, Gau Berlin, mit allen ihren Untergruppen und Nebenorganiſationen. Sie gaben dieſem, mit Ihrem allerhöchſten Namenszug gezeichneten Schreiben eine ſogenannte Begründung mit, die ſich in kraſſeſtem Widerſpruch zu den Argumenten befand, die in den damaligen ſturmbewegten Tagen von der Ihnen gewiß nicht fernſtehenden jüdiſchen Aſphaltpreſſe als Motiv zu Ihrer Auflöſungsverfügung angegeben wurden. „Berliner Tageblatt", „Voſſiſche Zeitung", „B. Z. am Mittag" und andere Weltblätter ſchreiben, wir hätten einen weißhaarigen Pfarrer blutig, ja halb totgeſchlagen, ein Redakteur ſei auf das brutalſte mißhandelt worden, ich als Redner hätte die Verſammlungsteilnehmer offen zum Mord an politiſchen Schriftſtellern aufgefordert und was dergleichen ſcheußliche Greueltaten noch mehr waren. Ich wurde auch am anderen Tage von Ihren Beamten — ich muß die Charakterköpfe der politiſchen Abteilung des Berliner Polizeipräſidiums wohl ſo nennen — über meine angeblichen Delikte vernommen. Da ich mich aber weigerte, vor Polizeiorganen überhaupt auszuſagen — ich brauche Ihnen als altem, erprobtem Revolutionär nicht zu erklären, warum — kam die Sache vor den Unterſuchungsrichter, der denn auch tatſächlich einige Kronzeugen benannte, die unter Eid die von der jüdiſchen Preſſe in freier, geflügelter Phantaſie erfundenen Untaten bekunden wollten. Ich rief damals die ehrlichen Teilnehmer der in Frage ſtehenden Verſammlung zur Zeugenſchaft auf. Mehrere hundert meldeten ſich zum Gegeneid, und dann verſank der ehrwürdige Pfarrer in der Verſenkung. Nur meldete ſich bei uns noch ein Oberwachtmeiſter Ihrer — Genoſſe Zörgiebel, Ihrer — Polizei, der ſich bereit erklärte, zu beeiden, daß ihm der ehrwürdige Greis vor der Verſammlung ſchon in ſtark betrunkenem Zuſtande aufgefallen ſei. Aber das nur nebenbei!

Und nun zur Hauptſache:

Wir legten ſofort gegen Ihre Auflöſungsverfügung ordnungsgemäßen Proteſt beim Oberpräſidenten ein. Wir taten das um ſo reineren Gewiſſens, als das mit Ihrem Namen gezeichnete Dokument von einer Leichtfertigkeit, um nicht zu ſagen Unfähigkeit war, daß

jeder ordentliche Richter ohne weiteres die Aufhebung dieſes ſelbſt für neudeutſche Regierer unerhörten Verbots verfügen mußte. Sie ſcheinen das auch ſelbſt zu wiſſen, Herr Genoſſe. Denn bis heute — das Verbot iſt mittlerweile ſchon ſieben Monate alt — haben Sie und Ihre Organe es noch nicht für zweckmäßig gehalten, der Ihnen übergeordneten Inſtanz des Oberpräſidenten die von ihr verlangten Unterlagen zur Verfügung nachzureichen. Im Gegenteil! Sie ſchleppen die Sache künſtlich hinaus, rechnen auf unſere vorläufige Ohnmacht, ſtellen ſich ſchwerhörig und ſtecken Ihren Kopf — oh, dieſen Kopf der Köpfe im neuen Deutſchland — in den Sand. Bei Gott, das Vernünftigſte, was Sie tun können! Die Wahlen ſtehen vor der Tür, und Sie wiſſen ſo gut wie ich, daß unſere Partei die einzige iſt, die durch ihre Art des Kampfes dem Marxismus auch in der Reichshauptſtadt ernſtlich zu Leibe rücken könnte.

Genoſſe Polizeipräſident! Haben Sie Ihr Dokument vom 5. Mai ſelbſt ſchon einmal in Ruhe durchgeleſen? Wiſſen Sie, daß darin geſchrieben ſteht: „Dr. Goebbels forderte in nicht mißzuverſtehender Weiſe auf einer am 10. Oktober 1926 in Potsdam veranſtalteten Märkertagung die Parteimitglieder zur Mitarbeit an der Zerſtörung des heutigen Staates auf.“ Wiſſen Sie, daß ſich bis heute, im Ablauf von anderthalb Jahren, noch kein Staatsanwalt gefunden hat, der mich deshalb in Anklagezuſtand verſetzt hätte? Iſt es Ihnen bekannt, Herr Genoſſe, daß in dem von Ihnen gezeichneten Schreiben zu leſen ſteht, ich hätte die Anweiſung gegeben, „daß die verantwortlichen Gau- und Landesführer ihre ganze Tätigkeit auf die vorher erwähnten Punkte zu konzentrieren haben“, und daß der Schreiber Ihres Dokuments damit den Anſchein zu erwecken verſucht, als bezögen ſich dieſe meine Worte auf die in Ihrer Verfügung inkriminierten Stellen, während ſie in Wirklichkeit gar keine ſachlichen „Punkte“ meinen, ſondern „Punkte“ im Sinne von „Städte“, „Plätze“, „Landesteile“, und daß man das im Alltagsleben, im Leben unterhalb der moraliſchen Sphäre eines preußiſchen Polizeipräſidiums ſozuſagen als Leichtfertigkeit, Fahrläſſigkeit, vielleicht als etwas, das ich zu klug bin, in Worte zu kleiden, bezeichnen würde?

Genoſſe Jörgiebel! Revolutionär in Frack und Arbeiterführer in Limouſine und hoch zu Roß! Ich nehme nicht an, daß das Verbot gegen unſere Organiſation aus unſachlichen, parteitaktiſchen Erwägungen heraus aufrechterhalten bleibt. Es wäre ſehr unklug und

töricht von mir, wollte ich Ihnen das unterſtellen. Aber wir haben das Recht, als Staatsbürger, auch zweiter Klaſſe, zu verlangen, nun endlich vor einem ordentlichen Gericht Rede und Antwort ſtehen zu dürfen. Wir laſſen nicht locker; davon mögen Sie, Herr Proletarierführer, überzeugt ſein.

Antworten Sie, Genoſſe! Zerren Sie uns vor den Kadi! Machen Sie uns den Prozeß! Ihnen ſtehen ja Spitzel genug zur Verfügung, die uns überführen könnten. Sie haben das Wort. Reden Sie! Wir werden die Antwort nicht ſchuldig bleiben!

5. Dezember 1927.

Ins neue Jahr!

Schaut rückwärts:

Ein Jahr des Kampfes liegt hinter uns. Sorge und Not, Gefängnis und Verfolgung verhängte ein gütiges Geſchick in überreichem Maße über unſere Reihen. Mißt man den Wert einer Bewegung an dem Grad des Haſſes, der ihr von den Vernichtern des deutſchen Volkes entgegengebracht wird, wir können beſtehen. Zaghaft traten wir in das Jahr 1927 hinein. Wir wußten alle, daß es von uns Großes, faſt Unmenſchliches verlangen würde. Aber ſchauen wir zurück, dann können wir mit Stolz und Zufriedenheit ſagen: Wir haben beſtanden! Das Schickſal hat uns nicht untergekriegt! Wir haben dem Feind, wo auch immer er heranſchlich und unſere Reihen zu erſchüttern trachtete, die Zähne gezeigt. Wir haben gekämpft, aufrecht und furchtlos und treu. Nicht einmal hat die Verfolgung, die über uns hereinbrach, uns klein und feige geſehen.

Das Jahr 1927 war das der Gärungen und Klärungen. Die Fronten haben einander abgetaſtet. Wo Gutes beim Gegner war, iſt es unter unſerem Anprall mählich, aber ſicher abgebröckelt, und wo es den Weg zu uns noch nicht erkennen kann, da findet es ihn doch langſam mit der ablaufenden Selbſtverſtändlichkeit eines Naturgeſetzes. Weil wir ſo klar und kompromißlos unſeren Glauben ins Volk hineintrugen, darum beginnt man jetzt wieder, Glauben zu uns zu faſſen.

Zwölf Monate lang haben wir das Erdreich aufgeriſſen und die junge Saat in die braunen Schollen hineingeworfen. So mancher Säemann ging aus und ſtreute den Samen. Und nun beginnt die

Erde zu treiben. Der Wind ſteht auf gut Wetter, und es geht zur Ernte hin. Noch niemals ſahen des Himmels Sterne ein junges Geſchlecht ſo voll von Mut und Glauben und Zuverſicht. Wir haben beſtanden! Gottes Hand war über uns!

Schaut vorwärts:

Ein Jahr des Kampfes liegt vor uns. Wer in Reih und Glied ſteht, weiß, worum es geht. Um alles! Um alles! Was wir ehedem erahnten und fühlten, heute wiſſen wir's und vermögen es zu ſagen. Und ſo treten wir, auf uns ſelbſt und allein geſtellt, zum Entſcheidungsſchlag an.

Neue Verfolgungen werden über uns hereinbrechen. Wir werden größer werden, ſo wird das Maß der Unterdrückung wachſen, bis es einmal unerträglich wird. Darum freuen wir uns, daß es ſo iſt und wünſchen es nicht anders. Wenn das Schickſal es zuläßt, daß die große Not über uns hereinkommt, dann gibt es uns auch die Kraft, ſie zu meiſtern.

Der Wert eines Menſchen und auch einer Bewegung richtet ſich nach der Größe des Unglücks, das über ſie kommt, und nach ihrer Fähigkeit, dieſes Unglück zu wenden.

Noch nie gab die Geſchichte Großes ohne ebenſo großen Einſatz. Darum ſetzen wir alles ein, um alles zu gewinnen. Das neue Jahr wird unter uns weiter ſondern und richten. Schärfer werden die politiſchen Fronten ſich abgrenzen; Spreu wird vom Hafer geſchieden. Die Starken werden ſtärker und die Schwachen ſchwächer und feiger werden. Und wir als die Mutigſten werden wie ein Magnet allen Mut in unſeren Kreis hineinziehen.

Das wiſſen wir mit tiefer Beruhigung: Das neue Jahr wird das erſte Jahr der Ernte ſein. Die Saat beginnt aufzugehen, und es wird ſich ſchon zeigen, daß Mühe und Kampf doch nicht umſonſt geweſen ſind. Blut wird nicht für nichts vergoſſen. Auch die vier Toten des abgelaufenen Jahres haben ein Recht, und dieſes Recht zu erfüllen, dazu ſind wir bereit.

Kameraden von Berlin! Die Partei iſt verboten! Die Fahnen hängen müde und ſchwer am Schaft, und dem Fahnenträger wird bald die Zeit zu lang. So manchen ſah er von ſich gehen. Der eine liegt nun mit verbundenem Schädel oder ſiechem Leib im Krankenzimmer; der andere durchmißt mit langen Schritten ewig auf und ab

eine enge Zelle. Prozeſſe drohen, Strafen nach jüdiſch-römiſchem Geſetz, Verfolgungen, Drangſalierungen; über unſeren Häuptern tobt ſich der Gummiknüppel einer wildgewordenen Dawesſoldateska aus, und es iſt in all der Not kein Ende abzuſehen. Aber der Geiſt lebt!

Und da frage ich euch: Habt ihr das Jahr, das hinter euch liegt, vor Gott und den Menſchen dem Vaterland geweiht? Ich weiß, ihr könnt ja ſagen. Denn nichts tatet ihr für euch. Und wolltet ihr eine Stunde miſſen in dieſem herrlichen Jahr, wo wir das Banner hineinpflanzten in dieſe Stadt?

Ich weiß, ihr ſagt nein und gebt mir die Hand darauf, daß es ſo bleiben ſoll.

Und nun hebt den Schritt und tretet mutig ins neue Jahr hinein! Sie mögen die Fahnen verbieten! Wir ziehen ſie in den Herzen auf!

Vorwärts und aufwärts!

Denkt an das Vaterland!

Es lebe Adolf Hitler!

2. Januar 1928.

Der Pfarrer Stucke

Am 4. Mai des vergangenen Jahres ſtand in einer unſerer Maſſenkundgebungen ein ehrwürdiger, weißhaariger Herr mitten während meiner Rede auf und beleidigte mich trotz eindringlichſter Vermahnung des Verſammlungsleiters zweimal auf das infamſte. Er wurde daraufhin von Unbekannt an die friſche Luft geſetzt. Leider bezog er bei dieſer Prozedur ein paar unſanfte, aber gewiß redlich und erzieheriſch gemeinte Kopfnüſſe, die ihn jedoch nicht daran hinderten am ſelben Abend mit dem Berliner Vizepolizeipräſidenten Bernhard Weiß Verbindung zu ſuchen und zu finden und von ihm das Verbot des Stahlhelmtages ſowohl als auch der Partei zu verlangen, die ihm, dem Pfarrer, ſo unſanft auf die weiche Birne geklopft hatte. Nur zum Zweiten konnte ſich der Mann, deſſen Spitzname durch das Republikſchutzgeſetz unter Strafe ſteht, und der deshalb hier nicht genannt, aber um ſo eindringlicher dazugedacht werden darf, entſchließen, und eine wohlabgeſtimmte, ganz einheitlich von links bis rechts geführte Preſſekampagne tat das ihrige, dieſes Parteiverbot dem Leſepöbel der Berliner Aſphaltjournaille mundlich zu machen.

Wir ſchrien uns die Kehle wund nach dem Kadi; doch der hieß Haſe und wußte von nichts. Er ſteckte eindringlichſt den Kopf in den Sand und behauptete wie der Vogel Strauß: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß!“ Je lauter wir riefen, deſto ſteifer hielt er die Ohren, bis ihm ſchließlich das Trommelfell platzte, und dann begann der Laden zu brummen. „Sie werden hiermit ...“ Ich kam und ſagte aus und erfuhr zu meinem maßloſen Erſtaunen, daß ſich tatſächlich Eideshelfer gefunden hatten, die mit erhobenem Finger auszuſagen bereit waren, was ihren Brotgebern im Polizeipräſidium nicht unangenehm iſt. Ich rief meine Gegenzeugen auf.

Und dann meldeten ſich dieſe Gegenzeugen. Zehn, zwanzig, fünfzig, hundert, dreihundert, zum Schluß fünfhundert. Ich nahm die markanteſten und eindeutigſten heraus und meldete ſie pflichtgemäß dem Unterſuchungsrichter zur Gegenausſage. Und ſiehe da! Ein Wunder war geſchehen! Der myſteriöſe Pfarrer — ich weiß nicht, ob er mittlerweile ſeiner Verdienſte um neudeutſche Regierer wegen den Schutz des Republikſchutzgeſetzes genießt und verzichte deshalb auf eine nähere Charakteriſierung — verſank wieder in der wärmenden Verſenkung. Aber wir ließen nicht locker. Wir riefen: „Polizei, Polizei!“ ſechs Monate hindurch. Und ſchließlich halfen keine Ohrenwatte und kein geplatztes Trommelfell mehr. Wir wurden erhört, und man übergab uns ſchweren Herzens den Gerichten.

„Der Schriftſteller Dr. Joſeph Goebbels wird angeklagt, öffentlich vor einer Menſchenmenge zur Begehung ſtrafbarer Handlungen, nämlich Körperverletzung, aufgefordert zu haben, wobei jedoch die Aufforderung ohne Erfolg geblieben iſt.“

Ich denke, nanu, denke ich. Nennt man das ohne Erfolg? Oder fingert ihr geſcheiten Leute die Sache ſo, daß der Pfarrer aus dem Spiel bleibt und nur der myſteriöſe Redakteur, der Schatten, der nicht Daſeiende, die Idee, die Phantaſie von einem Menſchen im Sinne des Bürgerlichen Geſetzbuches übrigbleibt? Vorſicht! Vorſicht!

„Sie können innerhalb einer Woche eine Voruntersuchung oder die Vornahme einzelner Beweiserhebungen vor der Hauptverhandlung beantragen. — Ferner können Sie Einwendungen gegen die Eröffnung des Hauptverfahrens vorbringen.“ Merkwürdig, dieſer Brief kommt vier Tage nach Datum in meine Hände, bleiben alſo noch drei Tage von der Woche, innerhalb deren ich „Einwendungen“

machen kann. Ich ſchreibe an den Richter einen ausführlichen Schrieb über den ganzen Vorgang und biete für meine Darſtellung aufs neue ſechzig der einwandfreieſten Zeugen an.

Ich bin allerhand gewohnt, aber was nun folgt, das geht denn doch über die Hutſchnur ſelbſt eines Staatsbürgers zweiter Klaſſe dieſer Republik:

„In Ihrer Strafſache teilen wir Ihnen mit, daß wir die Ladung der im Schreiben vom 21. Dezember genannten Zeugen als unerheblich ablehnen.

gez.: Sternheim, Landgerichtsdirektor."

Hm! So, ſo! Alſo Sternheim. Herr Sternheim lehnt ab. Als unerheblich. Erheblich ſind alſo für Herrn Sternheim anſcheinend nur die 6 (in Buchſtaben: ſechs) Charakterköpfe der I A, die als Zeugen paradieren. Ich ſchlage Krach. „Sie lehnen die Ladung meiner Zeugen als unerheblich ab. Sie können das deshalb nicht, weil Sie ja gar nicht wiſſen, was die einzelnen Zeugen zu ſagen haben. Ich muß darauf beſtehen, daß außer den von Ihnen geladenen Zeugen noch mindeſtens folgende Zeugen zur Vorverhandlung vorgeladen werden." Daraufhin dekretiert Herr Sternheim, ſeines Zeichens Landgerichtsdirektor: „Sie werden zur Hauptverhandlung auf den 13. Januar 1928, vormittags 10.30 Uhr, vor das Schöffengericht Berlin-Mitte, Abteilung 203, Erdgeſchoß, Zimmer 109, geladen."

Von meinen Zeugen ſagt er nichts, der Herr Sternheim! Am 13. Januar alſo geht die Komödie über die Bretter, die Gericht bedeuten. Der Pfarrer Stucke wird zeugen, vor Gott und vor den Menſchen!

Wir haben noch einen Trumpf in der Hand; den ſpielen wir am 13. Januar aus. Läßt man die von mir beantragten Zeugen nicht zu, dann werden wir der Öffentlichkeit ad oculos demonſtrieren, was dieſer Prozeß iſt:

Ein Theater, eine Farce, ein Luſtſpiel der Republik, und nicht einmal eins, das von Witz zeugt.

9. Januar 1928.

Ich meine es gut mit euch!

Eben komme ich nach in aller Haſt doch ſo wohltuender Fahrt von Hamburg zurück, ſtürze wieder in den Berliner Trubel hinein und mache mich gleich an die Arbeit für den großen Prozeß. Nun häufen ſich allmählich die Unterlagen. Zeugenausſagen über Zeugenausſagen, Beweisanträge, eidesſtattliche Erklärungen, Zeitungsausſchnitte, Anklagen und Gegenklagen, und, was die Hauptſache iſt, Perſonalakten. Dieſer Prozeß geht aufs Ganze. Und da man uns den Kampf aufzwingt mit allen Mitteln, ſo nehmen wir ihn gern und dankbar an. Mit allen Mitteln. Eine dicke Mappe iſt mir beſonders ans Herz gewachſen. Darauf ſteht geſchrieben: Pfarrer Fritz Stucke. So! Ohne alle Anführungsſtriche. Eine herrliche Mappe! Sozuſagen ein Zeitdokument. Ein Diener des Wortes wird hier ſeines Amtsrockes entkleidet und ſo gezeigt, wie der liebe Gott ihn geſchaffen hat. Menſchlich, allzu menſchlich. Dieſe liebe Mappe! Ich ſtreichle ſie, als wäre ſie ein heimlicher Goldſchatz. Das iſt ſie vielleicht auch. Für mich, für uns beſtimmt. Nur wenige wiſſen davon, und die verſtehen zu ſchweigen. Wir ſind direkt eiferſüchtig auf dieſe Mappe. Wie ein Geizhals mit ſeinem Gold im Strumpf, ſo gehen wir mit dieſer Mappe um. Wir öffnen ſie nur bei Lampenlicht, wenn die Neugierigen weit ſind, und dann berauſchen wir uns an dem betörenden Glanz dieſes Flitters. Lachen, klopfen uns auf die Knie, reiben uns ſchadenfroh die Hände und freuen uns wie die Diebe. Meint ihr, wenn man bei dem Geizhals Hausſuchung hielte, man fände heraus, wo er ſein Geld im Strumpf hat? Meint ihr, wenn einer, ein jemand, ein X, ein Abgeſandter von einem, einem jemand, einem anderen X zu uns käme unter irgendeinem Vorwand, ſagen wir einmal, weil er der törichten Meinung iſt, wir hätten Druckſchriften oder Kanonen gegen die Republik, meint ihr, er fiele ſo zufällig über unſere Mappe? Oh, da kennt ihr uns ſchlecht; da ſeid ihr im Irrtum, das ſeid ihr, ſchwer im Irrtum. Unſere Mappe iſt unſere Welt. Die verſtecken wir, wie der Geizkragen ſeinen Goldſtrumpf; wer weiß, wo. Aber nicht, um ſie, wie er, nach dem Tode lachenden Erben zu laſſen. Das könnte euch ſo paſſen! Mit dieſer Mappe haben wir etwas vor. Sozuſagen ja!

Und in dieſe lüſterne Vorfreude regnet, wie der Hagel in den Sonnenſchein, eine Karte auf den Tiſch. „Der Termin am

13. Januar vor dem Schöffengericht Berlin-Mitte iſt aufgehoben. Sie brauchen daher nicht zu erſcheinen.“ Und ich bin tieftraurig. Die dicken Tränen rinnen. Ich blättere zum Troſt noch einmal die Akten durch. Akten ſage ich euch! Da ſteht ſchwarz auf weiß geſchrieben, was vor Gott und den Menſchen keine Wahrheit iſt. Und dafür wollen den Finger heben die Kriminalaſſiſtenten von Krieg, Rauhut, Hartwig, Bober und Jedworny von der Abteilung I A des Berliner Polizeipräſidiums, der Schriftleiter Dr. Anton Hofrichter und der Pfarrer der Evangeliſchen Reformgemeinde e. V. Fritz Stucke. Und dieſe Eide — ſo muß man wohl ſagen — wird der Landgerichtsdirektor Sternheim abnehmen. So ſteht es geſchrieben. Und nun ein letztes Wort zur Güte. Ich meine es gut mit euch.

Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben. Der Prozeß kommt. Hoffentlich bald. Es iſt nicht mein Prozeß, ſondern unſer Prozeß. Weil der ehrwürdige Pfarrer Fritz Stucke totgeſchlagen wurde, darum hat man unſere Partei verboten. Werden wir freigeſprochen, dann fällt auch der letzte Schein eines Rechtes zu dieſem Verbot. Darum werden wir uns, wenn nötig, mit den Zähnen verteidigen. Jedes geſetzliche Mittel iſt uns recht, da wir zu wiſſen glauben, daß dem auch bei euch ſo iſt. Wir gehen nicht unvorbereitet in dieſen Prozeß hinein. Wir lagen nicht auf der Bärenhaut, derweil ihr uns zehn Monate Zeit ließet zum Nachdenken. Hoffentlich bekommt euch der Prozeß gut. Daß er uns gut bekommt, das laßt unſere Sorge ſein.

Ihr Herren von der I A des Polizeipräſidiums: Wenn man den Finger hebt, dann ſchwört man; und da muß man das ſagen, was vor Gott und nicht vor dem Brotgeber die reine Wahrheit iſt. Das, was in eurer Anklageſchrift geſchrieben ſteht, iſt nicht die Wahrheit, ſondern im Gegentum. Bedenkt das wohl! Es ſtehen Gegenzeugen bereit: deutſche Männer und Frauen von untadeligem Ruf, hundert, wenn notwendig zweihundert und mehr. Ihr ſagt nicht aus gegen irgendeinen tumben Tropf, der ſich nicht zu helfen weiß, ſondern gegen Männer, die eine Bewegung, die ſie über alles und mehr als ihr Leben lieben, zu verteidigen haben. Vorſicht iſt beſſer denn Nachſicht.

Ehrwürden! Hochwürden! Erſterbe in Demut! Wenn ein Rat angebracht iſt, ſeien Sie vorſichtig, wenn Sie unter Eid ausſagen. Man erinnert ſich meiſtens nicht mehr ſo genau der Dinge, wenn man im

großen Nebel war. Setzen Sie Ihre Worte richtig! Man kann auch die Ausſage verweigern, dann nämlich, wenn ſie einen ſelbſt belaſten würde. Unſere Mappe, unſere liebe Mappe iſt keine Verteidigung, ſondern eine Anklage, eine flammende Anklage, ein Angriff, mit Verlaub zu ſagen. Sie iſt mit nüchterner Berechnung zuſammengetragen, und auf keiner Seite finden ſich Spuren von Alkohol. Überhaupt der Alkohol, Ehrwürden! Dieſer Teufel der Menſchheit. Malen wir ihn nicht an die Wand. Wird vom Alkohol geredet, dann tut der Fachmann gut daran, in Schweigen zu verſinken.

Gegenzeugen herein! Hebt die Hand und ſchwört und ſagt die reine, lautere Wahrheit: So iſt es! Hier ſtehen wir!

Zeugen der Anklage:

Ich meine es gut mit euch! Aber gereizt, wird ſelbſt das Lamm zum Wolf! Ich warne Neugierige!

16. Januar 1928.

Durch die Blume

Ein penetranter Geruch verpeſtet die Luft in der Umgebung des Hauſes der neunundneunzig Schafsköpfe, und keine offizielle Verlautbarung des Genoſſen Jörgiebel reicht mehr aus, ſelbſt dem harmloſeſten Zeitgenoſſen weis zu machen, das rühre von einem Gasrohrbruch bei den Schachtarbeiten her.

Alſo: Ich wohne jetzt in Friedenau in unmittelbarſter Nähe einer großen Opelfiliale, und ſeitdem intereſſieren ſich die Herren mit Gamsbart, Stutzen und Krückſtock merkwürdig intenſiv für neue Opeltypen. Zwar gibt es im Zentrum Filialen die Menge, aber anſcheinend hat es die in Friedenau den Achtgroſchenjungen der heiligen Hermandad beſonders angetan. Im ſchnittigen Wagen kommen ſie frühmorgens angebrauſt, und ſchaue ich zum Fenſter hinaus, dann pendeln ſie beteluſtig die Straße auf und ab. Nur wenn ich das Haus verlaſſe, dann erwacht ihre Liebe zu Opel. Dann ſtehen ſie harmlos vor den Scheiben und ergehen ſich in tiefſinnigen Fachdebatten. Ich merke nie etwas. Ich habe nur ſo meine heimliche Freude, wenn der ſchnittige Wagen dahin muß, wohin ich will. Da ich nicht annehmen kann, daß der Berliner Vizepolizeipräſident Bernhard Weiß den Plan hat, eine Biographie meiner Beſcheiden-

heit zu ſchreiben und dazu Material von ſeinen Rüſſelputzern ſammeln läßt, muß wohl dieſe ſo freundliche Überwachung ihre guten Gründe auf anderer Ebene haben.

Es iſt nicht nur eine Vermutung von mir, wenn ich der Meinung Ausdruck gebe, daß das Berliner Polizeipräſidium ſeit nahezu zwei Jahren mit einem wahren Bienenfleiß einen umfaſſenden Perſonalakt von meiner politiſchen und ſonſtigen Tätigkeit anlegt. Man kann es den Herren dabei nicht einmal verdenken, daß ſie den Wunſch haben, ſie möchten bei der Suche nach politiſcher Belaſtung auch ſo rein zufällig einen kleinen Kleckſer auf der moraliſchen weißen Weſte finden. Dann beruhten dieſe Kleckſer auf Gegenſeitigkeit, und jeder würde aus eigenſtem Intereſſe ſchon die Schnauze halten. Ich kann ihnen den Gefallen leider nicht tun. Und daher vor allem dieſe Betulichkeit. Was würde nun Herr Weiß zum Exempel dazu ſagen, wenn einer von uns, ſagen wir einmal ich, den mühſam zuſammengeklaubten Akt meiner eigenen Wenigkeit aus dem Berliner Polizeipräſidium ſelbſt mit eigenen Augen geſehen hätte. Sagen wir einmal, er wäre ihm abends um zwölf Uhr überreicht worden, unter Brüdern natürlich, und er hätte bis morgens um fünf Uhr Gelegenheit gehabt, ihn durchzuſtudieren. Er wäre dabei aber nicht vor Angſt in die Knie geſunken, ſondern ordentlich ſtolz auf ſeine Untaten geworden. Er wüßte alſo, was ſeine Gegner mit ihm vorhaben, mit welcher Rückſichtsloſigkeit ſie die Polizeigewalt gegen ihn einzuſetzen gewillt ſind, und er ſtellte ſich nun auf den für Herrn Weiß auf Grund ſeiner doch auch ihm gewiß von ſeinem hochſeligen Herrn Vater, dem Synagogenvorſteher Weiß, übermittelten religiöſen Erkenntniſſe außerordentlich verſtändlichen Standpunkt: Auge um Auge und Zahn um Zahn; und begänne nun, auch ſeinerſeits Perſonalakten anzulegen, fein ſäuberlich und einwandfrei — das wird doch noch erlaubt ſein — mit Photographien und lückenloſem Lebenslauf. Es gibt Menſchen, die ſcheuen den lückenloſen Lebenslauf wie der Teufel das Weihwaſſer.

Kurz und gut:

Es war früher unter uns ein „Parteigenoſſe", deſſen Namen ich bei nächſter Gelegenheit nennen werde. Dieſe Kreatur, die wir längſt ſchon in Verdacht hatten und deshalb überwachen ließen, hat nun vor uns ein Geſtändnis abgelegt, daß er uns verraten habe. Sein Verführer heißt Rühl; wir alle kennen ihn. Und was will der Knabe

Rühl und wofür iſt er jede Summe zu zahlen bereit: unſere Perſonalakten über die I A.

So ſiehſt du aus! Sie, verehrter Diener der Republik, haben ſich wieder einmal ſo dumm in die Brenneſſeln geſetzt, daß Ihre Brotgeber nun doch in Erwägung ziehen müßten, Ihnen endlich den Gutenachtkuß zu geben; ſchon aus Selbſterhaltungstrieb. Wir haben noch mehr auf der Latte. Aber wir haſſen Sie ſo inbrünſtig, daß wir es vorziehen, Ihnen die Medizin, von der wir annehmen, daß ſie Ihnen nicht wie Honig ſchmeckt, tropfenweiſe zu verabreichen. Sie können ſich gratulieren! Und noch einige dazu. Wir ſind gewillt, nunmehr mit dieſem feigen Syſtem der Aushorcherei Schluß zu machen, koſte es, was es wolle.

Ein nicht unbedeutender Mann der I A erklärte mir vor nicht allzu langer Zeit, daß ich dem preußiſchen Staate im Jahre rund fünfunddreißigtauſend Mark koſte für Schutz und Überwachung und ſo. Ich nehme an, daß in dieſer Summe auch die acht Groſchen des Herrn Rühl figurieren. Die ſollen geſtrichen werden. Er mag ſich darauf verlaſſen. Der preußiſche Innenminiſter erklärte vor einigen Monaten im Landtag, er verachte das unwürdige Syſtem des politiſchen Spitzeldienſtes, und er gebe ſein Wort darauf, daß es in Preußen in keiner Behörde mehr exiſtiere. Der Herr Miniſter Grzeſinsky, geboren im Hauſe Cohn, kennt entweder ſein Reſſort nicht, dann iſt er unfähig, oder aber er kennt es, dann hat er die Unwahrheit geſagt, und ſein Wort iſt keinen roten Heller wert.

Wir nehmen nicht an, daß er von ſich aus dieſen ſtinkenden Sumpf austrocknen wird. Dieſen Optimismus überlaſſen wir den bezahlten Kreaturen der preußiſchen Verwaltung. Schön! Dann krempeln wir ſelbſt die Ärmel hoch und geben uns mit Verzweiflung daran, dieſen Augiasſtall auszumiſten. Gasmasken heraus!

Es wird ein luſtiges Tänzchen, das wir euch vorführen wollen.

Diesmal mußten wir noch durch die Blume ſprechen. Wir ſind geſpannt, was ihr zu tun gedenkt. Das nächſtemal werden wir maſſiver. Ihr könnt euch gratulieren!

Dann reden wir auf gut deutſch.

30. Januar 1928.

Eine Mücke hat gehuſtet

Karl Jörgiebel, ehemaliger Gewerkſchaftsſekretär und derzeitiger Reklamegoi im Berliner Polizeipräſidium, gehört zu jenen ehrenwerten Männern, die am 9. November 1918 in Deutſchland Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit eingeführt haben. Das war, wie es ſcheint, ein lukratives Geſchäft. Denn aus dem ehemaligen kleinen Proletarierführer iſt nun ein großer Paraderepublikaner geworden. Und nachdem er vor einigen Tagen ſeine neue Villa — koſtet unter Brüdern hundertzwanzigtauſend Mark — bezogen hat, kann ihm kein Geldſackdemokrat mehr etwas vormachen. Ja, ſo ändern ſich die Zeiten!

Beſagter Karl Jörgiebel hat die merkwürdige Angewohnheit, meine Beſcheidenheit von Zeit zu Zeit mit einem allerhöchſten Regierungserlaß zu beglücken. Meiſtens unerfreulichen Inhalts, für ihn wie für mich. Denn ich nehme zu ſeiner Ehre an, daß es auch dieſen Schutzengel der Republik in tiefſter Seele ſchmerzt, wenn er die Demokratie mit Füßen treten muß. Aber was tut man nicht alles für eine Villa. Dieſer Tage kommt wieder ſo ein Schreibebrief auf meinen Tiſch geflogen:

„Der Ankündigung der für Freitag, den 17. Februar 1928, vorgeſehenen öffentlichen Wählerverſammlung iſt die Zahl Vierhundertachtundſechzig beigedruckt. Es iſt feſtgeſtellt worden, daß durch die der Verſammlungsankündigung beigedruckte eingeklammerte Zahl der jeweilige Saaldienſt beſtimmt wird, den die SS. des Gaues Brandenburg der NSDAP. zu verſehen hat. Dieſe Betätigung der SS. verſtößt gegen mein Verbot der NSDAP. für Groß-Berlin vom 5. Mai 1927. Auf Grund des vorgenannten Verbotes verbiete ich die vorgenannte Veranſtaltung.

gez. Jörgiebel."

Was ſagt ihr nun, ihr Männer? Unſer Drucker hat ſich, als ich ihm dieſen Brief zeigte, förmlich wie ein Regenwurm gekrümmt und gebogen vor Lachen. Die beigedruckten Zahlen bedeuten nämlich die Regiſternummern des Verlages. Der Herr Polizeipräſident oder einer ſeiner Rüſſelputzer — wahrſcheinlich iſt Herr Rühl wieder einmal beförderungsbedürftig — hat eine Mücke huſten hören, und nun behauptet er, das ſei ein Erdbeben.

Aber angenommen, die Zahlen bedeuten tatſächlich den jeweiligen

Saaldienſt. Wo ſteht es in der Weimarer Verfaſſung geſchrieben, daß ich mich in einer Verſammlung von wildgewordenem Straßenpöbel niederbrüllen oder gar zuſammenſchlagen laſſen muß? Iſt es denn dem Herrn Genoſſen Zörgiebel ſo gänzlich unbekannt, daß hier in Berlin von einem kommenden freien Deutſchland ſprechen, mit dem Teufel Brüderſchaft trinken heißt? Vor einigen Wochen traten mehrere Kommuniſten zu uns über, die eidesſtattliche Erklärungen abgaben, daß im vergangenen Jahr bei einer unſerer großen Verſammlungen ſechstauſend Rotfrontleute, unter der Führung von Teddy Thälmann, Spandau beſetzt hielten, um dem Spuk der Hitlerbanditen, wie ſie ſagten, endgültig den Garaus zu machen. Ich fuhr damals, eskortiert von ſechs Autos, über die Heerſtraße nach Berlin zurück, umjohlt und umbrüllt von tobenden Janhagelhorden. Vor unſerer Abfahrt wurden die Wagen von der Polizei auf Waffen unterſucht, und wir behielten zu unſerer Verteidigung nur das Autowerkzeug und ein paar Bleirohre. Was hätte Genoſſe Zörgiebel beiſpielsweiſe geſagt, wenn man uns da auf offener Straße niedergemeuchelt hätte? Haben die Dinge ſich bis heute geändert? Nein! Die Polizei will und kann unſere Freiheit und unſer Leben nicht gegen den roten Terror beſchützen. Und wenn das Berliner Polizeipräſidium mir die Organiſation eines eigenen Schutzes nur für das nackte Leben verbietet, dann leiſtet es damit — ich ſage das im vollen Bewußtſein der Tragweite dieſer Anklage — dem Verbrechen und dem geplanten Mord Vorſchub.

Nun wird Genoſſe Zörgiebel fragen, warum ich denn überhaupt rede und die öffentliche Ruhe und Sicherheit ſtöre. Weil ich nicht ſtillſchweigend zuſchauen kann, wie er und ſeinesgleichen Parforce reiten und Villen kaufen, während meine Volksgenoſſen, ehrliche deutſche Arbeiter und Frontſoldaten, verhungern und verkommen. Und das allein iſt auch der wahre Grund dieſer geiſtloſen Gummiknüppelmethoden: wir fangen wieder an, den Herren unbequem zu werden. Das Lachen hat aufgehört, und nun kommt wieder die ſchlotternde Angſt zum Vorſchein. Wenn wir das ſelbſt nicht ſchon wüßten, das Ausland ſchreit es uns allzu vernehmlich in die Ohren. Der Londoner „Daily Telegraph" ſchrieb über unſere Parker-Gilbert-Geburtstagsfeier unter dem 28. Januar:

„Die Wilhelmſtraße wurde durch dieſe Proklamation höchſtlich verwirrt und unterhandelt mit der Polizei darüber, ob es nicht ratſam

ſei, die Verſammlungen verbieten zu laſſen. Spät nachts wurden viele Plakate von in Zivil gekleideten Perſonen heruntergeriſſen."

Da liegt der Hund begraben. Saubere Einheitsfront das: Parker Gilbert, der Fronvogt der Hochfinanz über Deutſchland, Guſtav Streſemann, der Syndikus des Geldes und Anwalt des Weltgewiſſens, und Karl Jörgiebel.

Euch fällt das Herz in die Hoſen, wenn eine Mücke huſtet.

Was werdet ihr erſt für ſchlichte Heldengeſtalten abgeben, wenn tatſächlich das Gewitter kommt? 27. Februar 1928.

Latrinenparolen

Iſt es wahr, daß Sie während Ihrer Arbeit im Ruhrgebiet mit Freimaurern in engſter Verbindung geſtanden haben und von ihnen geldlich ausgehalten worden ſind? Wenn ja, wie verträgt ſich das mit Ihrer heutigen Geſinnung?

Entſpricht es den Tatſachen, daß Ihre Schweſter in Berlin jüdiſch verheiratet iſt und Sie häufig in ihrer Familie mittags zu Gaſt ſind? Wenn ja, wie können Sie das mit Ihrer Weltanſchauung in Einklang bringen?

Sind Sie jeſuitiſch erzogen und ſtehen Sie heute noch in Verbindung und Abhängigkeit zu ultramontanen Kreiſen und empfangen von dort Anleitung und Weiſung zu Ihrer politiſchen Tätigkeit? Wenn ja, was ſollen wir dazu denken?

Beruht das Gerücht auf Wahrheit, daß Sie vor einigen Wochen aus einem bekannten Berliner Lokal wegen Zechprellerei herausgewieſen werden mußten? Wenn ja, wie verträgt ſich das mit Ihrer ſo heuchleriſch zur Schau getragenen Anſtändigkeit und Honorigkeit?

Sind Sie Morphiniſt?

Iſt es wahr, daß Sie krank ſind und es nur noch eine Frage von Monaten ſein kann, daß Sie von der politiſchen Bildfläche verſchwinden und in irgendeinem Sanatorium für Nervenkranke Zuflucht ſuchen müſſen?

Entſpricht es der Wahrheit, daß Sie um ſich einen Kreis von Parteibonzen verſammelt halten, die Sie ſich durch Auszahlung von fürſtlichen Gehältern (evtl. franzöſiſchen oder italieniſchen Urſprungs?) gefügig machen?

Dulden Sie um ſich Parteigenoſſen in führenden Stellungen, von denen Sie wiſſen, daß Sie moraliſch minderwertig ſind und in ihrem Lebenswandel keineswegs den allgemeinen Begriffen von Sitte und Anſtand entſprechen?

Antwort, Antwort! Heraus mit der Sprache!

Das ſind Scherze? O nein, ſondern bitterer Ernſt. Das iſt nur ein kleiner Ausſchnitt aus dem Wuſt von Fragen und Nachforſchungen, die nun ſchon, ſolange ich in Berlin tätig bin, immer und immer wieder ſchriftlich und mündlich an meine Adreſſe kommen. Und das ſoll ich beantworten? Und ſoll mich obendrein noch bereit halten, jederzeit jeden neuen Wahnſinn und jede irgendwo ausgeheckte Lumperei zu widerlegen und zu entkräften? Sieht man denn nicht ein, wie maßlos beſchämend es ſein muß, ſolchen Irrſinn überhaupt weiter zu geben? Und hat man für die Klatſchbaſe oder den Schuft, der einem ſolche Bären aufbindet, gar keine andere Antwort zur Hand als die einer Nachfrage bei mir? Hat denn jeder Vagabund das Recht, mich zu inſultieren, und immer nur aus dem feigen Schutz der Anonymität heraus, und iſt denn keiner da, der gleich bei Erhebung von ohne weiteres durchſichtigen Verleumdungen von ſich aus der Partei den notwendigen Schutz gewährt, die doch einzig und allein in meiner ſo unweſentlichen Perſon getroffen werden ſoll? Wie oft muß man es denn ſagen, daß der Feind Mimikry betreibt, daß er jeden Tag eine neue Maske aufſetzt und man ihm nur die Maske herunterzunehmen braucht, um darunter immer wieder den ewigen Juden zu erkennen? Sind Sie Morphiniſt? Sehe ich ſo aus? Gehen Sie zu einem Juden zu Gaſt? Iſt Ihre Schweſter (ſie beſucht noch das Lyzeum und zählt 16 Lenze) mit einem unſerer Todfeinde verheiratet? Ja, ſind wir denn wahnſinnig geworden? Habe ich denn Grund gegeben zu dem Glauben, daß ich ein ausgemachtes Stück Vieh bin, ein Heuchler und gemeiner Kerl, auf den jeder Strolch unter Beifall der Menge ſeine Spucke abladen darf? Wenn das alles nur einen Schimmer eines Scheines der Berechtigung hätte, meint man, dann würde die Berliner Journaille, die doch ſonſt jeden Huſten von uns zu regiſtrieren pflegt, in vornehmer Zurückhaltung ſchweigen?

Der CV. arbeitet planmäßig und geräuſchlos nach eigener Angabe. Nicht eine der Kreaturen, die unſer Volk geſchändet und mißbraucht

haben, tritt gegen uns im offenen Gedankenſtreit auf und kreuzt mit uns die Klingen. Erſt ſchweigen ſie uns tot, dann ſchicken ſie uns den roten Terror auf den Hals, dann verbieten ſie uns Organiſation und Preſſe, und wenn das alles nichts mehr hilft, was bleibt dann dem Juden anders übrig als die von ihm ſo meiſterhaft beherrſchte Kunſt der Lüge und der Verleumdung? Und die betreibt er dann in der richtigen Erkenntnis, daß immer etwas hängenbleibt. Er ſaugt ſich eine fauſtdicke Pöbelei aus ſeinen ſchmutzigen Fingernägeln, und der Spießer nickt dann befriedigt: „Wenn auch nicht alles wahr iſt, etwas wird ſchon ſtimmen. So unverſchämt kann doch kein Menſch lügen.“ Doch, doch, ſo unverſchämt lügt der Jude. Angefangen von der jüdiſchen Braut Hitlers bis zur kleinen Gemeinheit gegen den letzten Parteifunktionär. Und dagegen ſollen wir uns verteidigen, ſollen jede Woche ein Dementi loslaſſen, um die ausgefallenſten Abſurditäten richtigzuſtellen? Das könnte dem Hebräer ſo paſſen! Damit drängte er uns in die Verteidigung, und dann könnten wir die Parole unſerer kampffrohen Arbeit „Der Angriff“ umtaufen in „Die Rechtfertigung“. Für ſo dumm hält man uns?

Wie wir fechten, das beſtimmen wir und nicht irgendein anonymer Hebräer. Noch ſind wir nicht ſo krank und morphiniſtiſch verſeucht, daß wir nicht Kraft genug hätten, ihm auch in dieſem neuen Jahr die richtige Antwort zu geben.

Ein Jude kann uns gar nicht beleidigen. Das einzige Mittel, mit dem wir an ihn herantreten, das iſt: wir fahren ihm in die Parade. Es wird ihm nicht gelingen, zwiſchen uns einen anderen Verkehrston einzuführen. Ich, der Freimaurerſöldling, der Jeſuit und Zechpreller, Morphiniſt und Todeskandidat, der Kamarillahäuptling und Beſchützer von Unmoral und Sittenverwilderung werde dem Judentum die Antwort nicht ſchuldig bleiben. Aber es wird eine Antwort, die der Hebräer nicht erwartet.

Darf ich Ihnen unſer Aktionsprogramm bis Oſtern überreichen, harmloſer Paſſant jüdiſchen Ausſehens?

7. Januar 1929.

Severing als Weihnachtsmann

Dem Reichstag liegt ein Antrag des Oberreichsanwalts in Leipzig vor auf Aufhebung meiner Immunität und Genehmigung meiner zwangsweiſen Vorführung, weil der dringende Verdacht beſteht, daß ich mich eines vollendeten Verbrechens des Hochverrats ſchuldig gemacht habe. Die Akten zu dieſem Antrag ruhen vorläufig bei dem Geſchäftsordnungsausſchuß des Hohen Hauſes; Berichterſtatter in dieſer Angelegenheit iſt der frühere Reichsminiſter Dr. Bell, Zentrumsabgeordneter — derſelbe, der im Jahre 1919 zuſammen mit Hermann Müller das Verſailler Schanddokument unterzeichnete und auf der Rückfahrt von Paris im D-Zug geſchichtsträchtig den Füllfederhalter herumreichte, mit dem er das ſchmählichſte Vertragswerk der Weltgeſchichte höchſt eigenhändig unterſchrieben hatte. Es beſteht kaum ein Zweifel, daß das Plenum dem Antrag des Oberreichsanwalts ſtattgeben wird, und ſo können wir denn in abſehbarer Zeit das Vergnügen haben, einen Nationalſozialiſten wegen Verrats des Höchſten — das liegt ja im Begriff des Hochverrats begründet — ſich vor dem erſten Gerichtshof der Republik verantworten zu ſehen. Da an dieſer Sache immerhin unter Umſtänden ein bis zwei Jahre Feſtung kleben können, habe ich mich der Mühe unterzogen, einmal im Archiv des Reichstags die Akten dieſes ominöſen Falles durchzuſtudieren. Es ging mir wie wohl vielen aufrechten Deutſchen in dieſer Demokratie; ich war im Zweifel darüber, was es denn eigentlich Hohes in Deutſchland ſeit 1918 noch zu verraten gäbe, nachdem die, die heute auf den Miniſterſeſſeln ſitzen, in der Novemberrevolte das Höchſte, die Ehre der Nation, herunterriſſen und in den Kot traten; wieſo es denn komme, daß ausgerechnet die deutſche Politiker wegen Hochverrats unter Anklage ſetzen, deren permanent und mit Syſtem ausgeführter Beruf der ſchleichende und offene Landesverrat iſt.

Es war erſchütternder, als ich geahnt hatte. Überflüſſig zu bemerken, daß dieſer perfide Angriff aus dem Hinterhalt von ſeiten der Sozialdemokratie kommt, und daß ſein geiſtiger Vater Karl Severing heißt. Es iſt derſelbe Karl Severing, der anſonſt mit hochmütigem Lächeln auf der Regierungsbank ſitzt und durch ſein ſüffiſantes und mokantes Schweigen zu verſtehen geben möchte, daß die nationalſozialiſtiſche Oppoſition gar nicht ernſtzunehmen ſei und

kaum der Mühe eines Staatsmannes ſeines Kalibers lohne. Und was tut der Knabe Karl in dieſem Fall? Er läßt mich jahrelang durch ſeine Spitzel und Achtgroſchenjungen beobachten, ſchickt ſie in meine Verſammlungen in Berlin und im Reich, läßt ſie aufſchreiben, was ich ſage und was er gern möchte, daß ich ſagte, fieſelt meine Schriften und Aufſätze durch, läßt daraus Auszüge machen, in denen er das Anrüchige geſchickt zuſammenſtellt und das Abſchwächende und Mildernde wegſtreicht, braut daraus einen Hexentrank der Entſtellung zuſammen, und die formgerechte Anklage wegen Hochverrats iſt fertig. Drei Jahre bringt er mit dieſer lobenswerten Beſchäftigung zu. Von 1926 im November bis 1929 im November gehen die ſäuberlichen Aufzeichnungen. Er konſtruiert daraus eine ſogenannte fortgeſetzte Handlung, hält mit dem ganzen Material vorerſt hinterm Berg und holt in dem Augenblick, da die Bewegung unaufhaltſam zu wachſen und dem heute herrſchenden Korruptionsſyſtem gefährlich zu werden beginnt, zum entſcheidenden Schlag aus. „Um die Republik zu ſchützen", wird er ſagen. Wo war jemals die Republik durch uns in Gefahr und nicht vielmehr das ſchandhafte Partei- und Lügenregiment, das ſich dahinter verbirgt? Daß die SPD. als ausſchlaggebende Partei dieſer Demokratie etwas tun mußte und auch tun würde, das wußten wir. Daß ſie es ſo gemein und niederträchtig, ſo bar jeden Rechtes und ihrer eigenen Verfaſſung aufs ſchneidendſte zuwider tun könnte, das wollten wir bislang noch nicht glauben.

Der Reichstag wird jetzt ſein Votum abzugeben haben, ob meine Immunität in dieſer Haupt- und Staatsaktion aufgehoben werden ſoll. Wir haben kaum einen Zweifel darüber, wie dieſes Votum ausfallen wird. Sachgemäßer Berater des Hohen Hauſes in dieſer Angelegenheit iſt neben dem genannten Dr. Bell der von uns mehrfach vor dem verſammelten Plenum als „meineidiger Barmatjude" bezeichnete rothaarige Sozialdemokrat Heilmann. In der Tat ein edles Brüderpaar; aufs beſte geeignet, die Würde des Hohen Hauſes zu wahren, ſeine Autorität zu vertreten und das Hohe dieſer Republik gegen Verrat zu ſchützen. Nimmt es da wunder, wenn wir unter dieſem Syſtem vor die Richter geſchleppt werden, wo das Syſtem ſelbſt von ſolchen Typen repräſentiert wird? Iſt es nicht klar, daß dieſer Reichstag die Immunität der Abgeordneten aufheben muß, deren ſchneidender Logik er keine geiſtigen Argumente entgegenſetzen

kann? Bei den Kommuniſten wahrt man die verfaſſungsmäßig verankerten Rechte der Abgeordneten. Sie ſind ja die politiſchen Kinder des Herrn Severing. Bei uns pflegt man ſie immer und in jedem Falle aufzuheben, wie das ja auch konſequent und richtig iſt.

Ob ſie wohl im Ernſt daran glauben, daß ſie damit den Sieg des Nationalſozialismus um einen einzigen Tag aufhalten? Ob ſie in der Tat davon überzeugt ſind, daß eine Stimme deshalb verſtummt, weil man den Mund auf ein oder zwei Jahre verſchließt? Wenn ja, dann rechnen ſie falſch. Auch im Schweigen liegt eine Anklage. Manchmal eine furchtbarere und aufrüttelndere als in der Rede.

Sie werden das deutſche Gewiſſen, das in uns erwacht iſt, nicht zur Ruhe bringen. Wo ein Mund geſchloſſen wird, da öffnen ſich hundert neue und treiben vorwärts zu jenem Hohen, das wir in der Gegenwart vermiſſen und für die Zukunft gewinnen wollen. Dem haben wir uns verſchrieben; dem Hohen, das für uns gleichbedeutend iſt mit Deutſchland, und dem Wohl und Daſein unſeres Volkes. Das haben wir niemals und werden und können wir niemals verraten. Ihm haben wir all unſere Kraft und all unſere Liebe geweiht, und ihm werden wir auch einmal gegen alle Widerſtände die Bahn frei machen.

22. Dezember 1929

Hochverrat

Jetzt wiſſen wir auch, was das iſt und wie das geht:

Du bekommſt eine freundliche Einladung zum Reichsgericht, auf deren Hinterſeite ein imponierender roter Geier klebt. Darin ſteht geſchrieben, du habeſt dich pünktlich und gewiſſenhaft am angegebenen Ort einzufinden, und bei Nichterſcheinen werde man dich zwangsweiſe vorführen. Du gehſt durch eine hohe, eiſerne Tür, die ſorglich hinter dir verſchloſſen wird, und es dauert dann nicht mehr lange, dann ſitzeſt du in einem dumpfen, engen Zimmer, einem wohlgenährten, roſig ausſehenden, bebrillten Herrn gegenüber, der dich etwas barſch und arrogant um deine Perſonalien, die er ſelbſtverſtändlich längſt ſchon in den Akten ſtehen hat und beſſer als du ſelbſt kennt, ausfragt. Und dann fängt die Sache an luſtig zu werden.

Du haſt im März 1928 in Bernau auf dem Marktplatz eine Rede gehalten, in der du nach einem Bericht der „Deutſchen Zeitung" geſagt haben ſollſt: „Es werde Zeit zum Handeln, und das Schickſal

habe uns dazu beſtimmt, die Sklavenketten zu zerbrechen." Das iſt Hochverrat!

Du haſt im April 1928 unter dem Titel „Hinein in den Staat!" im „Angriff" einen Aufſatz veröffentlicht, in dem davon die Rede iſt, daß die „Revolution ein ſchöpferiſcher Akt ſei und manchmal nötig, um Luft und Platz zu machen. Und daß man nicht ſtaatsgefährlich ſein könne, wenn es keinen Staat gibt. Die Kolonie müſſe beſeitigt werden, um dem kommenden Staat Platz zu machen". Das iſt Hochverrat!

Du haſt am 6. Auguſt 1928 unter dem Titel „Revolutionäre Forderungen" im „Angriff" einen Aufſatz veröffentlicht, in dem davon die Rede iſt, daß das, „was wir fordern, neu, einſchneidend und radikal ſei und darum im tiefſten Sinn revolutionär. Das habe in ſeinem Weſen nichts mit Radau und Barrikaden zu tun. Revolutionen ſeien geiſtige Akte. Wir wollten die Überwindung dieſer Sklavenkolonie und ihren Erſatz durch einen Volksſtaat der Freiheit. Rückſichtsloſen Kampf gegen das Schmarotzertum! Krieg den Raffern, Frieden den Schaffern! Ausſchaltung aller wirtſchaftskapitaliſtiſchen Einflüſſe auf die Geſtaltung der Politik des Volkes. Löſung der Judenfrage, konſequente Ausmerzung aller fremdraſſigen Elemente aus dem öffentlichen Leben auf allen Gebieten".

Das iſt Hochverrat!

Du ſchreibſt in einer Flugſchrift „Das kleine abc", daß der Parlamentarismus geiſtig längſt erledigt ſei. „Die NSDAP. wolle an die Stelle des Parlamentarismus für eine Übergangszeit die nationalſozialiſtiſche Diktatur ſetzen, da dieſe unumgänglich notwendig ſei, um die Grundbedingungen des kommenden nationalſozialiſtiſchen Staates zu ſchaffen." Das iſt Hochverrat!

In Friedenau ſagſt du in einer Rede „es ſei Aufgabe der Nationalſozialiſten, die deutſche Revolution in die richtigen Bahnen zu lenken". In Neukölln verwahrſt du dich dagegen, daß die NSDAP. für die Bombenattentate verantwortlich zu machen ſei. „Wenn wir geſprengt hätten, dann ſähe das anders aus." In Breslau erklärſt du, „die Nationalſozialiſten kämpften mit geiſtigen Waffen. Wenn man uns aber mit den Waffen der Gewalt entgegentritt, dann haben wir ſtatt der Arme keine Leberwürſte". Am 9. November ſagſt du bei einer Totenfeier auf einem Berliner Friedhof, „einſt komme der Tag der Abrechnung und der Vergeltung". Am ſelben Tage hält ein

nationalſozialiſtiſcher Abgeordneter im Sächſiſchen Landtag eine Rede und erklärt, „es komme der Tag, da man den Verrätern am Volk die Köpfe vor die Füße legen werde". Ein ſpitzfindiger Staatsanwalt findet da natürlich gleich heraus, daß du dich mit beſagtem Parteigenoſſen verabredet haſt, und wenn auch nicht dieſelben Worte gebraucht, ſo doch dasſelbe gemeint habeſt. Du ſchließt einen Aufſatz mit den Worten: „Wir aber wollen uns unſere Tyrannen merken." Oder: „Die große Rechnung bezahlt ihr uns dereinſt." Das alles iſt Hochverrat! Damit verrätſt du alſo offenbar das Höchſte, was es in der Republik gibt. Dafür ſetzt das Reichsgericht einen ganzen Apparat von Beamten in Bewegung. Darüber ereifert ſich Herr Dr. Bell im Reichstag wie eine hyſteriſche alte Jungfrau, die Deutſchnationalen heben darauf mitten im Kampf um das Volksbegehren deine Immunität auf, und du haſt nun die tröſtliche Gewißheit, daß das Verfahren zwar jetzt nicht ſtattfindet, aber in den Sommerferien des Reichstags, du alſo einen billigen und ruhigen Jahresaufenthalt auf irgendeiner Feſtung haſt.

Du bitteſt den Richter bei der Vernehmung um genau präziſiertes Anklagematerial. Er hat keins. Das hier iſt alles. Er gibt dir zur Antwort, man wolle nicht einzelne Stellen herausgreifen. Es handelte ſich um dies alles. Und iſt dann erboſt, wenn du mit ſüffiſantem Lächeln erklärſt: „Mit anderen Worten: die janze Richtung paßt mir nicht!" Du fragſt erſtaunt: alſo die Geſinnung ſoll beſtraft werden? Und er geniert ſich nicht, darauf mit ja zu antworten.

So wird in Neudeutſchland mit der Juſtitia umgeſprungen. Das Reichsgericht hat dieſes Verfahren eingeleitet auf Grund eines Briefes des damaligen Reichsinnenminiſters Severing. Der Brief datiert vom 20. November 1928, alſo zwei Tage nach den Berliner Kommunalwahlen, bei denen die NSDAP. der Sklarekpartei der Reichshauptſtadt an die fünfzigtauſend Stimmen abjagte. Unterdes hat unſeres Wiſſens in der Reichsregierung ein Kabinettswechſel ſtattgefunden. Statt der Marxiſten ſitzen nun Patrioten in den Seſſeln. Deutſchlands Geſchick wird von Frontſoldaten gelenkt. Herr Treviranus ſpielt die erſte Geige, und der Stahlhelm gibt dem Beſitzbürgerblock eine Chance.

Wir regen uns über all das nicht auf. Wir haben nie angenommen, daß die Rechtskoalition eine andere Politik betreiben könne und wolle als die von den Marxiſten vorgezeichnete. Es iſt ſo und

es bleibt ſo: in Deutſchland iſt der, der deutſch denkt und redet und handelt, vogelfrei. Die Juden, die Bonzen, das Paraſitentum, den ſozialen Maſſenbetrug, die Parlamentswanzerei, den Mehrheitsirrſinn, alles das anzugreifen und zu bekämpfen, bedeutet Hochverrat! Denn dabei iſt in der Tat das Höchſte dieſes bemerkenswerten Syſtems in Gefahr.

Aber ſie werden ſelbſt nicht glauben, daß ſie uns damit mundtot machen und den doch einmal kommenden Tag einer Generalabrechnung verhindern können.

Er kommt eher, als ſie alle denken. Und ob ſie uns heute verfolgen und drangſalieren, ſie ſind am Ende doch nur ein Teil von jener Kraft, die ſtets das Böſe will und doch das Gute ſchafft.

15. Juni 1930

Warten können

Es iſt nichts einfacher, wohltuender, befriedigender und herzerfriſchender, als an der Spitze einer jungen aktiviſtiſchen Gruppe ſtehend Fauſtpolitik zu betreiben, zu reden und zu handeln, wie es einem ums Herz iſt, einen Schweinehund Schweinehund und einen Miſthaufen Miſthaufen zu nennen, einem Lügner, Verräter und notoriſchen Lumpen nach Bedarf eins hinter die Löffel zu kleben, daß ihm Hören und Sehen vergeht, das, was jeder anſtändige Menſch denkt und empfindet, auch zu ſagen und zu tun; kurz und gut, aus ſeinem Herzen keine Mördergrube zu machen. Schwerer ſchon iſt es, ſich aus verſtecktem Hinterhalt an ſein Opfer heranzuſchleichen, wie die Katze um den heißen Brei zu gehen, gute Miene zum böſen Spiel zu machen, eine Fauſt in der Taſche zu ballen und nur mit ſich allein die Zähne aufeinander zu beißen und „Canaille!" zu ziſchen.

Am ſchwerſten aber iſt es, als reißender Wolf den Schafspelz umzulegen, die Maske des Biedermannes aufzuſetzen, Bürger unter Bürgern zu ſein, wenn innen ein Vulkan brennt, wenn einen Tag um Tag und Stunde um Stunde der Teufel verfolgt und man manchmal in einem ſinnloſen Wutgeheul aufbrüllen möchte vor Haß und Rachedurſt. Aber auch das ſoll gelernt werden. Ein Revolutionär muß alles können. Beweis für revolutionäre Geſinnung iſt nicht allein das Schlagen, ſondern das Schlagen zur rechten Zeit. Bereit ſein iſt alles. In die Gefängniſſe wandern, verboten und niedergeknüppelt werden, das kann ſchließlich jeder. Aber vulkaniſche Leidenſchaften

entfeſſeln, Zornesausbrüche wecken, Menſchenmaſſen in Marſch ſetzen, Haß und Verzweiflung organiſieren, mit eiskalter Berechnung, ſozuſagen mit legalen Mitteln, das unterſcheidet den Revolutionär vom Revoluzzer. Ich weiß, das ſtinkt nach Kompromiß. Aber ſagt mir einen anderen Weg, dem Feind an den Kragen zu gehen und, wenn er zuſchlagen will, freundlich den Hut zu lüften und zu flüſtern: was habe ich dir Böſes getan?

Auch die Revolution will organiſiert ſein. Wenn Revolution nichts anderes bedeutet als Durchbruch einer neuen ſeeliſchen Haltung mit anders gerichteten geiſtigen und politiſchen Inhalten, und wenn der Revolutionär von der Richtigkeit und Notwendigkeit dieſes Durchbruchs innerlich ſo unerſchütterbar überzeugt iſt, daß er notfalls ſein Leben darum zu opfern bereit wäre, dann wird er auch Mittel und Wege finden, dieſen Durchbruch praktiſch in Marſch zu ſetzen. Revolutionen haben ihr entſcheidendes Merkmal in dieſen Inhalten ſelbſt, niemals in ihren Methoden. Durchführungsmöglichkeiten ſind wandelbar. Unwandelbar muß nur bleiben, was durchgeführt werden ſoll.

Die Kriſe des deutſchen politiſch-wirtſchaftlichen Lebens, die heute in langanhaltenden inneren Erſchütterungen unſer Volk durchzittert, iſt für unſer Werden die furchtbarſte, aber auch die gefährlichſte Zeit. Weil wir Aktiviſten ſind, gehen uns die Dinge zu ſchleichend voran. Wir ſtehen immer auf dem Sprung nachzuhelfen und verlieren dabei Geduld und Weisheit des Handelns, möchten durch mutiges Draufgängertum das erſetzen, was die natürliche Entwicklung der Kriſe uns oft in ſo grauſamer Weiſe vorenthält. Und ſiehe da: wo einer losrennen will, fühlt er ſich von ſeinem Vordermann gehalten. Wo einer ſchreien will, da ſchließt ihm ſein Nachbar den wutverzerrten Mund. Iſt das nicht unerträglich?

Ja, das iſt unerträglich! Aber unerträglicher für den, der an der Spitze ſteht, als für den, der in Reih und Glied marſchiert. Da trägt jeder ſein Päckchen allein, aber der oben trägt an all dieſen Päckchen noch mit und hat ſein eigenes dazu zu tragen. Glaubt ihr, uns zuckte es nicht auch mal in den Fingern? Wißt ihr nicht, daß unſere Feder oft und oft andere Worte ſchreiben will, als der kühlwägende Verſtand geſtattet? Hört ihr denn nicht, daß die Stimme anders reden möchte, als die rechnende Überlegung erlaubt?

Warten können! Darauf kommt es jetzt an. Für die oben und für die unten. An die revolutionäre Kraft der Bewegung glauben, auch

wenn ſie honett und friedlich ihre ſcheinbar bürgerlichen Pfade wandelt. Das ſind die wirkſamſten Rächer nicht, die ihren Haß in Wut und Blut baden. Eiskalt dem Gegner auf den Pelz rücken, ihn abtaſten, auskundſchaften, wo ſeine verwundbare Stelle iſt, überlegſam und berechnend den Speer ſchärfen, ihn wohlgezielt in die lecke Blöße des Feindes hineinjagen und dann vielleicht noch freundlich lächelnd zu ſagen: Verzeihen Sie, Herr Nachbar, aber ich kann nicht anders! Das iſt jenes Rachegericht, das kalt genoſſen wird.

Ja, ſagſt du, aber die Kommuniſten ſind dann doch andere Kerle; die gehen 'ran wie Blücher. Gewiß, das weiß ich auch. Aber die können ſich das leiſten. Haſt du einmal erlebt, daß ein Berliner Polizeipräſident dem Gummiknüppel ſeiner Soldaten Einhalt gebot, wenn er auf unſeren Rücken niederſauſte? Eine Revolution, die ſich der liebevollen Obhut der von ihr bekämpften Gewalten erfreut, iſt keine Revolution, ſondern eine Revolte. Hier wird die Geſinnung des Durchbruchs erſetzt durch das Surrogat einer behördlich geduldeten radikalen Methode.

Nein, nein! So kommen wir nicht zum Ziel. Es geht jetzt darum, die Kräfte, die in unſeren Reihen mobiliſiert ſind, zu organiſieren. Redet nicht viel, ſondern arbeitet! Lernt Geſinnung haben ohne Krakeel. Das Warten bekommt uns beſſer als denen, die wir vernichten wollen. Die Zeit arbeitet für uns, und wenn wir mit der Zeit Hand in Hand arbeiten, dann können wir getroſt und ſeelenruhig zuſchauen, wie der Feind im eigenen Fett zu ſchmoren anfängt.

Lerne ſchweigen!

So lautet das erſte Gebot des Revolutionärs.

Lerne warten!

So lautet das zweite Gebot des Revolutionärs.

Arbeiten iſt das Erfordernis der Stunde. Und dann ſchweigend warten!

18. Februar 1929.

Auf den Schanzen!

Die KPD. veranſtaltet in Charlottenburg eine Verſammlung gegen die Nationalſozialiſten. Als Redner tritt ein Subjekt auf, das wegen Unbotmäßigkeit, gewerbsmäßiger Faulheit und Unterſchlagung aus der NSDAP. ausgeſchloſſen wurde. Die Nationalſozialiſten ſind auf den Plakaten ausdrücklich zur Ausſprache ein-

geladen. Ich gehe mit einer Reihe von Parteigenoſſen hin, und als ich mich zum Wort melde, wird mir die Diskuſſionsfreiheit verweigert unter der Angabe, Führer der NSDAP. dürften hier nicht ſprechen. Darauf verlaſſen wir Nationalſozialiſten unter Proteſt das Lokal.

Die Folge davon iſt eine niegeſehene Bluthetze der „Roten Fahne" gegen unſere Bewegung im allgemeinen und gegen meine Perſon im beſonderen. In zwei Wochen zählen wir zwölf Schwerverletzte.

Wir veranſtalten im Kriegervereinshaus eine Verſammlung, in der wir uns mit dem Marxismus beiderlei Couleur und ſeiner arbeiterverräteriſchen Politik auseinanderſetzen wollen. Dazu ſind die Führer der KPD. und der SPD. perſönlich eingeladen unter Zubilligung einer einſtündigen Diskuſſionsfreiheit. Der bekannte frühere kommuniſtiſche Abgeordnete Urbahns macht davon Gebrauch. Er redet eine Stunde lang zur Diskuſſion, einen haarſträubenden Unſinn, und ſchließt mit der Drohung: „Auf den Schanzen ſehen wir uns wieder!" Die Menge quittiert dieſe unverſchämte Provokation mit lautem Gelächter. Ich antworte in meinem Schlußwort: „Ich wünſche nicht, daß wir uns als Deutſche auf den Schanzen begegnen. Sollten Sie das trotzdem wollen, Sie werden feſtſtellen, daß wir auch da unſeren Mann ſtehen."

Die Folge davon iſt, daß noch am ſelben Abend ſechs Parteigenoſſen in dunklen Seitenſtraßen von kommuniſtiſchem Mob feige niedergeſchlagen werden.

Am Sonntagmittag marſchiert die SA. in der roten Hochburg Neukölln auf. Die KPD. hat durch blutrünſtige Mordaufrufe den Janhagel mobil gemacht. An allen Ecken lungern Baſſermannſche Geſtalten herum, überſchütten die in Zucht und Diſziplin dahermarſchierenden Kolonnen mit Schmährufen, werfen mit Steinen nach ihnen und ſchießen auf ſie. In der Wiener Straße laſſe ich die SA.-Abteilungen an mir vorbeimarſchieren. Ich ſah ſelten ſo leuchtende Augen. Das iſt in der Tat eine neue Front, geboren aus Willen und Hingabe.

An einer Straßenecke, an der ich einen Augenblick allein ſtehe, werde ich erkannt. Es hagelt Schmähungen und Drohungen. Ich fahre von dort mit vier Begleitern ein Stück um den Görlitzer Bahnhof herum, um mir von hier aus den Zug und ſeine Haltung aus etwa

fünfzig Meter Entfernung anzuſchauen. Während ich mich nichtsahnend mit meinen Parteigenoſſen unterhalte, füllt ſich allmählich hinter uns der Platz. Eine Rotte von Pöbel ſtürmt vor. Ein ſtämmiger Mann — (Krauſe heißt die Kanaille, man wird ſich den Namen merken müſſen) — brüllt wie vertiert: „Das iſt der Arbeitermörder Goebbels, Proleten heran! Jetzt machen wir ein Ende!“ Zweihundert bis zweihundertfünfzig Mann ſtürmen vor, mit Bleirohren und Knüppeln bewaffnet. Ich erhalte gleich einen Schlag über die Schulter. Als ich mich zur Seite drehe, ſehe ich gerade noch, wie ſo eine Beſtie die Piſtole auf mich anlegt. Ein Schuß kracht. Dann Knall auf Knall! Der Wagen wird von einem Hagel von Steinen überſchüttet; ich ſtelle feſt: der Chauffeur iſt ſchon getroffen. Das Blut läuft ihm ſtrömend den Nacken herunter. Kopfſchuß? „Können Sie noch fahren?“ „Jawohl, ich fahre.“ Der Motor läuft an. „Straße frei!“ Das Geſindel weicht. Im Fond des Wagens ſteht der SA.-Mann Krüger, ein achtzehnjähriger Junge und ſchießt aus ſeiner Schreckſchußpiſtole Schuß auf Schuß. Die feigen Schweine von der Gegenſeite liegen augenblicklich auf dem Bauch. Aber ſie werfen, ſie ſchießen. Ich halte dem tapferen Tonak ein Taſchentuch und den Kragen der Lederjacke gegen die furchtbar blutende Wunde im Nacken. Und er fährt. Kreidebleich, mit vor Schmerz zuſammengebiſſenen Zähnen ſitzt dieſer tapfere Junge am Steuerrad und haut in die Menge hinein. Parkſchilder fallen um, es geht haarſcharf an gedrängt ſtehenden Menſchen vorbei, über Bordſteine und Trottoirs. Ich drücke nur die Wunde feſt zu. Verfolgt von einer wahren Schuß- und Wurfkanonade ſauſen wir durch die tobenden Maſſen. Ich denke, das iſt das Ende. Eine Taxe wird angehalten. Beſetzt! Knüppel, Peitſchen, Werkzeug heraus! Sollen wir uns niederſchlagen laſſen, als wären wir räudige Hunde? Tonak ſpringt auf. „Ich fahre!“ Los! Bei der nächſten Polizeiſtreife halten wir an. Ich erkläre kurz den Vorfall. Da iſt ja auch ſchon das Überfallkommando. So ſchnell, meine Herren?! „Aus Ihrem Wagen iſt geſchoſſen worden.“ Der Zeitgenoſſe Krauſe ſteht feixend im Hintergrunde und will ſich gerade verdrücken. Auf meine dringenden Vorſtellungen hin nimmt die Polizei ihn feſt. Zur Wache!

Wir werden vernommen. Man hat im Wagen eine Schreckſchußpiſtole mit fünf abgeſchoſſenen Hülſen gefunden. Reicht leider nicht aus. Sieh da, kommt da ein pfiffiger Wachtmeiſter und hat unter dem Wagen, der unten vor der Tür ſteht, einen ſcharfgeladenen Re-

volver entdeckt. Dieſer karriereluſtige Schlauberger! Unten ſtehen die Kommuniſten und lachen ſich eins. Aber ſie lachen wohl zu früh.

Auf die I A! Vernehmung bis zum ſpäten Abend. Man behandelt mich wie ein rohes Ei. Ich bemerke, wie Telephongeſpräche hin- und hergehen; Tuſcheleien draußen auf den Gängen. Die Marſchroute wird anſcheinend angegeben. Und plötzlich heißt es dann, faſt wie ſelbſtverſtändlich: „Der Zeuge Krauſe, der Beſchuldigte Goebbels.“ Aber ſie rechnen falſch. Ich gebe auf die Frage, ob ich Waffen hätte, ausdrücklich zu Protokoll: „Nein, aber hätte ich welche gehabt, ich würde ſie rückſichtslos gebraucht haben.“

Am Abend werden wir entlaſſen. Sie hatten ſich verrechnet. Ich bedaure die bemitleidenswerten Beamten, die ſich für dieſe Zuhälterarbeit hergeben müſſen. Pfui Teufel! Aber wir erreichen doch: die Nationalſozialiſten werden als unſchuldig entlaſſen, und der Zeitgenoſſe Krauſe bleibt in Haft. Aber habt keine Angſt, ihm wird nichts geſchehen. Er iſt ja eine Stütze dieſer Republik. Wir machen den harmloſen, manchmal nur dummdreiſten unteren Beamten keine Vorwürfe. Sie wiſſen nicht, was ſie tun. Sie ſind nur Werkzeuge des einen, der alles lenkt und alles fingert, und des von ihm repräſentierten Syſtems, jener Republik, die nichts anderes darſtellt als Bolſchewismus in Glacéhandſchuhen.

Tonak ſitzt am Steuer, von Fieber geſchüttelt, und fährt den Wagen langſam zum Tor des Präſidiums heraus. Der Poſten grüßt, wir fahren über den Alexanderplatz, die Charlottenburger Chauſſee herauf. Und im Fahren denke ich: das war auf den Schanzen! Wir ſtanden unſeren Mann, aber Genoſſe Urbahns war nicht zu ſehen. Er war verhindert und ließ ſich vertreten durch Krauſe. Miſt, Dreck, Betrug und Phraſe, alles, alles! Dieſer Peſt das Genick abzubrechen, das iſt ſchon ein Leben wert.

Ich fahre auf. Einer im Wagen bemerkt leiſe, faſt träumeriſch: „Nun habe ich nur noch einen Wunſch: daß ich noch den Tag erlebe, an dem wir ins Polizeipräſidium gehen, an eine Türe klopfen und einer ſagt: Herr Weiß, es iſt ſoweit!“

30. September 1929.

So ein Sonntag

Je mehr die politiſche Arbeit mit dem unaufhaltſamen Aufſtieg der Bewegung anwächſt und erhöhte Anforderungen an die Partei und an jeden einzelnen ſtellt, um ſo eiferſüchtiger iſt man beſtrebt, die wenigen Stunden der Feiertäglichkeit und Ausſpannung, die einem das niemals raſtende Tempo der Großſtadt läßt, für ſich zu behalten. Früher waren es der Sonnabend und Sonntag, die man für die „Geſellſchaft mit ſich ſelbſt", von Oskar Wilde einmal „die beſte von allen" genannt, abſperrte. Der Sonnabend iſt längſt geopfert. Nun greift das Schickſal auch mit unbarmherziger Hand nach dem Sonntag, und ſo ſchwer es fällt, er muß einer härteren Notwendigkeit preisgegeben werden.

Man ſitzt mit vielen Menſchen in einem Kino. Es iſt für heute unſer. Man fühlt und empfindet die Geſchloſſenheit des Publikums, geht auf in der faſt ſelbſtverſtändlich gewordenen Einheit des Denkens; man weiß: hier biſt du zu Hauſe, hier ſtört dich nicht, was dich draußen auf Schritt und Tritt quält und verfolgt. Marſchmuſik klingt auf, Bilder aus der Bewegung rollen über die Leinwand, ein guter deutſcher Film ſtärkt Herz und Verſtand. Du denkſt: was würden wir aus alledem machen, gehörte es uns. Gewiß, was wir heute ſchaffen, das iſt ein Anfang. Aber wir fangen doch wenigſtens an. Die anderen ſchreien nur und ſchimpfen und kritiſieren. Hier aber wird gehandelt.

Oder du ſitzſt im Theater und ſiehſt ein gutes altes Schauſpiel oder ein zukunftsträchtiges neues Drama, mit viel Willen und reſolutem Können dargeſtellt. Wieder dieſelbe Atmoſphäre gleichgerichteter Bewußtheit unter der Zuſchauerſchaft. Alles, Spiel und Theater, durchglüht und beſeelt von politiſchem Aktivismus, von einem undefinierbaren Etwas, das all unſeren Demonſtrationen eigen iſt, das den Fremden mit geheimnisvollem Schauer erfüllt und den Freund immer und immer wieder, wo er hineingerät, aufs neue belebt, wärmt und vorwärtsſtößt.

✠

Man fährt auf ein paar Stunden durch den graublauen Nachmittag, um etwas friſche Luft zu ſchöpfen. Draußen in einem Vorort. Fern klingt Trommelſchlag und Geſang auf. Da kommen ſie! Die

Braunhemden! Begleitet von einer endloſen Menſchenmenge marſchieren ſie, eiſern in Schritt und Tritt und tragen über ihren Häuptern die roten Fahnen. Ernſt und entſchloſſen blicken die harten Geſichter, und das aufſteigende Lied klingt wie ein Schwur. In jeder Hand, die ſich zum Gruß erhebt, liegt ein verhaltenes Zittern, als wartete ſie darauf, daß ſie ſich zur Fauſt ballen könne.

✠

Durch eine öde Landſtraße ſchnurgerade in den noch im erſten aufkeimenden Lenz ſchlummernden Wald. Durch einſame Dörfer, an verlaſſenen Forſthäuſern vorbei. Plötzlich: Fiedel- und Klampfenklang. Dazwiſchen Geſang und Lachen. Und über all den jungen Menſchen ſteht die Fahne! Die ſtolze rote Fahne mit dem ſchwarzen Heilszeichen!

An einem Waldgaſthaus hat der Volkstanzkreis ſein Lager aufgeſchlagen. Die Jungens und Mädels tanzen deutſche Tänze und ſchmettern ihre hinreißenden Kampfgeſänge in den grauen Sonntagnachmittag hinein. Rings herum ſteht Freund und Feind. Der Spießer und der Kommuniſt, die vornehme Dame, die im Auto herauskam und verwundert über dieſes Mirakulum anhalten ließ; der erſtaunte Dorfarbeiter, der Wandervogel und der Portokaſſenjüngling in Frack und Klack. Betroffen ſchauen ſie alle zu, und in den Augen liegt eine ſtille Verwunderung, wie eine Sehnſucht nach etwas, das unwiederbringlich verloren iſt.

Ein Trupp kommuniſtiſcher Latſcher kommt vorbei und ſchaut mit verwirrtem Lächeln dem fröhlichen Treiben zu. Ein Dreikäſehoch trägt über der Schulter einen Wimpel mit der Aufſchrift „Nie wieder Krieg!". Niemand denkt daran, ihm das Tüchlein zu nehmen. Nur lachen alle. So komiſch wirkt das. Vor allem deshalb, weil der Bengel ſtehenbleibt und am Ende begeiſtert in ein aufklingendes Lied mit einfällt, während der Leithammel der Gruppe — ein übles Subjekt — alle Mühe hat, ſeine Schäflein mit- und wegzubekommen.

Wir ſehen einen etwa achtzehnjährigen blonden Burſchen in kommuniſtiſcher Wanderkluft, dem es ſichtlich ſchwerfällt, mitzugehen. Er ſchaut noch lange zurück. Es iſt uns faſt, als ſähen wir, in einem Prisma zuſammengezogen und zu ſchmerzender Deutlichkeit konzentriert, wie hier Blut zu Blut, Wille zu Wille, Idee zu Idee drängt.

Keiner wird entlaſſen, der nicht eine unſerer Zeitungen mitnimmt. „Das koſtet nichts, nur das Leſen!“ Das iſt die ewig gleichbleibende Antwort, die Dame und Arbeiterfrau, Wanderburſche und Spießer auf ihre erſtaunte Frage empfangen.

Ein paar Tage ſpäter werden ſie in unſeren Verſammlungen ſitzen, und über einen Monat ſtehen ſie in unſerem Lager. Das iſt nicht mehr aufzuhalten! Das frißt wie Feuer!

卐

Man ſitzt noch auf eine Stunde in einem großen, dichtgefüllten Saal. Die aufpeitſchenden Fanfaren preußiſcher Militärmärſche reißen die müden Sinne wieder hoch. Man ſpricht ein paar Sätze. Man fühlt es förmlich: ſie verſtehen dich auch ohne viel Worte. Wir rennen heute nur noch offene Türen ein. Wie war es vor ein paar Jahren? Da kämpfte man ſtundenlang gegen die maſſive Gegnerſchaft von Unglauben, Skepſis und Bosheit. Jetzt iſt alles ſo klar. Man braucht nur einen Funken zu ſchlagen, und das Pulverfaß geht auf.

Man ſieht ein paar alte Geſichter, bekannt und vertraut ſeit vielen Jahren. Der da war dabei in Lichterfelde, der focht mit in den Pharusſälen, der fungierte in Spandau als Kurier; ſie alle ſind noch in Marſch. Nur heute gegen damals überſtrahlt von Glück und Erfüllung: es geht vorwärts. Sie ſehen es, ſie fühlen es, ſie wiſſen es.

Und dazwiſchen Hunderte, Tauſende neuer Geſichter; alle vom ſelben Schnitt, von gleichem Ausdruck und übereinſtimmender Bewußtheit. Und jeder fühlt ſich gleich dem neben ihm geborgen und weiß, wo er hingehört. Sie alle umſchlingt das Band einer gemeinſamen Idee.

卐

Brauſend fegt der Wagen die breite Chauſſee hinunter, hinein in den lichtüberſtrahlten Weſten der Hauptſtadt. An jeder Ecke, wo wir halten müſſen, grüßen erhobene Hände.

Welch eine herrliche Bewegung iſt das! Wohin man ſchaut, Leben, Kampf, Aufbruch. Ein Volk marſchiert. Wie gern opfert man dafür ſeine Tage, und wenn es nötig iſt, auch ſeine Nächte.

Erfüllt ſich doch darin alles das, was wir erſehnen und woran wir glauben!

Deutſchland iſt im Erwachen!

13. April 1930

Die alte Garde

Nur diejenigen, die den Kampf um die Geltung unſerer Idee und damit um die kommende Wiederbefreiung von Volk und Vaterland von Beginn an mitgemacht haben, können heute ermeſſen, welch einen Weg unſere Partei hinter ſich gebracht hat, und wie wunderbar all die großen Erfolge ſind, die wir jetzt Tag für Tag zu verzeichnen haben. Es ſind ja kaum drei Jahre her, da waren wir in Berlin noch ein kleines, verzweifelt kämpfendes Häuflein von Sektierern, die von der Öffentlichkeit nur eiſige Nichtachtung, im beſten Fall aber ſpöttiſche Ablehnung erfuhren. Niemand von uns hat es damals für möglich gehalten, daß wir uns ſobald ſchon unſeren Platz in den politiſchen Mächtegruppen erkämpfen würden, und man hätte den ausgelacht, der das vorauszuſagen gewagt hätte, was uns heute faſt ſelbſtverſtändlich geworden iſt. Wir erinnern uns noch lebhaft jener Gautagung im Jahre 1927, wo wir als Ziel unſeres Kampfes die Parole ausgaben, in zwei Jahren ſo weit zu ſein, daß wir den Sportpalaſt füllen könnten, und darauf nur ein ungläubiges Gelächter zur Antwort erhielten. Die Bewegung wuchs und wuchs. Sie ſchritt von Erfolg zu Erfolg, und heute wird ſie unter den Maſſenparteien der Reichshauptſtadt mit an erſter Stelle genannt. Wenn einer jetzt, durch unſere Erfolge angelockt, den Weg zur NSDAP. findet, ſo vermag er meiſt gar nicht zu ermeſſen, welch eine Unſumme von Arbeit, Opfer, Entbehrung und Hingabe an dieſen Aufſtieg geſetzt wurde. Er kann es ſich gar nicht vorſtellen, daß es auch einmal anders als heute geweſen iſt, und daß es trotzdem damals Menſchen gab, die an die Miſſion der Bewegung unverbrüchlich glaubten und ſich durch keinen Mißerfolg in ihrer Arbeit entmutigen ließen.

Die ehedem die Partei aus den erſten Anfängen heraushoben und ihr die Wege zu den beſcheidenſten Erfolgen ebneten, ſind auch heute noch die Hauptträger der Bewegung. Man findet ſie in allen Gliederungen der Organiſation, als Sektions- und SA.-Führer, als Schrift- und Raſſenwarte, als Zellenobleute oder auch als einfache SA.-Männer. Wie damals, ſo tun ſie heute Tag für Tag ihre Pflicht, ohne viel Ruhm für ſich zu beanſpruchen oder viel Aufſehen von ſich zu machen. Wie der Mißerfolg ſie ehedem nicht entmutigen konnte, ſo kann ſie der Erfolg heute nicht aus der Faſſung bringen. Sie bleiben ſich ſelber und ihrer Aufgabe treu. Die Partei aber hat

an ihnen ein unerſchütterbares Bollwerk. Sie ſind ihr Rückgrat und ihr Halt, an ihnen prallen alle Angriffe, Lügen und Verleumdungen ab; ſie ſind die chineſiſche Mauer, hinter der das heilige Land unſerer Idee liegt.

Es ſind meiſt kleine und beſcheidene Leute, und viele von ihnen wiſſen nicht, mit Eleganz und Schneid das Wort zu handhaben. Ihr Wort iſt die Tat und ihre Stärke der Charakter. Sie haben früh ſchon den Weg zur Partei gefunden, weil ſie in ihr allein politiſchen Willen und ſozialiſtiſches Gemeinſchaftsgefühl erkannten. Sie kamen meiſt aus dem Marxismus, waren durch die ganzen Abgründe ſeiner raum- und artloſen Weſenheit gegangen und fanden dann am Ende das Eingangstor zur deutſchen Erlöſung. Für ſie war das Wort Sozialismus keine Phraſe, die Sinngebung Arbeiterpartei keine leere Redensart. Wie damals, ſo glauben ſie heute noch mit Inbrunſt an die Erfüllung ihrer Sehnſucht, an die Erkämpfung eines ſozialiſtiſchen deutſchen Nationalſtaates, für den ſie hundertmal ihr Leben in die Schanze ſchlugen, und für den ſie, ſolange noch ein Atemzug in ihnen iſt, weiterhin zu kämpfen und zu ſterben bereit ſind.

Nun ſetzt der Strom der Maſſen in die Partei ein. Aus Hunderten ſind Tauſende und Zehntauſende geworden. Über Nacht werden es Millionen und aber Millionen ſein. Sie ſind nicht alle reinen Herzens, die da kommen. Sie würden heute noch ſchmähen und ſchimpfen, hätten die Stillen nicht eine Breſche geſchlagen in die feindliche Front und den Eingang in die Partei weniger mühe- und gefahrvoll gemacht. Niemand wittert in einem Neuling von vornherein einen Saboteur oder einen Konjunkturjäger. Aber trotzdem tut es not, darauf zu achten, daß im lauten Geſchrei der Ankömmlinge nicht das ſtille und hingebungsvolle Opfertum der alten Garde verlorengeht. Wir wollen nicht der Unfähigkeit das Wort reden, die durch irgendeinen Zufall früh in die Partei hineingeſpült wurde und nun mangelndes Können durch die Jahre der Zugehörigkeit zur Bewegung erſetzen möchte. Unſer Gruß aber gilt dem tapferen SA.-Mann und politiſchen Streiter, dem beſcheidenen Truppführer und fleißigen Kaſſenwart, der, ſolange er politiſch denken kann, in unſeren Reihen ſteht, Tag für Tag ſeine Pflicht tut, mit Charakter, Umſicht und reſolutem Können und dann bei großen öffentlichen Kundgebungen der Partei in der hinterſten Reihe ſitzt, ſtrahlend vor Glück und Zu-

friedenheit, daß auch er mithelfen durfte am Werk, das nun ſo herrlich aufgerichtet ſteht.

Auch dieſer kleine Parteimann hat ein Recht darauf, daß die Bewegung das bleibt, was ſie iſt, daß ſie ſich niemals durch Maſſenerfolge in eine falſche Bahn treiben läßt, daß vor allem ihr ſozialiſtiſcher Geiſt, je größer ſie wird, deſto ſchärfer ausgeprägt und dargeſtellt wird. Er kann und darf von ſeinen Führern verlangen, daß ſie in den alten Bahnen weiter marſchieren. Er hat Vertrauen zu ihnen und wehrt jeden Angriff, jede Verunglimpfung, Schmutz, Lüge und Verleumdung von ihnen ab. Aber ein Vertrauen iſt des andern wert. Keiner da oben vergibt ſich etwas, wenn er auch im härteſten Drang der Arbeit immer und immer wieder den Weg zum Mann aus der Maſſe ſucht. Er wird bei ihm Kraft und neue Hingabe finden. Vielleicht kommt einmal der Tag, da werden ihn die Lauten wieder verlaſſen. Sorge er dafür, daß er dann nicht allein ſteht, ſondern umgeben und beſchützt von der alten, eiſernen Parteigarde, die, wie früher, auch nun wieder bereit iſt, mit ihm durch dick und dünn zu gehen.

Wir ſagen das nicht, um uns eine billige Popularität zu erſchwindeln. Die könnten wir bequemer haben, indem wir den vielen ſchmeicheln und die wenigen darüber vergeſſen. Wir ſagen es, weil es eben einmal geſagt werden muß, und weil dem tapferen Kameraden der politiſchen Front gezeigt werden ſoll, daß er nicht allein und verlaſſen ſteht. Wie oft habe ich jedem einzelnen von ihnen die Hand gegeben und ſah dann in ſeinen Augen ein leuchtendes Glück.

Heute ſtehen zwiſchen uns die Maſſen, die gekommen ſind und mitmarſchieren wollen. Aber auch über ſie hinweg ſind wir verbunden, und im Geiſte ſtrecken ſich unſere Hände aus von hüben nach drüben und von drüben nach hüben.

Das Band einer gemeinſamen Idee umſchlingt uns alle, und ob einer oben oder unten ſteht, wir werden in treuer Kameradſchaft, wie bisher, weiter marſchieren in die Zukunft.

Berlin zu Oſtern 1930.

Verbote

Wir haben das nun ſchon ſo oft erlebt, daß wir etwas Abſonderliches gar nicht mehr darin zu finden vermögen. Wenn die Bewegung anfängt aufzuſteigen und den augenblicklichen Machthabern gefährlich zu werden, wenn ſie infolge der kataſtrophalen Zuſpitzung der politiſchen und wirtſchaftlichen Lage in atemberaubendem Tempo zunimmt an Zahl und Bedeutung, dann holt der jüdiſche Schmock aus ſeiner Kartothek unter dem Kennwort „Schauergeſchichten" die alten bewährten Ladenhüter heraus, dann provoziert der geſinnungstüchtige, klaſſenbewußte Prolet Überfälle, ſchlägt auf offener Straße alles nieder, was auch nur entfernt nach anſtändiger Menſch ausſieht, die Journaille dreht mit rabuliſtiſcher Zungenfertigkeit die Dinge ins Gegenteil, macht aus dem Angegriffenen den Angreifer und aus dem Angreifer den Angegriffenen, die öffentliche Meinung wird tage- und wochenlang mit ſchwerſtem Geſchütz belegt, die Partei ſozuſagen verbotsreif gemacht, der Spießer grunzt, da müſſe die Polizei einſchreiten, und unter dem Beifallsgeklatſch aller, die Ruhe und Ordnung lieben, erläßt dann die hohe Behörde einen Erlaß, der dem ſkandalöſen Treiben ein Ende machen ſoll. So beginnen die Verfolgungen.

Wir haben das zu oft erlebt, als daß wir noch darauf hereinfallen könnten. Wir haben noch nicht den gerichtsnotoriſchen Säufer Stucke vergeſſen, der von Ullſtein und Moſſe zu einem „ehrwürdigen und weißhaarigen Pfarrer" heraufgedichtet wurde, den die Hakenkreuzler in einer ihrer Verſammlungen faſt zu Tode prügelten, und zwar ohne jeden Grund, nur aus bloßer Luſt an Mord und Totſchlag, und der dann auch gerechterweiſe den Anlaß gab, die Partei auf ein ganzes Jahr zu verbieten. Wir haben damals im Mai 1927 dagegen Proteſt erhoben. Der Prozeß lief über zwei Jahre in den Vorinſtanzen. Es ſtellte ſich am Ende heraus, daß das Material des Berliner Polizeipräſidiums, genau wie ſein gefälſchtes Femebild, erſtunken und erlogen war, und ſo blieb denn nach vielen peinvollen Ausflüchten einem hohen Richterkollegium nichts anderes übrig, als den Proteſt unter formalen Vorwänden zurückzuweiſen.

Wir haben damals dem Berliner Polizeipräſidium öffentlich den Vorwurf gemacht, es habe beim Verbot im Mai 1927 aus parteipolitiſchen Gründen ſeine Amtsgewalt mißbraucht — eine der

ſchwerſten Anklagen, die man überhaupt gegen eine Behörde erheben kann — und es aufgefordert, uns deshalb vor den Kadi zu beſtellen. Das Polizeipräſidium hat nicht geklagt, und es wußte auch warum.

Nun iſt es wieder einmal ſoweit. Der preußiſche Innenminiſter Waentig, ſeines Zeichens Univerſitätsprofeſſor, Nachfolger Grzeſinſkis, von ihm nur unterſchieden dadurch, daß er keine Daiſy hat, unter ſeinen Parteifreunden wegen ſeiner vornehmen Allüren „Genoſſe Seidenſtrumpf" genannt, hat in einem Erlaß erlaſſen, daß die Uniform der NSDAP. verboten ſei. Nun gibt es eine ſolche ja bekanntlich gar nicht, ſondern nur ein Braunhemd, das unſere SA.-Männer zu tragen pflegen. Schadet nichts! Das Berliner Polizeipräſidium, an deſſen Spitze bekanntlich neben dem früheren, ehrſamen Küfergeſellen Zörgiebel ein gewiſſer Jude Weiß ſteht mit einem Spitznamen, den man nicht laut nennen darf, gibt dem Erlaß des Innenminiſteriums Ausführungsbeſtimmungen bei, die einfach jeder Beſchreibung ſpotten. Da iſt verboten: nicht nur das Tragen des Braunhemdes, ſondern auch das eines Koppelſchloſſes mit Hakenkreuz, einer braunen Hoſe, eines weißen Hemdes mit Parteiabzeichen und am Ende gar eines Bierflaſchengummis. Es erhebt ſich hier die Frage, was denn der Nationalſozialiſt überhaupt noch tragen darf, um nicht mit der Polizei in Konflikt zu kommen. Am beſten, ein jeder erfindet für ſich ein Phantaſiekoſtüm und paradiert darin ſo lange in den Straßen Berlins herum, bis irgendein Judenjunge daran Ärgernis nimmt und ihn zwingt, ſeine Erfindungsgabe aufs neue anzuſtrengen; oder unſere Parteigenoſſen rotten ſich zu Haufen zuſammen in Schwimmhoſen und Badetrikots und genießen die Freuden ihres Daſeins in dieſen heißen Sommertagen ſo ungeniert, als befänden ſie ſich mit Cohn und Veilchenſtengel am Strande von Binz oder Norderney. Einer wurde am Knie von einem Schupo aufgefordert, ſeine braune Hoſe auszuziehen. Er tat das prompt und ſtolzierte im Hemd zum Gaudium einer ſchnell angeſammelten Menſchenmenge nach Wilmersdorf herauf, ohne ſich auch nur im mindeſten durch die Bitten des übereifrigen Wachtmeiſters beſtimmen zu laſſen, ſeinen luftigen Habit wieder etwas zu vervollſtändigen.

Was ſoll das alles? Glaubt ein hohes Miniſterium im Ernſt, damit etwas zu erreichen? Und meinen die Wolff und Bernhard und Hahn, die heute nach einem Verbot der geſamten SA. ſchreien,

daß ſie damit der nationalſozialiſtiſchen Gefahr Einhalt gebieten können? Dazu iſt es längſt zu ſpät. Das hättet ihr gekonnt, als ihr noch über uns lachtet und ſpottetet. Heute müßt ihr ſchon andere Mittel anwenden. Etwa uns allen die Köpfe abſchlagen oder die Herzen aus der Bruſt reißen. Nimmt man der Führung die Verantwortung für die SA., die heute noch feſt und diſzipliniert in ihren Händen iſt, dann wird man ein blaues Wunder erleben. Dieſe Menſchen haben Hunger. Sie wollen heraus aus ſeeliſcher und materieller Verzweiflung. Sie vertrauen auf ihre Bewegung und ihre Führer. Aus Ordnung kann über Nacht Chaos werden, wenn man ſie wider Recht und Geſetz auseinanderreißt. Die Partei als Partei arbeitet legal. Was aber der einzelne tut, wenn die Partei mit Zwangsmitteln zerſchlagen wird, dafür übernimmt der die Verantwortung, der ſie zerſchlägt.

Im übrigen aber ſehen wir der weiteren Entwicklung der Dinge mit Gelaſſenheit entgegen. Unſere Herzen bleiben heiß und unſere Köpfe kalt. Wir brauchen gar nicht mehr für uns zu werben. Das beſorgen Preſſe und Polizei. Sie mögen neue Schikanen erſinnen. Wir haben für dieſe Flickarbeit nur ein verächtliches Lachen. Unſere Antwort heißt: weiterkämpfen!

Bei Philippi ſehen wir uns wieder!

29. Juni 1930

Die Dummheit der Demokratie

Das wird immer einer der beſten Witze der Demokratie bleiben, daß ſie ihren Todfeinden die Mittel ſelber ſtellte, durch die ſie vernichtet wurde.

Die verfolgten Führer der NSDAP. traten als Abgeordnete in den Genuß der Immunität, der Diäten und der Freifahrtkarte. Dadurch waren ſie vor dem polizeilichen Zugriff geſichert, durften ſich mehr zu ſagen erlauben als gewöhnliche Staatsbürger und ließen ſich außerdem die Koſten ihrer Tätigkeit vom Feinde bezahlen.

Aus der demokratiſchen Dummheit ließ ſich vortrefflich Kapital ſchlagen. Auch die Anhängerſchaft der NSDAP. begriff das ſofort und hatte ihre helle Freude daran.

Die Partei wuchs im Volke, weil ihre Führer ſich im Volke bewegten. Von Wahl zu Wahl aber konnte ſie von der Liſte der Abgeordneten ihr Wachstum, amtlich beſtätigt, ableſen.

1928 wies man den 12 Abgeordneten der NSDAP. in den hinteren Sitzreihen des Reichstagsſaales ihre Plätze an. Unter ihnen befand ſich Dr. Goebbels.

1930 trat die NSDAP. mit 107 Abgeordneten als zweitſtärkſte Partei auf. 6,4 Millionen Wähler ſtanden hinter ihr. Die Partei hatte ſich durchgepaukt.

Die Partei trat 1929 an die Spitze der Volksbewegung gegen den Young-Plan. Nur durch ihren Einſatz gelang es, ſozialiſtiſche Maſſen für den Freiheitskampf der Nation zu gewinnen.

Dem Volksbegehren gegen den Young-Plan ſchloſſen ſich am 25. November 4 135 300, dem Volksentſcheid am 22. Dezember 5 825 182 Stimmberechtigte an.

Im Parlament

Durch ein großes Portal geht's hinein in die heiligen Hallen. Über dem Portal ſteht der Witz: „Dem deutſchen Volke!" Spaß muß ſein!

Über dicke rote Teppiche treppauf, treppab, an Sälen und Konferenzzimmern vorbei. Darin treibt der ſogenannte Abgeordnete ſein Unweſen.

Eine große Wandelhalle dient zur Förderung der Verdauung. Daneben liegen Gänge mit langen Reihen von Klubſeſſeln. Eine der vielen Gelegenheiten, ein Viertelſtündchen zu nicken.

Nicken iſt übrigens ſehr delikat geſagt. Kommſt du um die Nachmittagsſtunde durch dieſe Gänge, dann hörſt du das wohltuend beruhigende, überparteiliche Geſchnarche von deutſchen Volksvertretern, die hier vom ſchweren Dienſt am Vaterlande ausruhen. Eine der wenigen Stellen, wo die Tagespolitik ſchweigt und Morpheus ſein friedliches Zepter ſchwingt.

Das Photographieren und Kurbeln iſt im Reichstag verboten. Wer einmal als Laie in dieſen Gängen herumirrte, der weiß, warum.

Durch viele Türen geht's ins Plenum hinein. Plenum heißt zu deutſch voll. Warum das Plenum Plenum heißt, wer weiß — wer weiß? Früher hieß das Plenum Sitzungsſaal, weil meiſtens Leute darin ſaßen. Seitdem faſt niemand darin ſitzt — es ſei denn, Guſtav Streſemann ſpricht — nennt man's Plenum.

Vielleicht auch hat ſich dieſe Bezeichnung erſt eingebürgert nach dem ebenſo unparlamentariſchen wie wahrheitsgemäßen Zwiſchenruf Adolf Hoffmanns: „Herr Breſadent, es iſt een Beſoffener im Saal!" Der war wirklich voll.

Alldieweil Herr Löbe das Zepter ſchwingt und Otto Hörſing von ſeiner Couleur iſt, hat man über dieſen Zwiſchenruf den Mantel der Liebe gedeckt. Was hätte man auch Beſſeres tun können!

Im Plenum reden die Abgeordneten. Und zwar reden ſie die berühmten Reden zum Fenſter hinaus. Die Reden ſind ſchöner, wenn man ſie lieſt, als wenn man ſie hört. Deshalb will auch niemand ſie hören. Selbſt die Abgeordneten entwerfen meiſtens während der Rede Fluchtpläne.

Wenn der Redner es gar zu ſchlimm macht, dann iſt das Reichstagsreſtaurant Aſyl für alle Überläufer. Im Reſtaurant iſt gute Ge-

legenheit, empfangene Diäten in Beefſteaks, Fürſt-Pückler-Eis und Rheinwein umzuſetzen. Man wundert ſich nur, warum das Plenum nicht Reſtaurant und das Reſtaurant nicht Plenum heißt. Denn das Reſtaurant iſt immer Plenum, und im Plenum reſtauriert ſich der gequälte, gehetzte Volksvertreter von den Störungen der Verdauung. Auch eine der vielen Gelegenheiten, ein Viertelſtündchen zu nicken.

Im Reſtaurant ſitzen die Abgeordneten nach Parteien getrennt. Aber das tut dem Appetit keinen Abbruch. Dem Kommuniſten ſchmeckt ſein Wiener Schnitzel ebenſogut wie dem Deutſchnationalen ſein Schweinekottelet. Nach der Stärkung binden beide den Helm feſter und marſchieren zu neuen Redeſchlachten.

Das geht manchmal bis tief in die Nacht hinein, und ſonderbarerweiſe gedeihen die meiſten von ihnen zu üppiger Fülle bei dieſem Dienſt am Vaterland.

Die ſchlimmſte Zeit für den Abgeordneten iſt die Sechswochenfriſt vor der Wahl. Da muß er ins Land hinaus und von Weltanſchauung und ſo reden. Zwar nimmt er das nicht ſo ernſt. Aber manchmal ſpricht er vor Menſchen, die das bitter ernſt nehmen. Allein die meiſten von ihnen ſind ſehr vergeßlich, und deshalb kann der Kandidat ſeine Weltanſchauung wechſeln wie ein ſchmutziges Hemd.

Von ſeiner wahren Geſinnung darf er nichts ſagen. Man würde ihn vermutlich verprügeln. Und zwar am eheſten die, die heute am lauteſten Hurra ſchreien.

Darum redet er von der Freiheit des Volkes und meint Kattun. Darum ruft er auf zur Arbeit und meint die andern, während er Profite überſchlägt. Darum ſingt er „Deutſchland, Deutſchland über alles!“ Und brummt auf dem Nachhauſeweg: „Ja, ich bin klug und weiſe.“

Aber die ſchlimme Zeit der Wahl geht auch vorüber, und dann beginnen wieder die Tage der Roſen. Dann packt der Volksvertreter ſeinen Koffer und kutſchiert erſter Klaſſe nach Berlin. Dann ſetzt er ſein verführeriſchſtes Augurenlächeln auf und ſtolziert erhobenen Hauptes in das hohe Haus hinein.

Auf dem höchſten Firſt flattert die Fahne — nicht auf Halbmaſt. Es iſt kein Grund zu klagen, ſolange der Wein ſchmeckt und der ſüße Pöbel außerhalb der Bannmeile bleibt.

Das iſt ſeine Fahne, ſeine ſtolze Fahne!

Für die Fahne tritt er ein mit ſeiner ganzen Perſon. Überall und immer da, wo die Gefahr weit iſt.

Und bläht die Bruſt im ſtolzen Bewußtſein:

„Es iſt nicht notwendig, daß Deutſchland lebt; aber es iſt notwendig, daß das Volk m i r gegenüber ſeine Schuldigkeit tut!“

17. Oktober 1927.

Alte Eſel

„Wäre ich ein Fürſt, ſo würde ich zu meinen erſten Stellen nie Leute nehmen, die bloß durch Geburt und Anciennität nach und nach heraufgekommen ſind und nun in ihrem Alter in gewohntem Gleiſe langſam, gemächlich fortgehen; wobei dann freilich nicht viel Geſcheites zutage kommt. Junge Männer wollte ich haben — aber es müßten Kapazitäten ſein, mit Klarheit und Energie ausgerüſtet und dabei vom beſten Wollen und edelſten Charakter. Da wäre es eine Luſt, zu herrſchen und ſein Volk vorwärtszubringen.“

So ſagt Goethe in ſeinem bekannten Geſpräch mit Eckermann über Napoleon. Kluge und treffliche Worte von allgemeiner, ewiger Wahrheit. Sie galten zu Goethes Zeiten, wie ſie heute richtig ſind und ewig richtig bleiben werden. Und auf keine politiſche Gruppe paſſen ſie zur Zeit ſo wie auf uns.

Man hat uns bei Beginn dieſes Reichstages als kleinſte und wohl auch unangenehmſte Oppoſitionsgruppe im Plenum dieſes hohen Hauſes auf die letzten Plätze geſetzt, ganz am Ende des Saales, wo man nichts ſieht und nicht geſehen wird, nichts hört und nur durch das Sprachrohr der vorgehaltenen Hände, das wir dann auch fleißig zu benutzen pflegen, gehört wird. Das hat neben mancherlei Nachteilen auch den einen Vorteil, daß man in der Regel gezwungen iſt, die erlauchten Vertreter des deutſchen Volkes von hinten zu betrachten. Da ſehen ſie meiſt ganz anders aus als von vorn. Das geſpreizte Arriviſtentum der glatten, blauraſierten Viſagen tritt hier nicht in Erſcheinung. Die Vollbärte zeigen ſich nur dem erhaben thronenden Präſidium. Von hinten ſieht man nur Glatzen, nichts als Glatzen. Eine wie die andere. Quer durch die Parteien, von einer beluſtigenden Regelmäßigkeit. Ein Anblick für die Götter.

Und prellt mal einer von uns vor, aus Ungeduld, Wut und Zorn, rennt den ſchmalen Korridor herunter bis an die Regierungseſtrade und ſchmettert ſeine ſchneidenden, höhniſchen und niederträchtigen

Zwiſchenrufe in die ſatte Geruhſamkeit dieſer greiſenhaft dahinwelkenden Impotenz, dann klappern die falſchen Gebiſſe, dann rauſchen die Bärte, dann wackeln die grauen Häupter, und dem Unglücklichen ſchallt aus hundertfachem Munde der letzte Verteidigungsſchrei einer ſterbenden Welt entgegen:

„Maul halten! Das verſteht ihr nicht, da ſeid ihr zu jung dazu!"

In der Tat, eine etwas merkwürdige, von keinerlei Logik und Überzeugungskraft belaſtete Beweisführung! Was heißt es ſchon, alt werden? Niemand wird den Rat der Erfahrung in den Wind ſchlagen, wenn er ſich paart mit Mut, Kühnheit und Energie. Auch ein alter Mann kann ein Jüngling in ſeinem Herzen ſein; aber dann wird er niemals der Jugend, wo auch immer ſie ſich im Überſchwang und Leidenſchaft zu Wort meldet, vorwerfen, daß ſie jung oder zu jung ſei. Alter allein hat nur wenig Überzeugendes an ſich, und wir werden uns niemals der landläufigen Meinung anbequemen, daß aus einem jungen Strohkopf nur durch die Jahre ein alter Ariſtoteles hervorſprieße. Wer dumm auf die Welt kam und kaum etwas dazu lernte, aus dem kann nur ein alter Eſel werden. Daran ändern nichts die Haare und nichts die Jahre.

Und die Tatſache bleibt beſtehen und wird von keinem, der den Betrieb kennt, mehr geleugnet: Deutſchland wird heute von ſeinen Greiſen regiert, und zwar von ſeinen feigſten und dümmſten. Die Jugend iſt von der Geſtaltung unſeres Volksſchickſals ausgeſchloſſen. Der Glatzkopf und der Rauſchebart geben den Ton an, und wir Jungen ſind die Dummen und haben das Nachſehen.

Für dieſen Zuſtand fehlt jede politiſche und moraliſche Berechtigung. Wenn ſchon in geruhigen Zeiten der vorwärtsdrängenden Jugend ein möglichſt geräumiges Feld freier Betätigung in der Politik eingeräumt werden muß, will man nicht die aufſchießenden Kräfte wahren Volkstums allmählich in der Greiſenhaftigkeit verdorren laſſen, wieviel mehr kann und darf man dieſe Forderung erheben in einer Zeit, in der Altäre geſtürzt und Werte umgewertet werden, in der ein ringendes Geſchlecht nach neuen Inhalten und Weſenheiten ſucht, die Aufbruch und Anbruch zugleich iſt.

Niemand von uns redet der Jugend das Wort, bloß weil ſie jung iſt. Aber deshalb gerade fühlen wir uns auch verpflichtet, unrechtmäßige und überhebliche Anſprüche des Alters zurückzuweiſen, die ſich lediglich auf die Jahre berufen möchten. Junge Männer wollen

wir an der Spitze Deutſchlands ſehen, aber es müſſen, wie Goethe ſagt, Kapazitäten ſein, mit Klarheit und Energie ausgerüſtet und dabei vom beſten Wollen und edelſten Charakter. Die Alten haben nun in zehnjährigem Verſagen bewieſen, daß ſie die Dinge nicht meiſtern können, daß das Vaterland vor die Hunde ging und das deutſche Volk heute hoffnungslos und verzweifelt vor ſeinen zerbrochenen Idealen ſteht. Nicht wir Jungen tragen die Schuld, daß es ſoweit kam, denn wir waren ja unterdes ausgeſperrt von Politik und Regierung, wurden verlacht und verſpottet als zu grün.

Das muß ein Ende haben! Immer vernehmlicher ſoll unſere aufrüttelnde Stimme erſchallen. Immer klarer, unabweisbarer wollen wir unſere Forderungen anmelden. Stellt euch zum Kampf! Widerlegt uns, oder macht Platz! Wir haben keine Luſt, aus falſcher Pietät die Zukunft unſeres Volkes zu verſpielen. Entweder ihr zeigt, daß ihr noch zu fechten verſteht für eure Ideale, die nicht die unſeren ſind, oder ihr müßt euch ſchon gefallen laſſen, daß wir euch ſo nennen, wie ihr's verdient:

Alte Eſel! 1. April 1929.

Farbröder

Das iſt ein ſchwediſches Wort und heißt zu deutſch: Vaterbrüder. Es bedeutet das, was wir bei uns zu Hauſe mit Onkel bezeichnen. Dieſer Ausdruck hat im Schwediſchen genau denſelben etwas gutmütigen, etwas ulkigen und wohl auch etwas geſchlechtsloſen Beiklang, den wir ihm unterzulegen pflegen. Ein Onkel iſt im allgemeinen ein luſtiger alter Geſelle, bei dem man nicht alles ernſt nimmt, und der wohl auch ſelbſt zuweilen nicht ganz ernſt genommen werden will. Man verſchleißt ihn ſo, wie er eben iſt, und die Nichten und Neffen haben ihren Spaß mit ihm.

Und nun kommt der Witz bei der Geſchichte. Nicht nur der leibhaftige Onkel trägt in Schweden dieſen Namen. Unter Farbrödern verſteht man in dieſem ſchönen Lande auch die Mitglieder des Riksdags, die Reichstagsabgeordneten, das, was man bei uns M. d. R. heißt. Und das beweiſt, daß der Schwede Sinn für Humor hat. Der Onkel! Das iſt nicht boshaft, nicht gemein, nicht höhniſch und nicht giftig, ohne Galle und ohne Bitterkeit. Es iſt in ſeiner lapidaren Kürze und kommentarloſen Unbarmherzigkeit einfach vernichtend. Das trifft die aufgeblaſene Wichtigkeit des parlamentariſchen

Schwadroneurs und Nichtstuers mitten ins Herz hinein. M. d. R.: das riecht noch nach etwas. Volksvertreter: das hat einen Hintergrund und ein Geſicht. Abgeordneter: das kann dem kleinen Mann noch imponieren. Aber Onkel: das entkleidet dieſen bemerkenswerten Typ des demokratiſchen Europas allen Beiwerks, nimmt ihm die letzten Kuliſſen, reißt ihm endgültig die Maske vom Geſicht. Da, ſchau her: ein Farbror, ein ulkiges Überbleibſel aus vergangenen Zeiten. Ein Onkel!

Vielleicht machen wir es uns mit dem Parlamentarismus viel zu ſchwer. Wir legen ihm noch ein Gewicht bei, das ihm praktiſch gar nicht mehr zuſteht. Was ſich da in den Couloirs der Parlamente herumflegelt, in Geſchäften und Politik macht, Staat und Volk ausſchmarotzt, hat ja längſt in den breiten Maſſen den letzten Kredit verloren. Man nimmt das bloß noch humoriſtiſch. Aber dieſer Humor iſt nur eine verſteckte zyniſche Bitterkeit. Er kommt nicht aus dem Herzen, ſondern aus der Galle.

Stehe einer auf unter uns und gebe ſein Wort darauf: ich glaube an den Parlamentarismus und an die Segnungen der Demokratie! Hebe einer ſeine Hand hoch und ſchwöre, daß er eine entſcheidende Wendung, ja nur einen kühnen Entſchluß von einer Umbildung der Regierungskoalition oder der Ernennung eines neuen Kabinetts erwarte. Wir alle, ob Freund oder Feind der Republik, ob Demokrat oder Ariſtokrat, ob Bürger oder Proletarier, ſehen im Reichstag und den augenblicklich dort hauſenden Parteien nur ein notwendiges Übel, und eine Übereinſtimmung iſt lediglich in der Frage noch nicht herbeizuführen, was wir an ſeine Stelle ſetzen ſollen. Das ſchon wäre vernichtend für den Parlamentarismus, daß ein Mann oder eine Partei eine allgemeingültige Meinung darüber bilden könnte, was nach ihm kommt. Denn er beſteht aus eigener Kraft nicht auf Grund des ihm innewohnenden ſittlichen Lebensgeſetzes, ſondern aus dem augenblicklichen Mangel eines Beſſeren. Das Volk nimmt ihn hin, weil er nun einmal da iſt. Aber dafür auch mit der nötigen Ablehnung und Verachtung. Wir wählen euch, wir laſſen von euch die Geſetze machen, uns von euch die Steuern abknöpfen — ihr dürft dicke Diäten einſtecken und erſter Klaſſe fahren. Aber glaubt nicht, daß wir euch dafür ehren und lieben. Ihr ſeid doch und bleibt für uns Paraſiten, Nutznießer unſerer Not, politiſche Schieber und Geſchäftemacher, ſchwarzweißrot und ſchwarzrotgold angeſtrichene Bon-

zen, demokratiſche Raubritter, denen man nicht über den Weg trauen darf. Wir ſind uns zu gut dafür, als daß wir uns deshalb mit euch herumprügeln. Zudem ſeid ihr geriſſen und gewandt im Verdrehen von Worten und Begriffen. Aber ihr befindet euch auf dem Holzweg, wenn ihr meint, wir merkten das nicht. Wir haben euch längſt durchſchaut. Wir ſind nur zu höflich, das zu ſagen. Aber unſeren ganzen eiſigen Hohn faſſen wir zuſammen, wenn wir euch ſo nennen, wie ihr's verdient: die Onkel! So denkt das Volk.

Nun regiert das Kabinett Brüning ſchon nahezu zwei Monate. Als es vor acht Wochen aus der Taufe gehoben wurde, da atmete der Bürger auf und glaubte, wir ſtänden an einem Wendepunkte der deutſchen Nachkriegspolitik. Der Stahlhelm murmelte etwas von Taten, die man abwarten müſſe, und die DNVP. beging gleich Harakiri; die dramatiſchen Heldentenöre und lauteſten Rufer im Streit ſchraubten plötzlich ihre geſpannten Stimmbänder herunter, und es begann wieder einmal, wie ſo oft, wenn es der Republik ans Leder ging, der große Patriotenrummel. Nun ſind wir um einiges älter und weiſer geworden. Wir fragen den Stahlhelm: auf welche Taten wartet ihr? Wir wollen von der DNVP. wiſſen: was iſt denn nun beſſer geworden? Es hat ſich nur ein Firmenſchild geändert. Aber das Perſonal iſt geblieben. Die Onkel regieren weiter.

So iſt die Lage. Es geht nun langſam in den Sommer hinein, und die Gefahr beſteht, daß die Dinge ſich wieder einmal für einige Monate verſteifen und damit unwiederbringliche Zeit verlorengeht. Der Reichstag trat vor einigen Tagen aufs neue zuſammen. Wäre da nicht der Augenblick, dieſes alte und überlebte Haus vor den Etatsberatungen zu entlaſſen und dem Volk aufs neue ſein Schickſal in die Hand zu geben?

Damit wenigſtens ſo vierzig, fünfzig Farbröder verſchwinden?
Und die Onkel durch Männer erſetzt werden?!

18. Mai 1930.

Die Wirtſchaftspartei

Im Reichstag geht das Wort um, ihr Name komme daher, daß ihre Abgeordneten meiſt in der Wirtſchaft ſitzen, und ihr Programm laute: die Brötchen etwas kleiner und viel teurer. Wenn es nicht wahr iſt, ſo iſt es doch gut erfunden und hat an ſich das, was allen wirkſamen Witzen gemein iſt: es übertreibt in grotesker und deshalb

zum Lachen reizender Form einen in der Tat vorhandenen Wahrheitskern. Die Wirtſchaftspartei iſt die geiſtloſeſte und platteſte Angelegenheit eines zur aufreizenden Stupidität herabgewürdigten Parlamentarismus. Ihr Weſen iſt kleinbürgerlicher Materialismus in jeglicher Form. Ihr Programm iſt geronnene geiſtige Anſpruchsloſigkeit, und ihre Führer fühlen ſich darin wohl, oder wenn ſie klüger ſind, tun ſie ſo, als ob.

Kann die Wirtſchaft die Politik retten? Nein! Denn die Wirtſchaft iſt nur eine Funktion der Politik. Eine ſchlechte Politik hat als Folge immer eine ſchlechte Wirtſchaft, und eine gute Politik eine gute Wirtſchaft. Man kann die Wirtſchaft nicht von der Politik trennen, ebenſowenig wie den Atem vom Herzſchlag. Iſt eine Wirtſchaftspartei in der Lage, etwas zur Beſſerſtellung des Mittelſtandes zu tun? Ja und nein. Sie kann das, wenn ſie auch bereit iſt, für ihre materiellen Ziele politiſche Machtmittel einzuſetzen. Sie kann das nicht, wenn ſie ſich auf das rein Wirtſchaftliche beſchränkt. Die heutige troſtloſe Lage des deutſchen Mittelſtandes iſt eine zwangsläufige Folge unſeres verſklavten politiſchen Daſeins. Folgen verſchwinden immer und nur dann für immer, wenn man ihre Urſachen beſeitigt. Beſeitigt man mit politiſchen Machtmitteln ein naturwidriges und erdachtes, lebensfremdes ſtaatliches Syſtem, deſſen Hauptaufgabe es zu ſein ſcheint, das eigene Volk im Dienſte des Weltgeldes auszubütteln und dabei eben die ſchaffenden Stände nach und nach dem völligen Ruin preiszugeben, dann fallen auch automatiſch und zwangsläufig die von ihm verurſachten wirtſchaftlichen Folgen. Nur in einem freien Deutſchland gibt es eine freie Wirtſchaft, und nur eine von den Feſſeln der Tributknechtſchaft losgelöſte Wirtſchaft gibt dem Mittelſtand ſein Lebensrecht wieder. Der Kampf gegen die ſyſtematiſche Vernichtung des Mittelſtandes hat alſo im Politiſchen zu beginnen, und ſein endgültiger Erfolg oder Nichterfolg entſcheidet zuletzt über das Schickſal aller Einzelmenſchen und aller Stände, auch des Mittelſtandes.

Die Wirtſchaftspartei iſt nichts anderes als ein plumper und dummpfiffiger Verſuch, an die Stelle von ewigen politiſchen Lebensnormen wirtſchaftliche Zweckmäßigkeiten zu ſetzen. Sie ſpekuliert in dieſem Beſtreben auf den unausgebildeten politiſchen Verſtand der breiten kleinbürgerlichen Maſſen und ſchwätzt ihnen die Meinung auf, man könne auf Koſten der Geſamtheit das Daſein eines beſtimm-

ten Standes retten, und zwar unter Umgehung des politiſchen Kampfes, lediglich mit parlamentariſchen Mitteln. Dieſe Rechnung iſt falſch. Sie iſt deshalb falſch, weil die Wirtſchaftspartei dabei in denſelben Fehler verfällt, an dem der Marxismus geiſtig geſcheitert iſt und politiſch in Bälde ſcheitern wird: ſie geht von der Klaſſe aus und nicht vom Volk. Sie ſieht und behandelt die Dinge in der Einzelheit und nicht in der Ganzheit.

Wir halten ihre eigentlichen geiſtigen Führer und Drahtzieher für zu klug, als daß wir annehmen könnten, ſie wüßten das nicht. Für ſie geht es auch nicht um das Schickſal des Mittelſtandes. Sie ſehen in der Wirtſchaftspartei nur ein bequemes und ungefährliches Tummelfeld, auf dem parlamentariſche Erfolge billig zu erringen ſind. Und die um ſie verſammelten kleinen Leute? Sie ſind meiſt dick und haben einen guten Charakter. Das iſt aber auch alles. Sie ſind in der Tat nicht mehr als gehobene Aufwertler. Die großen politiſchen Entſcheidungen vollziehen ſich für ihre Einſicht in einem nebelhaften Dunſtkreis, und nur von ferne ahnen ſie zuweilen, worum es eigentlich geht. Einige von ihnen haben ſich in einer mehrjährigen parlamentariſchen Praxis eine gewiſſe Routine angeeignet. Das kommt mit der Zeit. Aber werden ſie einmal vor eine Frage von politiſchem Rang geſtellt, dann fühlt es ein Blinder mit dem Krückſtock, wie unbelaſtet ſie mit Sachkenntnis ſind und wie heillos verwirrt und richtungslos ſie im Irrgarten der großen Politik herumſtolpern.

Der Mittelſtändler, der ſeine Hoffnung auf dieſe Partei ſetzt, hat auf ſchlechtem Grund gebaut. Das ſollte ihn eigentlich ſchon die Praxis der Vergangenheit lehren. Wie lange ſchon treiben die Wortführer dieſer Partei in den Parlamenten ihr Unweſen! Hat es etwas genützt? Iſt dadurch der kleine Kaufmann gerettet worden? Hat man ihn vor dem Ruin bewahrt? Hat man ſeine Exiſtenz geſchützt gegen das Überhandnehmen der großkapitaliſtiſchen Warenhäuſer? Iſt man ihm entgegengekommen bei Steuer- und Finanzfragen? Nichts von alledem! Der politiſche Verfall des Reiches hat die deutſche Wirtſchaft insgeſamt bis aufs Fundament verwüſtet, und damit iſt auch das Schickſal eines jeden Standes endgültig beſiegelt. Sie wollten nicht politiſch kämpfen, ſie ſahen nicht die Kräfte der Politik, die ſie zur Durchführung ihrer teufliſchen großkapitaliſtiſchen Ziele vernichten wollten und vernichten mußten: deshalb wurden ſie von ihnen politiſch überrannt und damit wirtſchaftlich geſchlagen.

Was nutzt da eine flüſſige Rede im Parlament, wenn an ihrem Ende immer auf das Ja das Aber folgt? Was helfen da alle Bedenken, wenn daraus nicht der Wille entſpringt, den feindlichen Mächten Widerſtand zu leiſten und um das geraubte Leben gegen ſie zum Angriff vorzugehen! Das Ende wird ſein, daß die Wirtſchaft zugrunde geht, weil wir in Deutſchland nur noch Wirtſchaftsparteien haben, weil in ihnen und durch ſie die letzten politiſchen Energien eines müde werdenden Volkes lahmgelegt ſind und im entſcheidenden Augenblick nicht zum Streich kommen.

Dagegen ſetzen wir uns zur Wehr. Wir ſind nicht gewillt, widerſpruchslos zuzuſchauen, wie eine Clique von parlamentariſchen Routiniers und engſtirnigen Spießern das politiſche Wollen eines ganzen Standes verfälſcht und umbiegt. Wir rufen dem deutſchen Mittelſtändler zu: auch dein Schickſal iſt mit dem Schickſal der Nation aufs engſte verbunden. Darum heraus aus der Standespartei! Hinein in die NSDAP., die einzige wahrhaftige Volkspartei!

Werde politiſch oder ſtirb!

23. Februar 1930.

Was wollen wir im Reichstag?

Wir ſind doch eine antiparlamentariſche Partei, lehnen aus guten Gründen die Weimarer Verfaſſung und die von ihr eingeführten republikaniſchen Inſtitutionen ab, ſind Gegner einer verfälſchten Demokratie, die den Klugen und den Dummen, den Fleißigen und den Faulen über einen Leiſten ſchlägt, ſehen im heutigen Syſtem der Stimmenmajoritäten und der organiſierten Verantwortungsloſigkeit die Haupturſache unſeres ſtändig zunehmenden Verfalls. Was alſo wollen wir im Reichstag?

Wir gehen in den Reichstag hinein, um uns im Waffenarſenal der Demokratie mit deren eigenen Waffen zu verſorgen. Wir werden Reichstagsabgeordnete, um die Weimarer Geſinnung mit ihrer eigenen Unterſtützung lahmzulegen. Wenn die Demokratie ſo dumm iſt, uns für dieſen Bärendienſt Freifahrkarten und Diäten zu geben, ſo iſt das ihre eigene Sache. Wir zerbrechen uns darüber nicht den Kopf. Uns iſt jedes geſetzliche Mittel recht, den Zuſtand von heute zu revolutionieren.

Wenn es uns gelingt, bei dieſen Wahlen ſechzig bis ſiebzig Agitatoren und Organiſatoren unſerer Partei in die verſchiedenen Parlamente hineinzuſtecken, ſo wird der Staat ſelbſt in Zukunft unſeren Kampfapparat ausſtatten und beſolden. Eine Angelegenheit, die reizvoll und neckiſch genug iſt, ſie einmal auszuprobieren. Wir werden auch in den Parlamenten verparlamentiſieren? So ſehen wir aus! Glaubt einer von euch, daß wir, wenn wir in das Plenum des hohen Hauſes einmarſchieren, gleich mit Philipp Scheidemann Brüderſchaft trinken? Haltet ihr uns für ſo miſerable Revolutionäre, daß ihr fürchtet, wir würden vor einem dicken, roten Teppich und einer wohltemperierten Schlafhalle unſere geſchichtliche Miſſion vergeſſen?

Wer ins Parlament geht, kommt darin um! Jawohl, wenn er ins Parlament geht, um auch einer zu werden. Geht er jedoch hinein mit dem zähen und verbiſſenen Willen, auch hier ſeinen bedingungsloſen Kampf gegen die zunehmende Verlumpung unſeres öffentlichen Lebens mit der ihm angeborenen Rückſichtsloſigkeit fortzuführen, dann wird er nicht verparlamentiſieren, ſondern er bleibt das, was er iſt: ein Revolutionär.

Auch Muſſolini ging ins Parlament. Trotzdem marſchierte er nicht lange darauf mit ſeinen Schwarzhemden nach Rom. Auch die Kommuniſten ſitzen im Reichstag. Niemand wird ſo naiv ſein, zu glauben, ſie wollten ſachlich und poſitiv mitarbeiten. Und überdies: gelingt es uns diesmal nicht, unſere gefährlichſten Männer immun zu machen, dann werden ſie alle über kurz oder lang hinter ſchwediſchen Gardinen ſitzen. Das werden ſie auch, wenn ſie im Beſitze der Immunität ſind? Gewiß, und zwar in dem Augenblick, in dem die Demokratie ſich ihrer aus letzter Notwehr entäußern zu müſſen glaubt; dann, wenn ſie ſich ſelbſt ins Geſicht ſchlägt und offen den Terror der kapitaliſtiſchen Diktatur aufrichtet, den ſie normalerweiſe nur verſteckt ausübt. Aber bis dahin hat es noch gute Weile, und ſolange haben die immunen Vorkämpfer unſeres Glaubens Zeit und Gelegenheit genug, unſere Kampffront ſo zu verbreitern, daß ihre Abdroſſelung und die Mundtotmachung ihrer öffentlichen Predigt nicht, wie es die Demokratie wohl gern wünſchen möchte, ſo ganz geräuſchlos vor ſich gehen wird.

Ein Weiteres: Die Agitatoren unſerer Partei verfahren regulär ſechshundert bis achthundert Mark monatlich — um die Republik

zu feſtigen. Iſt es dann nicht recht und billig, wenn die Republik dieſe Fahrtkoſten durch einen Freifahrſchein erſetzt? Wer von euch ſtimmt dafür, daß wir weiter unſere eigenen Groſchen der jüdiſchen Dawesbahn in den Rachen werfen, während die Republik wahrhaft danach lechzt, uns zu helfen?

Das ſei der Anfang vom Kompromiß? Glaubt ihr, daß wir, die wir hundert- und tauſendmal vor euch ſtanden und euch den Glauben an ein neues Deutſchland predigten, wie wir Dutzende Male unſer Leben dem roten Janhagel lachend entgegenwarfen, die wir uns mit euch gegen alle Widerſtände amtlichen und nichtamtlichen Charakters durchpaukten, glaubt ihr, wir, die wir vor keinem Machtbefehl und keinem Terror kapitulierten, wir würden vor einem Freifahrſchein die Waffen ſtrecken?

Wenn wir nur Abgeordnete werden wollten, dann wären wir keine Nationalſozialiſten, ſondern vermutlich Deutſchnationale oder Sozialdemokraten. Die haben die meiſten Mandate zu vergeben, man braucht dafür ſein Leben nicht zu riskieren, und um mit den geiſtigen Leuchten dieſer Partei zu konkurrieren, dazu reicht auch bei uns die Grütze noch aus.

Wir betteln nicht um Stimmen. Wir fordern Überzeugung, Hingabe, Leidenſchaft! Die Stimme iſt nur ein Hilfsmittel für uns wie für euch. Wir werden mit hartem Schritt den marmornen Boden der Parlamente betreten, werden hineintragen den revolutionären Willen der breiten Volksmaſſen, aus denen wir, ſchickſalsbeſtimmt und ſchickſalsbeſtimmend, herauswuchſen. Wir pfeifen auf Mitarbeit an einem ſtinkenden Miſthaufen. Wir kommen, um auszumiſten.

Man ſoll nicht glauben, der Parlamentarismus ſei unſer Damaskus. Wir haben dem Gegner die Zähne gezeigt von den Podien der Maſſenverſammlungen und von den Rieſendemonſtrationen unſerer braunen Garde aus. Wir werden ſie ihm auch zeigen in der bleiernen Sattheit eines parlamentariſchen Plenums.

Wir kommen nicht als Freunde, auch nicht als Neutrale. Wir kommen als Feinde! Wie der Wolf in die Schafherde einbricht, ſo kommen wir.

Jetzt ſeid ihr nicht mehr unter euch! Und ſo werdet ihr keine reine Freude an uns haben!

30. April 1928.

Mich willſt du wählen?

Einen Staatsbürger zweiter Klaſſe, mit vier Vorſtrafen und acht ſchwebenden Verfahren? Sonderbarer Schwärmer!

Ich habe in einem Aufſatz dazu aufgefordert, daß jeder Nationalſozialiſt, „wenn es nicht anders gehe", ſich der Staatsgewalt fügen ſolle, gleichgültig, ob er recht oder unrecht habe. Dafür bekam ich vom Schöffengericht Elberfeld hundert Mark Geldſtrafe wegen Aufforderung zum Widerſtand gegen die Staatsgewalt.

Ich habe, als dem Scheidemannattentäter Hanns Huſtert im Zuchthaus vom Sträflingsbrei das Gebiß abfaulte, zu Sammlungen aufgerufen, damit dieſer Unhold ſich die Zähne reparieren laſſen konnte; dafür wurde ich vom Amtsgericht München mit fünfzig Mark Geldſtrafe belegt wegen Veranſtaltung einer unerlaubten Sammlung.

Ich habe, als einem meiner verwundeten Kameraden im Virchow-Krankenhaus von dem jüdiſchen Arzt Dr. Levi der Kopf aufgemeißelt werden ſollte, Gelder zuſammengetrieben, damit wir dieſen armen Proleten in eine deutſche Behandlung geben konnten. Dafür erhielt ich vom Amtsgericht München einen Strafbefehl von hundertfünfzig Mark, wieder wegen unerlaubter Geldſammlung.

Ich habe vor einer Maſſenverſammlung der NSDAP. dazu aufgefordert, einen Redakteur vom „Tag" etwas näher unter die Lupe zu nehmen, da er eine Hitlerverſammlung einen Affenſtall genannt hatte. Den Schmutzfinken Carlotto Graetz, der den Frontſoldaten Adolf Hitler auf das infamſte beleidigte und ihn mit Dirnen und Zuhältern in Verbindung brachte, nannte ich eine Judenſau, um ihn zu einer Beleidigungsklage zu zwingen. Der Graetz klagte nicht, aber ich erhielt ſechs Wochen Gefängnis wegen „Aufforderung zu Gewalttätigkeiten ohne Erfolg".

Es ſchwebt ein ſtaatsanwaltſchaftliches Verfahren gegen mich, weil ich den Berliner Vizepolizeipräſidenten Dr. Weiß Iſidor genannt haben ſoll, obſchon er Bernhard heißt.

Ein zweites Verfahren iſt eingeleitet, weil beſagter Bernhard Weiß im „Angriff" als Nero karikiert wurde mit der Unterſchrift: „Bernhard ſpielt grundſätzlich nur undankbare Rollen."

Dem ſchließt ſich ein drittes Verfahren an, weil der „Angriff" beſagten Bernhard Weiß in der Maske eines Eſels, „deutlich erkennbar", gebracht haben ſoll und dazu noch den republikfeindlichen Text: „Mit dem Ausnahmezuſtand kann jeder Eſel regieren."

In einem vierten Verfahren gegen mich ſoll ich ausſagen, wer Orje iſt. Orje nämlich hat ebenfalls dem Bernhard Weiß eine Feder aus ſeinem Siouxhelm gerupft mit der Satire: „Soll'n ma jejnanda antret'n, Iſidor?"

Wie eine fünfte Anklageſchrift zu melden weiß, habe ich mit dem Kraftwagen einem armen Proleten ein Bein abgefahren. Zwar iſt die Sache ſchon über ein Jahr her; ich habe nie in meinem Leben ein Auto geſteuert und war auch an dem fraglichen Tage gar nicht in Berlin. Aber der Herr Staatsanwalt meint, es ſei die Nummer I A 26637 geweſen, und mir ſei das ſchon zuzutrauen. Mein Hinweis darauf, daß ich nichts vom Autofahren verſtünde und auch nie einen Führerſchein gehabt habe, war nur dazu geeignet, den Straffall bedenklich zu verſchärfen.

Ich habe dazu aufgefordert, einen roten Bonzen, wenn er durch unſachgemäße Zwiſchenrufe die Einleitung mache zur Sprengung einer unſerer Verſammlungen, darauf aufmerkſam zu machen, daß er ſich in einer nationalſozialiſtiſchen Veranſtaltung befinde; beruhige er ſich dann noch nicht, dann ſolle der Verſammlungsleiter es der SA. verzeihen, wenn ſie unter Wahrung des Hausrechts den Störenfried an die friſche Luft geleite. Macht ein ſechſtes Verfahren wegen „Aufforderung zur Gewalt".

Ich ſoll behauptet haben, die Republik ſei nur ein Ramſchgeſchäft, in dem ſich die meiſtbietenden Auskäufer und die ſchreienden Auktionatoren Staatsmänner und Politiker ſchimpften. Ergibt ein ſiebentes Strafverfahren wegen „Gefährdung der Republik".

Und zu acht habe ich geſchrieben, es komme einmal der Tag, an dem eine zielbewußte, entſchloſſene Minderheit gegen dieſen Staat der feigen Majoritäten marſchieren werde, um mit Gewalt dem Wucher und der Ausbeutung ein Ende zu machen. Achtes Strafverfahren, vom Oberreichsanwalt eingeleitet, wegen „verſuchten Hochverrats". (!!)

Wie ich aus zuverläſſiger Quelle erfahre, laufen bereits wieder vier neue Verfahren. Worum es ſich handelt, weiß ich noch nicht. Ich kann das auch kaum noch überſehen. Ich brauche nur den Mund aufzumachen oder die Feder zu zücken, gleich hat wieder ein Staatsanwalt der Republik für einen Monat Arbeit.

Ich habe mir nie von Barmat goldene Zahnſtocher ſchenken laſſen.
Auch trage ich keine von ihm abgelegten ſeidenen Schlafanzüge auf.
Während der Inflation bekam ich weder Gulden noch Dollars von ihm.

Ich habe nie das deutſche Volk und ſeine Ehre in den Kot getreten. Aber immer bin ich gegen die aufgeſtanden, die ſich an unſerem gemeinſamen Vaterlande in der Not feige vergingen.

Die Untergrundbahn wird mir in abſehbarer Zeit vermutlich keine Villa zum Preiſe von hundertzwanzigtauſend Mark ſchenken.

Meine Photographie mit eigenhändiger Unterſchrift prangt auf keinem Schieberſchreibtiſch.

Ich habe alſo keine Ausſicht, es unter den ſeit 1918 eingerichteten Verhältniſſen zu etwas zu bringen.

Und mich willſt du wählen?

7. Mai 1928.

Vor der Entſcheidung

Das Schwerſte hätten wir hinter uns: vier Wochen eines nervenzerreibenden Wahlkampfes mit all ſeiner Heuchelei, ſeinen Lügen, Verdrehungen, politiſchen Manövern, und was ſonſt noch zum Repertoire der freien Demokratie gehört. Die letzte effektvolle Woche bricht an.

Wir ſtehen vor der „Entſcheidung über die nächſten vier Jahre". So ſagt man im Jargon der Republik. Wir dagegen ſind unbeſcheiden genug, dieſer Meinung leiſe, verfaſſungsmäßige Zweifel entgegenzuſetzen. Entſchieden wird bei dieſen Wahlen gar nichts, ſie mögen nach rechts oder links ausſchlagen. Verſchiebungen innerhalb der parlamentariſch eingeſtellten Parteien mögen wohl andere Männer, aber niemals ein anderes Syſtem bringen. Die Politik der Parlamentsparteien, ſie mögen links oder rechts ſtehen, iſt zwangsläufig vorgezeichnet; ſie findet innenpolitiſch in dem Dawespakt und außenpolitiſch in Locarno und dem Genfer Bund ihre beſtimmenden Pole. Und die Wahl am 20. Mai hat gar keinen anderen Zweck, als den, darüber zu entſcheiden, wer dieſe Politik betreiben und dafür mit Pfründen und Miniſterſeſſeln belohnt werden ſoll.

In Preußen regierte bis heute die Sozialdemokratie, im Reich der Bürgerblock. Die Sozialdemokratie gibt ſich arbeiterfreundlich, der Bürgerblock national. Sind etwa in Preußen mehr Wohnungen gebaut worden als im Reich? Gibt es in Preußen weniger Erwerbsloſe, geht es den Kriegsopfern beſſer, ſind die durch die Inflation Ausgeplünderten nobler entſchädigt worden als im Reich? Und hat das

Reich vor Preußen die nationalen Belange gewahrt; hat es die Kriegsſchuldlüge zurückgewieſen und dem vaterländiſchen Skandal der ſogenannten Femeprozeſſe ein Ende bereitet? Nichts von alledem!

Eine marxiſtiſche Regierung unterſcheidet ſich innerhalb des deutſchen Parlaments in nichts von einer bürgerlichen: beide ſind kapitaliſtiſch, pazifiſtiſch und perſönlichkeitsfeindlich. Beide treiben bedingungs- und widerſpruchsloſe Erfüllungspolitik und machen ſich gern zum wohlbezahlten Büttel der Welthochfinanz. Es mag am nächſten Sonntag die Wahl ſo oder ſo ausfallen. Der Kurs bleibt der alte. Dawes regiert die Stunde, und das Volk wird ſeinen Kalvarienweg zu Ende gehen müſſen. Nur die Männer — ſoweit man da von Männern überhaupt ohne Ironie reden kann — werden wechſeln, das Firmenſchild kann geändert, die äußere Drapierung mag eine neue werden. Was ſich dahinter verſteckt, die Republik, der Parlamentarismus, die Demokratie, der Erfüllungswahnſinn, das alles wird bleiben und nie und nimmer durch eine Wahl umgeſtoßen werden können.

Und doch fällt am nächſten Sonntag eine Entſcheidung von vielleicht geſchichtlichem Ausmaß. Es bedarf keiner beſonderen Prophetengabe, um vorausſagen zu können, daß dieſe Wahlen mit einem Sieg der Weimarer Koalition enden werden. Die Sozialdemokraten werden, wie in Preußen bisher, ſo auch im Reich beſtimmenden Einfluß gewinnen, und ihre Aufgabe wird es ſein, das aufbegehrende Dawesvolk für alle Fälle erfüllungsbereit zu halten. Mit der Zunahme der wirtſchaftlichen Verſklavung der breiten Volksmaſſen muß, ſoll der Wahnſinn nicht ein vorzeitiges Ende finden, Hand in Hand gehen eine planmäßige Entſittlichung des Widerſtandsgeiſtes, eine ſyſtematiſche Abdroſſelung des deutſchen Aktivismus, der ſich gerade jetzt in unſerer Partei eine breite Front der Abwehr und des Angriffs geſchaffen hat.

Es wird ſich am 20. Mai entſcheiden, ob es uns gelingt, dem auch im Reichstag wirkungsvoll zu begegnen. Bringen wir eine kampf- und ſabotagefähige Gruppe in das hohe Haus, ſo wird die Mittel und Wege zu finden wiſſen, dem amtlichen Terror ein Paroli zu bieten. Es geht ums Ganze. Delegieren unſere Anhänger ſoviel immune Kämpfer in den Reichstag, daß die in der Lage ſind, unter Ausnutzung jeder parlamentariſchen und außerparlamentariſchen Handhabe dem Marxismus in ſeinem Verfolgungswahnſinn die Zähne

zu zeigen, dann braucht uns um die nächſte Zeit unſerer Entwicklung nicht bange zu ſein. Gelingt das nicht, dann gehen wir Unterdrückungsperioden entgegen, denen gegenüber der bisherige Terror von Regierungen und Parteien nur ein Kinderſpiel war.

Dieſe Entſcheidung wird fallen, und zwar jenſeits des parlamentariſchen Bereichs im werdenden Geſchichtlichen. Dieſe Entſcheidung geht uns an. Und deshalb muß ſie von uns in dem von uns gewünſchten Sinne gefällt werden. Wer ſeine Partei liebt und in ihr heute ſchon den ſich bildenden Staat im derzeitigen Unſtaat ſieht, der weiß, worum es ſich handelt. Vor allem wiſſen das die Berliner Geſinnungsgenoſſen, die ein Jahr unterm Terror lebten und ein Liedlein davon ſingen können, wie die Demokratie in der Praxis ausſieht.

Sie werden die letzten Reſerven herausholen an Zeit, an Geld, an Eifer, an Leidenſchaft und Überzeugungskunſt. Wenn jeder das tut, was er der Partei und damit dem Vaterlande kraft ſeiner tieferen Einſicht ſchuldig iſt, dann wird der 20. Mai für uns Nationalſozialiſten ein Tag des entſcheidenden Triumphes werden.

14. Mai 1928.

Die Schlacht iſt geſchlagen

Mit einem tiefen Seufzer der Befriedigung ſchreibe ich dieſe Worte. So iſt alſo doch einmal dieſes Meer von Ekel, Haß und Geifer ausgelaufen. Während dieſe Zeilen in die wartenden Spalten hineinrücken, haben die Zähler in den Stimmlokalen ihre Arbeit ſchon beendet, und nun kommen langſam nach und nach die erſten ſpärlichen Reſultate heraus. Einen auch nur halbwegs geſchloſſenen Überblick über das endgültige Ergebnis kann man um dieſe Abendſtunde natürlich noch nicht gewinnen. Eines nur läßt ſich aus den ſparſamen Meldungen einiger Berliner Kreiſe bereits jetzt vorausſagen: die Nationalſozialiſtiſche Deutſche Arbeiterpartei hat weit über Erwarten ſiegreich dieſen erſten Waffengang mit dem abfaulenden Parlamentarismus beſtanden, und wir glauben füglich die Hoffnung hegen zu dürfen, daß noch im Ablauf dieſes Abends und dieſer Nacht manch ein Geſinnungsfreund freudig und beglückt und manch ein Jude und Judenknecht zitternd und zagend den amtlichen „Heeresbericht" über den Frontbericht der Nationalſozialiſtiſchen Deutſchen Arbeiterpartei an Hörer und Lautſprecher ablauſchen kann.

Wie eine Erlöſung von furchtbarſter körperlicher und ſeeliſcher Qual rieſelt es einem den Rücken herunter, wenn der Gedanke an das überhitzte Gehirn ſchlägt: die Wahlzeit iſt zu Ende. Man kann kaum noch klar ſehen und überlegen. Seit acht Wochen iſt man nun durch Deutſchland herumgeflogen, den Tag über manchmal fünfhundert bis achthundert Kilometer gefahren, abends vor tauſend und zweitauſend Menſchen geſtanden, bejubelt und niedergebrüllt worden; man hat ſich nach der Verſammlung, meiſt mitten in der Nacht, zu ein paar Stunden Schlaf hingelegt, dann wieder um ſechs, ſieben Uhr heraus, bis nachmittags um fünf Uhr gefahren. Berlin! Haufen von Poſt, Zeitungen, Beſchwerden, Anfragen, Telephonanrufe, kein Geld, Sorgen über Sorgen, Konferenzen, dazwiſchen ein Plakat, ein Flugblatt hingehauen; hier einem Mutloſen ein gutes Wort geſagt, dort einem Tapferen gedankt; nach Hauſe, umziehen; ſchon rappelt der Fernſprecher: es wird Zeit, der Saal iſt überfüllt. Alſo in Gottes Namen! Und dann ſteht man wieder gerade und redet mit fieberheißem Kopf und leerem Gehirn. Man iſt nicht mehr fähig, einen eigenen Gedanken zu faſſen. Man leiert alte Platten ab; ſieht unten wie durch einen Nebel ein bekanntes Geſicht erſtaunt aufblicken. Ja, ich weiß ſchon, es ging einmal beſſer, heller, tönender, mit Schwung und Leidenſchaft. Aber ſelbſt der größte Behälter wird leer, wenn es durch tauſend Löcher tropft.

Wie oft habe ich mir an ſolch einem Abend vorgenommen: iſt die Wahl vorbei, einen Monat lang werde ich den Mund nur auftun zum Eſſen und Zähneputzen.

Und nun iſt dieſer Augenblick alſo doch und trotzdem einmal gekommen.

Die Nationalſozialiſtiſche Deutſche Arbeiterpartei ſchickt zum erſtenmal ihre eigenen Kandidaten auf Grund einer ſelbſtändigen Wahl in die deutſchen Parlamente hinein. Bisher hatten wir noch keine Wahl auf eigene Fauſt verſucht. Wir ließen uns immer den Bleiklotz anderer ſogenannter verwandter Gruppen ans Bein hängen und waren dann mit der Inſtinktloſigkeit von Organiſationen, mit denen wir innerlich gar nichts gemein hatten, auf Jahre hinaus belaſtet. Erfreulich war es anzuſehen, wie ſich unſere numeriſch zwar unbedeutenden, in den kämpferiſchen Energien aber um ſo bedeutungsvolleren Vorpoſten immer zielbewußter durch das Geſtrüpp, das Freunde und Feinde um unſeren zähen Willen zu ranken beſtrebt

waren, hindurchzwangen und wanden. Im letzten Reichstag ſchon war trotz der heftigſten Feindſchaft, vor allem von Graefeſcher Seite, unſere Front auch im Parlamentariſchen einheitlich und ſcharf umriſſen; und als auch die Zahl noch um ein bedeutendes durch den glücklichen Übertritt des Grafen Reventlow, des Abgeordneten Stöhr und ſpäter Rube erhöht wurde, da ſchloß ſich jener kleine Kreis, von dem aus in dieſem harten Wahlgang vornehmlich der Kampf ins Land hinausgetragen werden konnte. Sollte der Erfolg uns dieſe Nacht in den Schoß fallen, dann werden wir, vor allem hier in Berlin, nicht der unermüdlichen, aufopferungsvollen Arbeit unſerer bisherigen Abgeordneten, an ihrer Spitze Dr. Fricks, vergeſſen dürfen. Ihnen reihen ſich an all die Redner und Organiſatoren der Bewegung, der Wahlausſchuß, die Beamten der Geſchäftsſtelle, alle Parteigenoſſen und Parteigenoſſinnen, und vor allem zuerſt und zuletzt unſere tapfere, heldenmütige, aufopferungsfreudige Sturmabteilung unter ihrer tatbereiten, klugen Leitung.

Mir iſt es, als müßte ich in dieſem Augenblick jedem Burſchen und Mädel in der Bewegung, jedem Mann und jeder Frau, den Jungen und den Alten die Hand geben, als ſollten wir uns alle gegenſeitig alles Gute wünſchen und uns von Herzen freuen in dem Gefühl, das allein auf dieſer Erde Freude und Glück von Dauer vermitteln kann:

Dem Vaterland gedient und unſere Pflicht und Schuldigkeit getan zu haben!

21. Mai 1928.

IdJ.

Im gewöhnlichen Leben nennt man das: MdR. = Mitglied des Reichstages.

Mögen die Abgeordneten der parlamentariſchen Parteien ſich als ſolches fühlen. Ich bin kein Mitglied des Reichstags. Ich bin ein IdJ. Ein IdF. Ein Inhaber der Immunität, ein Inhaber der Freifahrtkarte.

Was geht uns der Reichstag an? Wir haben nichts mit dem Parlament zu tun. Wir lehnen es innerlich ab und ſtehen auch nicht an, dem nach außen hin kräftig Ausdruck zu verleihen. Wir ſind gegen den Reichstag gewählt worden, und wir werden auch unſer Mandat im Sinne unſerer Auftraggeber ausüben. Was heißt das überhaupt: Reichstag? Das iſt ja kein Reich, das von ihm betreut wird. Das

Reich iſt zertrümmert worden, und an ſeine Stelle trat die Provinz, die Sklavenkolonie. Der Reichstag iſt nur Kuliſſe dazu, Verbrämung, Aushängeſchild; er nennte ſich beſſer und folgerichtiger Provinzialtribunal, Kolonialkonzil.

Der Reichstag iſt heute nur das ausführende Organ unſerer Unterdrücker. Selbſt ohne Willen und ohne Beſtimmungsrecht hat er lediglich die Befehle ſeiner übergeordneten Inſtanz, der Welthochfinanz, auszuführen. Da an dieſem Zuſtand nach Anſicht der Parlamentsparteien nichts geändert werden kann, bemühen ſich ihre Abgeordneten, dieſes Schächtwerk an einem ehedem ſtolzen und unbeſiegten Kulturvolk möglichſt geräuſchlos und ohne Aufſehen zu vollziehen. Mit den Wölfen muß man heulen, ſagen ſie. Wir unſerſeits gedenken das nicht zu tun. Wir haben die Abſicht, manchmal und oft kräftig dawiderzuheulen. Man ſoll nicht glauben, daß auch wir Glieder, Mitglieder dieſer Verſklavungsmaſchinerie ſind. Wir denken nicht daran! Wir fühlen uns keiner Mehrheit, keiner Regierung und keinem Gelddiktat verantwortlich. In unſerem Gewiſſen herrſcht nur ein einziges, ſtrenges Geſetz: das Geſetz der Zukunft unſeres Volkes. Als ſeine Verwalter und Vollſtrecker fühlen wir uns auch in den Parlamenten. Wenn wir uns nunmehr anſchicken, in die Drecklinie des Reichstags vorzurücken, dann nicht, um mit dem Florett gegen Schmutz anzukämpfen, ſondern um mit den gleichen Waffen zum Angriff vorzugehen, mit denen man uns ſeit Jahren niedergeknüppelt hat und vermutlich auch weiterhin niederknüppeln wird.

Ein IdJ. iſt ein Menſch, der zuweilen ſelbſt in einer demokratiſchen Republik die Wahrheit ſagen kann. Er unterſcheidet ſich vom gewöhnlichen Sterblichen dadurch, daß er laut denken darf. Er hat die Erlaubnis, einen Miſthaufen Miſthaufen zu nennen und braucht ſich nicht mit der Umſchreibung Staat herauszureden. Er kann Barmat einen Schieber ſchimpfen, darf der Meinung Ausdruck geben, daß die republikaniſchen Würdenträger, die ſich von ihm beſtechen und aushalten ließen, an den Galgen und nicht in die Miniſterſeſſel gehören; er darf einen mit Namen Max Fridolin und einen mit Namen Bernhard Iſidor nennen, auch wenn er nicht ſo heißt, ſondern nur ſo ausſieht. Ein IdJ. hat freien Eintritt zum Reichstag, ohne Vergnügungsſteuer zahlen zu müſſen. Er kann, wenn Herr Streſemann von Genf erzählt, unſachgemäße Zwiſchenfragen ſtellen, zum Beiſpiel, ob

es den Tatſachen entſpricht, daß beſagter Streſemann Freimaurer und mit einer Jüdin verheiratet iſt; ob ſeine ſogenannte Volkspartei von den Geldern des jüdiſchen Kommerzienrats und Großſchiebers Litwin-Finkelſtein gegründet und ausgehalten iſt, ob ſich das mit der Würde einer deutſchen Partei und eines deutſchen Miniſters vereinbaren läßt, und ob Herr Streſemann überhaupt noch Wert auf das Beiwort deutſch legt. Alles das darf ein IdJ.

Ein IdF. bekommt von der Republik eine Karte ausgehändigt. Die ſteckt er in ſeine rechte Rocktaſche, zeigt ſie an der Bahnſperre dem Aufſichtsbeamten, der legt den Finger an die Mütze und — Seſam öffnet ſich.

Dann fährt der IdF. beiſpielsweiſe von Berlin nach Eſſen, hält dort vor tauſend und mehr Bergarbeitern eine Rede, in der er die Republik — verſteht ſich am Rande — über den grünen Klee lobt, fährt wieder — Seſam öffne dich —, ohne einen Pfennig zu bezahlen, nach Berlin zurück und empfängt dort den Dank der Republik in Geſtalt von ſiebenhundertfünfzig Mark Monatsgehalt — für treue Dienſte. Was er mit dieſen ſiebenhundertfünfzig Mark macht, das ſteht bei ihm. Er nimmt einen Teil davon zu ſeinem eigenen Leben, und das andere ſteckt er wieder in ſeine Partei hinein. Hier ſtopft er ein Loch damit, und da gibt er einem lecken Faß den Boden wieder. Der eine ernährt damit ſeine Familie zu Hauſe, damit er ſorglos ſeinen Kampf fortſetzen kann, der andere ohne Familie gründet damit eine republiktreue Zeitung oder läßt ſie ſeinen SA.-Jungens zum Kauf einer Muſikkapelle. Tſchingdara!

Jetzt ſtaunt ihr, he? Aber glaubt nicht, daß wir bereits am Ende ſeien. Das iſt nur die Ouvertüre. Die IdJ. präſentieren ſich devoteſt den MdR. Ihr werdet noch manchen Spaß mit uns haben.

Laßt das Theater nur mal anfangen! 28. Mai 1928.

Es kann losgehen

Noch ein freundliches Händewinken an die verſammelte Gemeinde der Youngpatrioten und feigen Nutznießer des Tributkapitalismus! Viel Glück zur Fahrt und „gut Holz", dann werden die letzten Wahlplakate geſchrieben, die Finanzen noch einmal überrechnet, der Mitarbeiterſtab in Bewegung geſetzt, Richtlinien organiſatoriſcher und politiſcher Art an den Funktionärkörper durchgegeben, die Maſchine

läuft noch einmal auf Probe, man hört es ihr an, daß ſie fehlerlos und tadelfrei funktioniert. Nun weg mit den Arbeiten, die nicht unbedingt vor dem 14. September erledigt werden müſſen. Auf dieſes Datum muß nun alle Kraft und alle Energie konzentriert werden: die Sache kann losgehen.

Wir haben in München die prinzipiellen Tendenzen dieſes Wahlkampfes in langen Arbeitstagen feſtgelegt. Die Kandidatenliſten ſind im Rohbau fertig. Welche Partei macht uns das nach: in dreiſtündiger Beratung mit den zuſtändigen Gauleitern wurden die Männer beſtimmt, die wir im Reichstag wiederzuſehen wünſchen. Während die anderen Parteien wochenlang um die Spitzen raufen, hatte hier jeder Träger der Organiſation Gelegenheit, ſeine wohlüberlegten Vorſchläge zu unterbreiten, und der Führer traf dann nach Anhörung ſeiner Fachreferenten die Entſcheidung. Die Gauleiter reiſten in ihre Wahlkreiſe zurück. Soweit es noch nicht geſchehen iſt, treffen ſie am morgigen Sonntag mit ihren Gauvertreterſchaften die notwendigen Wahlmaßnahmen. Montag ſetzt ſich dann die geſamte Organiſation in Bewegung. Zuerſt langſam, in der erſten Auguſthälfte gleichmäßig anſteigend, ab 18. Auguſt auf höchſte Leiſtungsfähigkeit eingeſtellt, um dann in einem atemberaubenden Tempo in den 14. September hineinzubrauſen.

Welch eine herrliche Partei haben wir!

Sie hat ihre eigenen Gedanken, dieſe werden getragen von Führern, die aus der Organiſation herausgewachſen ſind, die wieder ſtützen ſich auf die diſziplinierten Kaders der SA., die geſchulten Korps der Funktionäre und die breite Maſſe der Parteigenoſſenſchaft. Die Partei finanziert ſich ſelbſt. Damit iſt ſie vollkommen unabhängig in taktiſchen Maßnahmen und programmatiſchen Entſchlüſſen. Wo ſich faule Verfallserſcheinungen in ſie hineinſchleichen, werden ſie mit einer Handbewegung herausgeſchnitten. Es iſt gar nicht mehr möglich, die Organiſation unſerer Weltanſchauung zu zerſtören, man mag ſie nun von außen berennen oder von innen zu unterhöhlen verſuchen.

Seht, wie die anderen zuſammenhocken, für ihre verfallenen Parteikadaver neue Namen erfinden, weil ſie wiſſen, daß die alten Firmenſchilder vor der Wählermaſſe längſt den Stempel Bankrott tragen; wie ſie ihre Toten aufeinanderlegen in der trügeriſchen Hoffnung, es würde ein Lebendiger daraus; wie ſie darauf verwei-

ſen, was ſie in Zukunft leiſten wollen, damit nur ja niemand auf den Gedanken komme, zu fragen, was ſie denn in der Vergangenheit geleiſtet haben.

Wir haben dafür nur ein höhnendes Lächeln übrig. Warum ſollten wir für uns einen neuen Namen erfinden? Der alte, ruhm- und leidbedeckte Name wirkt auf die erwachenden Maſſen nicht abſtoßend und verächtlich, ſondern imponierend und werbend. Auf unſerem Firmenſchild ſteht unter unſerem Namen in unſichtbaren, aber deſto hinreißenderen Flammenzeichen das Wort: Zukunft!

Warum ſollten wir uns mit einem anderen verbinden? Der Starke iſt am mächtigſten allein. Wir ſind, auf uns ſelbſt angewieſen, groß geworden. Wir wollen auch, auf uns ſelbſt geſtellt, in die Macht hineinſteigen. Wir bleiben, was wir ſind und was wir waren. Wir brauchen nichts zu ändern, keine Bündniſſe zu ſchließen, unſere Anhänger nicht auf morgen zu vertröſten. Wir ſtehen ihnen gegenüber, Angeſicht zu Angeſicht und weiſen ſchweigend auf den Weg zurück, den wir gegangen ſind: er iſt überſät mit Opfern und Blut. An ſeinen Rändern liegen Tote zuhauf, ſeine Etappen ſind gezeichnet mit Arbeit, Fleiß, Idealismus, Hingabe und Furchtloſigkeit. Auf jedem Weiſer ſteht die Richtung: Freiheit und Brot. Und vor den glänzenden Augen der marſchierenden Kolonnen wird in der Ferne ſchon das Ziel ſichtbar: Deutſchland!

Wir brauchen nichts zu verſprechen: unſere bisherige Leiſtung ſagt mehr, als Worte zu ſagen vermöchten. Wir appellieren auch diesmal nicht an die Popularität, ſagen wie bisher unbeugſam und hart die Wahrheit, auch wenn ſie Schmerzen bereitet und Wunden ſchlägt. Aber wir fordern unſere alten Getreuen auf, diesmal noch mehr als je zuvor ihre ganze Kraft in den Dienſt unſerer Aufgabe zu ſtellen. Aber bedarf es deſſen noch? Wie oft, wenn wir in der Vergangenheit verfolgt wurden, wenn ſie uns niederknüppelten und verboten, als ſie den Youngpakt annahmen, das Volk belogen und uns als irrſinnige Idioten am ungefährlichen Radio brandmarkten, gegen uns ihre eigene Verfaſſung mit Füßen traten und ſich dabei, als ſie uns die Hemden auszogen, noch ſcheinheilig auf ihr römiſch-jüdiſches Recht beriefen, haben wir die Fauſt in der Taſche geballt und zähneknirſchend gelobt: Abwarten! Einſt kommt die Abrechnung!

Nun denn, die erſte kleine Gelegenheit dazu iſt da. Diesmal legal

und durchaus verfaſſungstreu. Wir werden ſie zu nutzen wiſſen. Wir wollen den Volksbetrügern, den Zuhältern des Youngkapitalismus, den fetten Bonzen, den marxiſtiſchen Landesverrätern und ihren bürgerlichen Steigbügelhaltern ihre eigene Verlogenheit um die Ohren klatſchen, daß ihnen Hören und Sehen vergeht. Wir ſind bereit. Das Signal zum Angriff wird gegeben: es kann losgehen!

Bei Philippi ſehen wir uns wieder!

3. Auguſt 1930

Appell an die Vernunft

Wir wenden uns vor entſcheidenden Kämpfen im Augenblick höchſter Not und Bedrängnis an die Vernunft und an den geſunden Menſchenverſtand, wir fragen den Bürger und Beamten, wir fragen den ſchaffenden Mittelſtändler und die breiten Maſſen der Angeſtelltenſchaft: iſt das Leben, das ihr heute notdürftig friſtet, noch lebenswert, oder erkennt ihr mit uns die Notwendigkeit, an unſerer kataſtrophalen Lage Grundſätzliches zu ändern? Ihr ſeid bisher mit den bürgerlichen Parteikadavern durch dick und dünn gegangen, habt für ſie die Kaſtanien aus dem Feuer geholt, euch von ihrem Ruhe- und Ordnungsgeſchrei einlullen oder durch ihre billigen patriotiſchen Phraſen in eurem aufbegehrenden nationalen Gewiſſen beſänftigen laſſen. Ihr mußtet erleben, wie man euch von Jahr zu Jahr vertröſtete, euch goldene Berge für die Zukunft verſprach: einmal war es die Börſenrevolte, von der man euch vorlog, man könne nichts dagegen machen. Ihr ſchwiegt und fügtet euch darein. Dann war es die Inflation, von der man euch vorſchwätzte, ſie ſei ein Elementarereignis und von Gott als Schickſalsprüfung geſandt. Ihr ſagtet ja und amen dazu. Dann preßte man euch in die Verſklavungsmaſchinerie des Dawestributpaktes und heuchelte, man werde die Arbeitsloſigkeit damit beſeitigen. Dann beugte man ein ganzes arbeitendes Volk unter das Joch der Youngknechtſchaft und poſaunte durchs Radio, man wolle damit die Wirtſchaft wieder ankurbeln. Und jetzt? Und jetzt?

Jetzt erſt erkennt ihr mit uns, daß alles das eitel Lug und Trug, Vorſpiegelung falſcher Tatſachen, Lüge und Bosheit war. Sie war nicht unabänderlich, jene Geldrevolte von 1918. Es fehlte den bürger-

lichen Parteien nur an Mut, ſich dagegen aufzulehnen. Die Inflation war kein Naturereignis, es haben ſich dabei nur die Nutznießer unſerer Not auf unſere Koſten geſund gemacht. Der Dawespakt endete in einer furchtbaren Wirtſchaftsanarchie, und der Youngplan hat uns bis heute ſchon Not und Elend, Hunger und Arbeitsloſigkeit, eine verwüſtete Wirtſchaft und ein ruiniertes Bauerntum, diktatoriſche Maſſenſteuern und den latenten Bürgerkrieg gebracht. Deutſchland unter dem Hammer: das iſt unſer Schickſal, das in greifbarer Nähe vor Volk und Nation ſteht.

Wer hat euch dieſen Weg geführt und ſich dabei immer auf Vernunft und Ordnung berufen: die jämmerlichen bürgerlichen Parteien, die zu feige waren, ſich dem drohenden Verhängnis entgegenzuwerfen, die immer das kleinere Übel wählten, die ſich als weiſe Realpolitiker aufſpielten und in der Tat bei allem und jedem verſagten. Aus ihrer Vernunft iſt nun über Nacht wirtſchaftlicher und politiſcher Wahnſinn geworden. Sie, die uns geſtern noch, weil wir die furchtbare Entwicklung, die nun in der Tat eingetreten iſt, vorausſagten, als Phantaſten und Kataſtrophenpolitiker beſchimpften, ſtehen nun vor dem Bankrott ihrer Politik. Sie haben die Kataſtrophe verurſacht, haben ſie infolge ihrer zum Himmel ſchreienden Feigheit weitertreiben laſſen und damit Volk und Nation, Bürger, Arbeiter und Bauer in unabſehbares Unglück geſtürzt.

Schaut, wie ſie ſich neue Namen zulegen, um dem aufſteigenden Volkszorn zu entgehen; wie ſie ihre bankrotten Firmenſchilder umändern, in dem irrigen Glauben, damit dem nun anbrechenden Strafgericht ein Schnippchen zu ſchlagen.

Es iſt umſonſt! Sie ſind erkannt in ihrer feigen Lügenhaftigkeit, und nun wird das Volk ſelbſt, hundertmal belogen und tauſendmal betrogen, über ſie das vernichtendſte Verdammungsurteil ausſprechen, das je in der Geſchichte ausgeſprochen worden iſt. Nun wird der Spieß herumgedreht. Nun hat der das Wort, von dem ſie glaubten, daß ſie ihm ſtraflos alles zumuten könnten: der Bürger, den man mit irrſinnigen Steuern zum Bankrott trieb, der Beamte, den ſchwätzende Finanzminiſter zum Notopfer zwangen, während ſie ſich ſelbſt für ein halbes Jahr Unfähigkeit eine Penſion von dreißigtauſend Mark bewilligen ließen, der Mittelſtändler, den die Regierung unter dem unſittlichen Konkurrenzkampf der Warenhäuſer hilflos verkommen und zuſammenbrechen ſah, ſie haben das Wort.

Sie nehmen den Stimmzettel 9 und wählen Hitler und seine Bewegung!

Denn hier ist die Wahrheit und Klarheit, Mut und Opferbereitschaft. Die NSDAP. hat in einem zehnjährigen Kampf bewiesen, daß sie innere Festigkeit besitzt, daß ihre Führer Männer sind und ihre Gefolgschaft das beste Auslesematerial darstellt, das Deutschland heute noch besitzt. Die nationalsozialistische Bewegung kämpft für die Freiheit der Nation nach außen und für die Bildung einer wahren sozialistischen deutschen Volksgemeinschaft nach innen. Bei ihr sind die Begriffe Nationalismus und Sozialismus keine leeren Redensarten, sondern Ausdruck eines tiefen sittlichen Verantwortungsgefühls. Die Lebensrechte der schaffenden Deutschen werden bei ihr beschützt und beschirmt wie nirgend sonst. Sie lehnt es ab, ein arbeitsames Volk im Dienst der Weltfinanz auszupressen. Sie will die Ketten zerbrechen, die heute die deutsche Nation gefesselt halten. Damit wird sie jeden einzelnen Stand befreien und ihm Leben, Brot und Freiheit garantieren; alles, daß Deutschland wieder auferstehe aus seiner tiefen Not zu neuem Glück und den Weg finde in eine bessere Zukunft!

17. August 1930.

An das schaffende deutsche Volk!

„Die nächste Wahl muß darüber entscheiden, ob wir ein Staatsvolk sein wollen oder ein wilder Haufen von Interessenten!"

Das waren die Abschiedsworte, die der gegenwärtige Reichsfinanzminister Dietrich dem verflossenen Reichstag nachrief. Wir erklären dagegen: zwar nicht das deutsche Volk, aber die Parteien sind längst schon ein Haufen von Interessenten. Sie sind nie etwas anderes gewesen, und wenn das Volk selbst heute noch nicht zum Staatsvolk herangereift ist, so ist das ausschließlich Schuld dieser Parlamentswanzen, die ihr eigenes Wohl immer und überall dem Gemeinwohl voranstellten, die uns mit Phrasen statt mit Brot füttern, die in der Politik nur eine Fortsetzung ihres Privatgeschäftes mit amtlichen Mitteln sahen und in der Wählerschaft nur dann ein souveränes Volk, wenn sie es bei Wahlen nötig hatten, um mit seiner Hilfe wieder in die Ministersessel gehoben zu werden. Sie sind sich heute auch selbst ihrer furchtbaren Schuld bewußt. Würden sie sonst ihre

Parteinamen ändern und ſich neue Mäntelchen umhängen, damit man ihre ſchamloſen Blößen nicht ſehe? Sie ſind erkannt. Wir reißen ihnen die falſchen Gewänder herunter und zeigen den breiten Maſſen, daß darin dieſelben alten Betrüger ſtecken, die uns wieder einmal hinters Licht führen möchten, und in der Erkenntnis, daß es mit den alten bankrotten Namen nicht mehr geht, ſich dazu neue Firmenſchilder zulegen.

Schluß damit! Das arbeitende deutſche Volk iſt ihres ſchachernden Parteihandels längſt müde. Alle Gemeinheit und Niedertracht, Lügen und Verleumdungen retten ſie nicht vor der großen Generalabrechnung, die das deutſche Volk am 14. September unter unſerer Führung abhalten wird.

Sie nahmen den Dawespakt an und erklärten, nun ſei der Weg ins Freie offen, und man ſehe ſchon Silberſtreifen am Horizont. Statt deſſen zeigte ſich nach fünf Jahren, daß unſere Prophezeiungen furchtbarer, als ſelbſt wir gefürchtet hatten, wahr wurden. Die Kataſtrophe trat ein. Der Weg ins Freie hatte das deutſche Volk in die Finſternis geführt, und aus den ſilbernen Streifen waren ſchwarze Wetterwolken geworden. Bauer, Arbeiter, Bürger und Mittelſtändler, ein ganzes Volk brach zuſammen unter der furchtbarſten Steuerlaſt, die jemals auf ſchwache Schultern gelegt wurde.

Dann ſetzten ſie ſich wieder mit dem Feind an den Verhandlungstiſch. In Paris wurde das andere Verdikt ausgebrütet und dem deutſchen Volk unter dem Namen Youngpakt aufs neue aufgeſchwätzt. Keine Lüge war zu billig und zu gemein, ſie mußte dazu dienen, den breiten Maſſen Sand in die Augen zu ſtreuen. Wir, die wir gegen den Volksmord vom Haag im Volksbegehren und Volksentſcheid zu Felde zogen, wurden von radioſprechenden Miniſtern als wahnwitzige Hetzer und pathologiſche Quertreiber angeprangert. Der Youngplan, ſo ſagte man, werde die Wirtſchaft ankurbeln, die Arbeitsloſigkeit beſeitigen, die Steuerlaſt erleichtern, Ruhe und Ordnung bringen und dem Volk den ſo lang erſehnten Frieden zurückgeben.

Und nun?

Das ganze ſchaffende deutſche Volk ſchmachtet unter unerträglichem Druck, die Wirtſchaft bricht zuſammen, Streiks und Ausſperrungen erſchüttern das geſamte Volksleben. Die Steuern werden auf diktatoriſchem Wege um Milliarden erhöht, ſtatt Ruhe und Ordnung,

Anarchie und Bürgerkrieg, ſtatt Frieden Aufruhr und ſchleichende Revolution.

Young regiert die Stunde. Wir ſind ſtatt einer Volksgemeinſchaft der ſchaffenden Arbeit eine Maſſe von Heloten. Von Staatsvolk kann gar nicht mehr die Rede ſein, denn den Staat haben ſie in den Verträgen von Verſailles, London und Den Haag verpfändet, und über dem Volk regiert in ſchamloſer Tyrannei ein verächtlicher Haufen von demokratiſch-pazifiſtiſchen Erfüllungs- und Tributparteien, die ſich den Teufel um das Wohl des arbeitenden Deutſchlands kümmern, um ſo wütender aber ihre eigenen Intereſſen und Profite verteidigen.

Dagegen nun, gegen die Demokratie, die gleichbedeutend iſt mit innerpolitiſcher Maſſenverblödung und außenpolitiſcher Tributtyrannei, gegen den Parlamentarismus, der nichts anderes iſt als die Organiſierung der Dummheit nach oben und der Verantwortungsloſigkeit nach unten, gegen den Pazifismus, der nach außen mit dem Palmwedel winkt und nach innen mit dem Gummiknüppel ſchlägt, gegen die Herrſchaft der Parteien, die das neudeutſche Syſtem der Barmat- und Sklarekkorruption großgezogen hat, gegen all den Unfug und Wahnſinn, der ſeit 1918 unter dem Stichwort Politik über Deutſchland ſein frevelhaftes Spiel treibt, ſetzt ſich diesmal das ganze ſchaffende deutſche Volk im Nationalſozialismus zur Wehr! Die Front der Jugend und des Arbeitertums iſt in Bewegung geraten. Sie wird nicht zum Stillſtand kommen, bis ſie das Reich erobert hat.

Reiht euch ein, Arbeiter, Bauern, ſchaffende Männer und Frauen! Kämpft mit uns für Freiheit und Brot, für Reinigung des öffentlichen Lebens, für wahre Volksgemeinſchaft nach revolutionärer Durchfechtung unſerer ſozialen Lebensrechte! Für eine ſtarke Politik nach außen und ihr vorausgehend eine gerechte Politik nach innen! Zerbrecht mit uns die Ketten der Sklaverei und wißt, daß das nur möglich iſt nach vorheriger Beſeitigung der Nutznießer und parlamentariſchen Büttelparteien des Youngkapitalismus!

Schaffendes deutſches Arbeitervolk! Wieder einmal, vielleicht das letztemal, ruht dein Schickſal in deiner eigenen Hand. Der Stimmzettel iſt deine Waffe.

Wehre dich!

Nur Nummer 9, Nationalſozialismus, Hitlerbewegung! Die Liſte der deutſchen Arbeit!

31. Auguſt 1930.

Die letzte Wahllüge

Nun wird's Ernſt. Noch eine Woche, und die Entſcheidung fällt. Die Parteien rüſten zu einem ſiebentägigen Großkampf, wie ihn die deutſche Wahlgeſchichte kaum je zuvor ſah. Es geht den parlamentariſchen Päpſten um alles: um die Polſterſeſſel, um Mandate und Pfründe, um Profit und Bequemlichkeit, um Miniſterpoſten und wirtſchaftliche Tyrannei, um ein ſattes und geruhiges Daſein in den Schlafkammern des Hauſes am Platz der Republik. Hier werden die heiligſten Rechte des Parlamentarismus verteidigt: Diäten und Freifahrkarte. Alſo heran an den Wahlpöbel! Noch einmal den Korb mit Verſprechungen ausgepackt und die Segnungen der eigenen Partei einem ſtaunenden Publikum wort- und phraſenreich angeprieſen. Bis zum 14. September gilt es, alle Kräfte anzuſpannen. Dann aber können wir wieder auf vier Jahre in der Verſenkung verſchwinden und Volk Volk ſein laſſen.

Die einen fürchten, daß ſie überhaupt verſchwinden, die andern, daß ſie zuſammengehauen und dezimiert, mit Wunden und Beulen bedeckt nur zurückkehren, die Dritten ſind froh, wenn ſie mit einem blauen Auge davonkommen, und die Vierten, wenn ſie ihren alten Beſitzſtand, ohne zuzunehmen, wahren.

Allein die Hitlerbewegung ſteht aufrecht und ficht um ihre Weltanſchauung. Ihr geht es nicht um Mandate, denn die ſind für uns nur Mittel zum Zweck, nicht Selbſtzweck. Darum aber auch werden wir die einzige Partei ſein, die haushoch in dieſem Wahlgang gewinnen wird, die als alleinige Siegerin, vervier-, verfünf- oder verſechsfacht das Rennen machen muß. Das wiſſen wir, und das wiſſen auch die andern.

Sie können unſeren ſchneidigen Anklagen keine ſtichhaltigen Gegenbeweiſe entgegenſtellen. Sie haben die Partie von vornherein verloren, denn ihre Politik hat auf allen Gebieten ſchmählich Fiasko erlitten. Sie haben das Reich verwüſtet, die Ehre der Nation verpfändet und das Brot des ſchaffenden Volkes verkauft. Sie können ſich ſelbſt nicht mehr anpreiſen, ſo alſo müſſen ſie den andern verleumden, um im Schutz der feigen Lüge ihre Schäflein ins trockene zu bringen.

Die kommenden letzten Tage des Wahlkampfes werden über uns eine Hochflut von Verunglimpfungen, von Lügen und Verleum-

dungen hereinbrechen laſſen. Wir ſtehen ſchon jetzt bis an die Knie im Schmutz, den die andern uns nachwerfen. Schadet nichts! Wir marſchieren weiter. Das könnte den Betrügern ſo paſſen, daß wir uns nun gegen ihre kleinen Lügen verteidigten und dabei vergäßen, ſie wegen ihrer großen weltgeſchichtlichen Lüge vor den Richterſtuhl des Volkes zu ziehen. Auf allen Dreck und Unrat haben wir immer nur dieſelbe ſtereotype Frage:

Wer hat den Youngplan angenommen? Wer hat uns damals belogen, er werde die Wirtſchaft ankurbeln, die Steuerlaſten erleichtern, die Arbeitsloſigkeit beſeitigen? Heraus mit dem Betrügerpack! Gar nichts anderes ſteht zur Debatte als das: wer trägt die Schuld an der heutigen Kataſtrophe? Wo ſitzen die Verräter? Packt ſie beim Genick und ſpediert ſie aus dem feigen Dunkel der Anonymität an das helle Licht des Tages!

Seht, wie ſie zittern! Wie ſie ſchwindeln und wie ſie lügen, wie ſie Gift und Galle ſpucken, ſich als Biedermänner aufſpielen, gleich als könnten ſie keiner Fliege etwas zuleide tun! Wie ſie unter dem Geſchrei „Haltet den Dieb!“ ſelbſt davonzulaufen verſuchen! Steh, Kanaille, und ficht! Heraus mit der Wahrheit! Warſt du dabei, als man ein Sechzigmillionenvolk in ſechzigjährige Tributknechtſchaft verkaufte, als man dieſen Fronvertrag unter Gelächter und ſchamloſen Witzen im Reichstag annahm, als man die Männer des Volksbegehrens und Volksentſcheids mit Hohn und Spott übergoß? Geſtehe, Bube!

Gib das Lügen auf! Wir glauben dir nichts mehr. Die andern könnten die größten Verbrecher ſein, ſie wären weiße Unſchuldsengel gegenüber den ſchwarzen Teufeln, die uns in die Not und Tributſklaverei ſtürzten. Steh Rede und Antwort: wo warſt du, als gegen Young gekämpft wurde, als wenige beherzte Männer das Volk zum Widerſtand aufriefen, als dagegen die Miniſter durchs Radio trompeteten, nun würde alles eitel Glück und Zufriedenheit?

Du ſchweigſt? Du antworteſt nicht? Du ſtotterſt deine Entſchuldigungen und fängſt gar an, deine Widerſacher, die der Wahrheit dienten und unbekümmert um Popularität ihren geraden Weg gingen, zu verleumden? Heraus mit der letzten Wahllüge! Du feige Kanaille! Vergiß nicht, ſie am Sonnabendnachmittag, wenn alle Druckereien ſchon geſchloſſen ſind und die von dir hinterhältig Angepöbelten und mit Schmutz Beworfenen ſich nicht mehr wehren

können, herauszutrompeten! Wir werden ſie dir links und rechts um die Eſelsohren ſchlagen, daß du die Engel im Himmel ſingen hörſt. Unſere Parole für den 14. September ſteht ſeit langem feſt. Keine Lüge, kein Schmutz, keine Intrige und keine Bosheit kann uns mehr daran irremachen. Unſer Entſchluß iſt in langer Leidenszeit gereift und unerſchütterlich.

Am 14. September ſind wir frühmorgens die erſten am Wahllokal. Wir bringen Frau und Sohn und Tochter, Mutter und Vater, Freunde und Bekannte mit, und voll Ingrimm, Haß, Zorn und Empörung werden wir unſer Kreuz hinter die Nummer 9 ſetzen und damit das kommende junge Deutſchland wählen:

NSDAP. (Hitlerbewegung)!

7. September 1930.

Vor der Entſcheidung

So, das wäre geſchafft! Nun gilt es, heute und morgen noch einmal alle Kraft zu konzentrieren, die letzten Reſerven an Geld und Nerven, an Begeiſterung und Opferfreudigkeit zuſammenzuraffen, in gewaltigem Schlußſturm die feindliche Tributfeſtung zu berennen, und dann ſollen die Würfel fallen. Uns kann's recht ſein!

Das waren Wochen, wie wir ſie uns nicht wieder wünſchen möchten. Wir ſind durch die Tage und Nächte gerast. Jede Stunde, ja jede Minute war ausgefüllt mit einem Höchſtmaß an Arbeit und Leiſtung. Unſere Redner ſind von Auto, Eiſenbahn und Flugzeug kreuz und quer durch Deutſchland getragen worden. Unſere Organiſatoren ſaßen bis tief in den grauenden Morgen und legten die Aufmarſchlinien feſt. Der SA.-Mann war Abend für Abend auf Tour, und oft ging er nachts um vier Uhr ins Bett, um um fünf Uhr wieder aus bleiernem Schlaf herausgeriſſen zu werden zu ſchwerem Tagewerk. Jeder Parteigenoſſe hat den letzten Groſchen aus ſeiner Börſe genommen und ihn abends nach den hinreißenden und berauſchenden Maſſendemonſtrationen in den Opferkaſten geworfen. Eine Viertelmillion von Kämpfern im Großangriff, breit anſtürmend, in feſter Diſziplin und ſchweigendem Vergeltungswillen, das war unſere Partei in den letzten vier Wochen.

Nun ſollen wir in einer letzten Kraftanſtrengung den Endſpurt

machen. Heute nachmittag und heute abend treten die Parteien zur Entſcheidungsſchlacht an. Wollen ſehen, ob ſie mit uns Atem halten werden. Alſo heran!

Die SA. führt unſere Parolen ein letztes Mal in großen Straßendemonſtrationen der Öffentlichkeit vor. Da darf kein Mann fehlen. An Schlaf denken wir morgen und übermorgen, wenn wir vor Freude überhaupt Zeit und Luſt daran finden. Die ZO.-Leute bearbeiten zur letzten Entſcheidung noch einmal ihre Zellen, ſpornen ſie zu höchſter Aktivität an, machen jedem einzelnen ſeine Pflicht klar und worum es diesmal geht. Die Parteigenoſſenſchaft fällt wie ein Schwarm von Horniſſen über die Wählerſchaft her. Da darf niemand anzutreffen ſein, dem nicht ein Flugblatt, eine Broſchüre, eine Sondernummer unſerer Zeitungen in der Taſche ſteckt. Sagt es laut und vernehmlich, zu Hauſe und im Bekanntenkreis, an den Arbeitsplätzen, auf den Straßen, in der Untergrundbahn und im Autobus, wo ihr geht und wo ihr ſteht: Hitler iſt unſer Mann! Der ſchaffende Arbeiter wählt Liſte 9! Die anderen können uns den Buckel heraufrutſchen. Macht es im Scherz, macht es im Ernſt! Paßt euch der Stimmung und Umgebung an. Behandelt eure lieben Mitmenſchen ſo, wie ſie es gewohnt ſind. Facht ihre Wut und ihren Zorn an, lenkt ſie in die richtige Bahn! Keiner darf diesmal aufs falſche Pferd ſetzen. Es muß eine Generalabrechnung mit dem Syſtem werden. Sie ſollen morgen mit Beulen und Schrammen verziert, zerriſſen und geſchunden, aus tauſend Wunden blutend, aus der Wahlſchlacht heimkehren. Wir werden ihnen das Lügenmaul ſtopfen, wie ſie es noch nie erlebten. Das iſt unſere Rache, ein Gericht, das wir morgen kalt genießen wollen.

Sagt es euren Freunden und Bekannten, daß es mutlos iſt, andere Parteien zu wählen. Sie knüpfen damit ihre Hoffnungen an zerfallende, zuſammenſchrumpfende Gebilde der Vergangenheit. Hier aber geht es um die Zukunft. Weiſt ihnen die Reſultate der letzten Wahlen vor. Wer hat da verloren: alle anderen, immer und immer wieder, kataſtrophaler von Mal zu Mal. Wer hat da gewonnen: der Nationalſozialismus, der in einem triumphalen Aufſtieg eine Baſtion des Gegners nach der anderen nahm.

Morgen nun wird und ſoll er die Generalprobe ablegen. Sagt es überall, wo man euch fragt oder auch nicht fragt: wir werden ſie beſtehen! Seid nicht zu beſcheiden! Wir haben diesmal allen Grund,

den Mund voll zu nehmen. Daß wir recht damit behalten, das werden wir morgen abend beweiſen, und daß wir uns dadurch nicht aus der Verfaſſung bringen laſſen, das zeigen wir euch übermorgen, wenn wir, als wäre nichts vorgefallen, wieder mit der neuen Arbeit beginnen.

Seid am Sonntag früh die erſten beim Wahlakt. Benutzt die übrigen Stunden des Tages, die letzten Reſerven an die Urne zu bringen. Stellt euch den Sektionen zur Mitarbeit zur Verfügung. Werbt und agitiert! Spart euch am letzten Tage langatmige Beweiſe. Appelliert an die Ehre, an den Charakter, an den Zorn, an die Empörung über angetanes Unrecht! Laßt niemanden aus, den ihr noch gewinnen könnt. Weiſt darauf hin, daß mit uns ein neues Volk aufſteht, und daß jeder es ſpäter bereuen wird, nicht mit dabeigeweſen zu ſein, als das junge Deutſchland zum erſtenmal in einer gewaltigen Heerſchau Muſterung abhielt über die kämpfende Front der Zukunft.

Und dann, wenn die Stunde geſchlagen hat, wartet mit uns zitternden Herzens auf das Ergebnis. Wir werden uns am Abend zuſammenfinden, und dann wollen wir uns für ein paar Stunden der Freude und der Begeiſterung hingeben, wollen uns die Hände ſchütteln, uns in die Augen ſchauen und einander zurufen:

Kamerad, das hätten wir geſchafft!

14. September 1930

Einhundertſieben

Das iſt eine runde, nette, anſehnliche und gewichtige Zahl. Viele unter uns erinnern ſich noch der Zeit, da wir ſie auf eine Mitgliedskarte ſchrieben und damit dokumentierten, daß die Ziffer unſerer Parteigenoſſen ſchon faſt ins zweite Hundert marſchierte. Auszudenken, daß das nun die Zahl unſerer Reichstagsabgeordneten ausmacht, daß wir damit die zweitſtärkſte Partei des Reichstags überhaupt und die ſtärkſte aller nichtmarxiſtiſchen Parteien geworden ſind, das ſcheint vorerſt noch kaum möglich. Wir müſſen uns zuvor einmal in die neue Rolle, die uns damit übertragen wurde, hineinfinden. Über Nacht iſt aus dem verachteten und verläſterten kleinen Häuflein eine Maſſenpartei allergrößten Stils geworden, und der Sieg, den ſie am 14. September an ihre Fahnen heften konnte,

ſteht ohne Beiſpiel da in der geſamten Parteigeſchichte. Man erlebte es bisher, daß eine Partei ſich bei einer Wahl verdoppelte und feierte das als unerhört und triumphal. Die Sozialdemokratie hat jahrzehntelang gekämpft, um das erſte Zwanzig zu erreichen. Daß eine Partei ſich im Laufe von knapp zwei Jahren verzehnfacht, überall im ganzen Lande in einem hinreißenden Siegesmarſch Baſtion um Baſtion und Feſtung um Feſtung des Gegners nimmt, rückſichtslos alles, was ſich ihr in den Weg ſtellt, Lüge, Verleumdung, Terror und Verbot niedertrampelt, in kürzeſter Friſt eine feſtgefügte Organiſation aus dem Boden ſtampft, ein halbes Hundert Zeitungen auf die Beine ſtellt, ein Bataillon der beſten politiſchen Redner in Bewegung bringt und dabei überſprudelt von Plänen und Ideen, mit einer Überfülle von Organiſatoren und geiſtigen Köpfen, alles das iſt gar nicht mehr mit natürlichen Gründen zu erklären, das iſt politiſche Myſtik. So etwas wie ein Wunder.

Unſere Pflicht aber iſt es nun, aus der Myſtik des politiſchen Wunders eine Realität des Tages zu formen. Die breiteſten Volksmaſſen, die in unſerer Bewegung zum Aufbruch gekommen ſind, haben damit ein eindeutiges und unmißverſtändliches Bekenntnis gegen das Deutſchland von heute und für das von morgen abgelegt. Sie wollen, daß mit dem bisherigen Regierungskurs innen- und außenpolitiſch, wirtſchafts- und kulturpolitiſch radikal gebrochen wird. Es war eine Manifeſtation gegen das Syſtem, wie ſie drohender und fordernder gar nicht gedacht werden kann. In ihr kam zum Ausdruck, daß der Wille, der in Deutſchland mit den Parteien und ihren Ideen aufräumen will, in unaufhaltſamem Wachstum begriffen iſt, daß ſich zu ihm nicht mehr nur eine engbegrenzte Partei, ſondern ein ganzes erwachendes Volk bekennt. Dieſem Willen haben wir das erlöſende Wort gegeben in unſerer Propaganda. Wir werden und müſſen ihm auch das erlöſende Wort in der Tat geben.

Man täuſche ſich im Lager der Mitte nicht über unſere Abſichten: die nationalſozialiſtiſche Bewegung hat keineswegs den Ehrgeiz, ſich vor den bürgerlichen Parteikarren ſpannen zu laſſen. Wir denken nicht daran, uns vor der Verantwortung zu drücken, wenn ſie an uns herantritt. Wir ſind nicht jene Phraſeure des Pathos, als die die Journaille uns darzuſtellen beliebt. Wir werden aber nur Verantwortung übernehmen, wenn wir das vor Volk und Nation auch verantworten können. Was die ſogenannte Republik als unantaſtbar

anſieht, das iſt für uns nicht heilig und anbetenswert. Die nationalſozialiſtiſche Bewegung will eine Umwälzung des Beſtehenden, und ſie iſt nicht gekommen, um Fallendes zu halten, ſondern es noch zu ſtoßen.

Die Bedingungen, unter denen wir uns bereit finden laſſen könnten, die Macht, die wir heute ſchon beſitzen, auch praktiſch einzuſetzen, ſind feſtgelegt. Sie erſcheinen jedermann, der uns in unſerer Weſenheit kennt, klar, gerecht und präziſe. Bei ihnen iſt keinerlei Parteiintereſſe maßgebend, ſondern lediglich das Wohl des deutſchen Volkes. Die Millionen, die uns gewählt haben, wollen, daß der Nationalſozialismus beſtimmenden Einfluß auf die Geſchicke des Reiches nimmt. Sie haben kein Intereſſe an parlamentariſchen Kuhhändeln und wollen noch viel weniger, daß unſere Stärke dazu dienen ſoll, einem fallenden Syſtem die letzte Krücke zu bieten. Wer mit uns regieren will, muß ſich ſchon darauf gefaßt machen, daß die Zeit, wo man mit dem Wohl des werktätigen Volkes ungeſtraft Schindluder treiben konnte, endgültig vorbei iſt. Auch lehnen wir jederlei Handel um Parteivorteile von vornherein und grundſätzlich ab. Die Vorteile unſerer Partei wahren wir ſelbſt. Die Regierung aber ſoll die Vorteile des Volkes wahren.

Wir haben uns in der vergangenen Woche von der erſten Überraſchung über den triumphalen und von niemandem erwarteten Wahlſieg bereits vollkommen erholt. Unſere Herzen ſind wieder heiß und unſere Köpfe kalt. Nicht umgekehrt. Wir ſtehen unſerer ſo plötzlichen Macht mit nüchternem Verſtand gegenüber, jeden Augenblick bereit, ſie zu benutzen. Wir können regieren, wir können Oppoſition treiben. Aber beides können wir nur im nationalſozialiſtiſchen Geiſt. Wir paſſen ebenſogut auf Miniſterſeſſel, wie wir auf die Tribünen der Volksverſammlungen paſſen. Wir ſind überall in der deutſchen Politik zu Hauſe. Aber wo wir gehen und wo wir ſtehen, da werden wir unermüdlich dem Volk und ſeinem Wohl dienen. Wir geloben das noch einmal feierlich in dieſer Stunde, da das Schickſal nach ſo viel Sorgen, Opfer und Blut nun ſeinen Segen über uns ausgießt:

Wir bleiben beim Volk, wir fechten für Deutſchland! Wir wollen nichts für uns, aber alles für die Nation! Wir werden mit allen Kräften dem Gemeinwohl dienen, dem Vaterlande Ehre und Brot zurückerobern und mit dem deutſchen Schickſal ſtehen und fallen!

Die Fahne hoch! 21. September 1930.

Die Finanzkolonie

Für den Staat von Weimar fand der Angriff kein anderes Wort als „Finanzkolonie".

„Wir ſind an unſere Aufgabe als Geſchäftsleute herangegangen", ſchrieb der Dawes-Ausſchuß im Jahre 1924 und legte Beſchlag auf die Deutſche Reichsbahn, die Zölle, die Steuern, die Notenbanken und die Induſtrie.

Den gleichen Satz übernahmen die Sachverſtändigen des Young-Planes im Jahre 1929 und fügten hinzu, ſie hätten „Vorſorge für die Umwandlung der Reparationsſchuld aus einer politiſchen in eine kommerzielle Verpflichtung getroffen."

Auf ſechzig Jahre ſetzte der Young-Plan wachſende Tributzahlungen Deutſchlands feſt, die „der erwarteten Zunahme ſeines Wohlſtandes folgen" ſollten.

1924 zählte Deutſchland 300 000 Arbeitsloſe.

1929, als man den Young-Plan unterſchrieb, war die Zahl auf 3 Millionen angeſtiegen.

1933 gingen 6½ Millionen ſtempeln.

Das Wort von der Finanzkolonie war grauenvoll in Erfüllung gegangen.

Warum Angriff?

Deutſchland iſt eine Ausbeutungskolonie des internationalen jüdiſchen Finanzkapitals. Man hat uns Eiſenbahn, Wirtſchaft und Münze genommen, man hat aus unſerem von jeher ſchon zu engen Raum lebensnotwendige Stücke herausgeſchnitten und taſtet jetzt nach den letzten Reſten deutſcher Unabhängigkeit, Landwirtſchaft und Poſt. Mitleidlos ſchwingen die Büttel des Geldes über deutſchen Arbeitern die Sklavenpeitſche, und es iſt kein Ende in all dem Jammer abzuſehen. Drei Millionen Erwerbsloſe ſind ſtumme Kronzeugen des mörderiſchen Wirtſchaftskrieges gegen deutſchen Fleiß und deutſche Arbeit. Die erſten Armeekorps des namenloſen Heeres der zwanzig Millionen Deutſchen, die in der Welt zu viel ſind, gruppieren ſich.

Dieſem Volk nimmt eine geriſſen lügende, heuchleriſche Preſſe und angefaulte Moral den letzten ſeeliſchen Halt. Noch leben wir von den Vorräten vergangener Jahrzehnte des Fleißes und Kampfes. Allein mit automatiſcher Sicherheit naht der Tag, wo auch der letzte wirtſchaftliche und ſeeliſche Beſitz verkitſcht iſt, und wir Deutſchen vor dem grauen, grauen Ende ſtehen.

So iſt die Lage. Darüber hilft kein Drehen und Deuteln hinweg. Je mehr wir vor dem nahenden Zuſammenbruch die Augen feige verſchließen, um ſo grauſamer wird über kurz oder lang das Erwachen ſein. Darum rufen wir zur Einſicht und zur Sammlung der deutſchen Widerſtandskraft gegen die Verzweiflung.

Kann es ſo, wie es heute geht, noch zehn Jahre weitergehen? Dieſe mitleidloſe Frage muß jeder beantworten, der noch an Deutſchland glaubt. Und lautet die Antwort: nein!, dann gibt es nur eine Rettung: Kampf!

Darum rufen wir zum Widerſtand!

Und noch eins: man hat uns, als wir dieſen Zuſtand begründen halfen oder doch ſchweigend zuſahen, Arbeit und Brot, ein Leben in Schönheit und Würde verſprochen. Statt Arbeit gab man uns den Jammer des Almoſenbettels, ſtatt Brot Steine und Hohn. Iſt das ein Leben der Schönheit und Würde, das heute drei Millionen täglich durch Stempel und Hunger amtlich beſcheinigt wird? Und ſind dafür zwei Millionen unſerer Väter und Brüder draußen an den Fronten für ein anderes Deutſchland gefallen, daß heute der

Jude und ſeine deutſchen Henkersknechte aus unſerer Haut Riemen ſchneiden?

Antwortet! Antwortet!

Wimmernd geſtehen's die Parteien links und rechts, daß ſie nicht helfen können. Sie können's nicht und wollen's nicht. Sie verdienen ja an der Beerdigung unſeres Volkes, und wo fände man den Totengräber, der ſich nicht über ein fettes Begräbnis freute! Schon rüſten dieſe Jammergebilde zum offenen Raub am letzten Reſt unſerer Freiheit, und leiſe, faſt ſchüchtern nur noch verteidigt der eine oder der andere die Überbleibſel jenes Heldengeiſtes, der einmal vier Jahre lang einer ganzen Welt die Stirne bot.

Müſſen wir darum verzweifeln? Nein! Die Parteien ſind nicht Deutſchland, die Parlamentswanzen nicht die Führer der Nation. Weg mit dieſen jämmerlichen Gebilden und Menſchen, die Deutſchland bis hierhin brachten! Deutſche Zukunft in deutſche Hände!

Arbeiter! Frontſoldaten! Heraus!

Wo die anderen feige wimmernd um Gnade winſeln und verteidigen, was zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel iſt, da gehen wir aufs Ganze. Wir haben nichts mehr zu verlieren. Man hat uns ja alles genommen. Wohlan denn: laßt uns aufmarſchieren, um alles zu gewinnen: den deutſchen Arbeiterſtaat!

Zu dem wollen wir vorbereiten. Das iſt die erſte Etappe unſerer Aufgabe. Kampf und Vorwärts machen den Weg dahin frei.

Noch immer war der Angreifer ſtärker als der Verteidiger!

Darum greifen wir an! 4. Juli 1927.

Iſt das ein Staat?

Am 9. November 1918 wurde er gegründet. Nicht wie ſonſt bei Staaten im Donner der Kanonen, ſondern unter dem feigen Gewehrgeknatter von Verrätern und Deſerteuren; mit Verſprechungen, von denen nichts, aber auch nichts gehalten wurde; indem man eine Fahne herunterriß, unter der zwei Millionen gefallen waren; mit einer Verfaſſung, die auf dem Schreibtiſch eines Juden entſtand.

Am 28. Juni 1919 ſchloß er Frieden mit ſeinen Feinden. Dieſer Frieden hatte ein übles Vorzeichen mit Namen Verſailles. Das bedeutet: Verſklavung der deutſchen Arbeiterſchaft auf ein halbes Jahrhundert, Abtreten von Gebietsteilen, die ſeit ewig unſer waren,

Anerkennung der Lüge, daß wir den Krieg verſchuldet und deshalb ſeine geſamten Laſten zu tragen haben, Zerſchlagung der deutſchen Wehrhaftigkeit und damit Auslieferung unſerer geſamten Zukunft an unſere Feinde.

Am 29. Auguſt 1924 gab man ihm die Bibel der Wirtſchaft: Dawes. Das bedeutet: wir haben auf nahezu ein halbes Jahrhundert jährlich 2,5 Milliarden an unſere Unterdrücker abzuliefern. Das macht auf den Tag ſieben Millionen; das iſt eine Summe, mit der man in Deutſchland auf einen Schlag die geſamte Wohnungsnot beſeitigen könnte. Wir haben uns der freien Beſtimmung über Eiſenbahn, Münze und Wirtſchaft begeben. Die ſind jetzt in den Händen unſerer Ausbeuter und werden von ihnen rückſichtslos gegen uns ausgenutzt. Jetzt ſitzen die feindlichen Mächte mitten unter uns, kaufen ſich mit dem uns geſtohlenen Gelde unter uns an, und werden wir einmal der Reparationslaſten ledig, wir haben dann mehr an Zinſen als heute an Entſchädigungen zu zahlen.

Eine Folge dieſer Verträge iſt, daß in Deutſchland drei Millionen keine Arbeit mehr finden und deshalb auf den Ausſterbeetat geſetzt werden müſſen. Eine Folge davon iſt, daß ihre Kinder verelenden, und daß in zwei Jahrzehnten ſtatt deutſcher Menſchen verkommene und angefaulte Krüppel unſer Land bevölkern werden.

Eine weitere Folge dieſer Verträge iſt, daß Mittelſtand und Gewerbe unſeres Volkes mit automatiſcher Sicherheit zugrunde gehen. Sie müſſen kapitulieren vor dem ſchrankenloſen und unerſättlichen Vernichtungswillen der Hochfinanz. Denn dieſe Hochfinanz muß, will ſie ihre Herrſchaft auf ewige Zeiten befeſtigen, unſerem Volke das Rückgrat zerbrechen, damit es lendenlahm und ausgepowert jedem Diktat ſeiner Unterdrücker gehorcht.

Über all dieſem Jammer und all dieſem namenloſen Elend ſitzen vierhundertneunzig Auserwählte, deren Amt es iſt, zu reden, ſtatt zu helfen. Wir müſſen ſie ſelbſt wählen und deshalb auch ernähren. Sie leben von unſeren Hungergroſchen, und deshalb geht es ihnen deſto beſſer, je ſchlechter es uns geht. Sie wählen aus ſich heraus die Gewandteſten und Liſtigſten, die ſich ſozuſagen am beſten auf den Rummel verſtehen und den Übriggebliebenen von den vierhundertneunzig am ſicherſten ihr ſattes, träges, feiges, wanzenhaftes Daſein garantieren. Dieſe geriſſenen Schaumſchläger beſteigen nun die Throne, machen Verbeugungen nach Oſt und Weſt, nach Nord und

Süd, danken den Diätenſchluckern, daß ſie ihnen die Ehre antaten, für den ſachlichen und ungeſtörten Genuß des Raubes — ſie nennen das Ruhe und Ordnung — Sorge tragen zu dürfen, und dann pfeifen ſie, und wir müſſen tanzen; wie die Puppen am Draht!

Das nennt man dann ein Leben in Schönheit und Würde.

Nein, das iſt kein Staat, das iſt eine Sklavenkolonie, ein Ausbeutungsobjekt der Börſenfinanz, und zwar weil wir ſo feige ſind, ein ſehr bequemes. Machen wir uns ſelbſt nichts weis; und ſchauen wir den Tatſachen nüchtern und leidenſchaftslos in die Augen.

Warum redet ihr von Staatsmännern, wo es keinen Staat gibt? über uns regieren — heiliger Staatsgerichtshof! — ſtatt Staatsmännern Kolonialverwalter. Jetzt ſchreit ihr, wir ſeien ſtaatsgefährlich. Wo iſt der Staat, dem wir gefährlich werden? Wir kennen euch! Wir ſind der Kolonie gefährlich, weil wir den Staat wollen.

Ihr verwaltet die Kolonie und behauptet mit eiſerner Stirne, Staatsmänner zu ſein. Ihr nennt uns ſtaatsgefährlich, weil es für euch und uns gefährlich iſt, den Staat zu wollen.

Euch kennen wir, uns ſollt ihr noch kennenlernen!

Den Gläubigen aber rufen wir zu: Zertrümmert die Kolonie! Ihr erſtickt an dieſem Leben in Schönheit und Würde!

Steht auf und fordert: Den freien d e u t ſ ch e n Staat!

8. Auguſt 1927.

Proklamation!

An alle Deutſchen! Männer wie Frauen!

Es iſt an der Zeit! Der Feind ſteht im Lande! Mitten unter Euch!

Noch tanzt und jubelt Ihr und wollt ihn nicht ſehen. Noch redet er Euch ſüße Worte vor von Völkerfrieden und Verſtändigung. Aber ſchon wißt Ihr's alle: Es iſt Lüge! Es iſt Lüge!

Die Zeiten ſind vorbei, wo ihr an Phraſen und Verſprechungen glaubtet. Das w a r einmal! Der hochgebildete deutſche Michel hat an den Ohrfeigen gelernt, die die Geſchichte der letzten zehn Jahre ihm mit erfriſchender Rückſichtsloſigkeit ins Geſicht geſchlagen hat. Noch iſt er zu faul und zu feige, mit ſeinen Verführern und Vernichtern aufzurechnen.

Doch es wird Zeit! Es wird Zeit!

Er nahm Hypothek über Hypothek auf ſeinen Beſitz, bis er von

den Anleihen nicht mehr die Zinſen aus vordem Geliehenem decken konnte. Nun iſt es mit dem Pumpen aus. Jetzt heißt's: Vogel friß oder ſtirb. Arbeiten oder verrecken. Da habt Ihr Brot! Zwar nicht genug für Euch alle. Aber für einige. Für die Fleißigſten und Willigſten, für die, die dem Vernichter ihrer Freiheit keinen Knüppel zwiſchen die Beine werfen. Die andern ſollen dahin gehen, wo der Pfeffer wächſt.

Es iſt Matthäi am letzten! Dreht und windet Euch! Macht Sprüche und Ausflüchte! Dreſcht Phraſen von Schönheit und Würde, von Weltfrieden und Verſöhnung! Die halten ſo lange, wie der Magen ſtille ſchweigt. Beginnt der zu reden — er ſpricht eine deutliche Sprache — dann hört das Gefaſel auf. Tatſachen ſind ſtärker als Verſprechungen. Das war immer ſo; das iſt auch heute noch ſo und wird in alle Ewigkeit ſo ſein. Aus dem kommuniſtiſchen Manifeſt iſt bis auf dieſen Tag nicht eine Ähre herausgewachſen, aus der Ihr Brot backen konntet, um Eure Kinder ſatt zu machen. Wohl aber hat es Euch wacker geholfen, Tauſende von Morgen Land zu verlieren, auf denen jetzt Getreide hochſchießt, das die Kinder des Feindes groß macht, damit ſie Euch nach fünfzehn Jahren endgültig den Schädel einſchlagen. Das iſt die Wahrheit! Das iſt die nackte Wahrheit!

Was hat man Euch nicht alles *verſprochen*, ſeitdem Ihr Euer Geſchick ſelbſt in die Hand nahmt? Angefangen vom Paradies auf Erden bis zum Betriebsrätegeſetz und Achtſtundentag. Und nun rechnet auf: Was hat man *Euch gehalten*?

Nichts! Steine gab man Euch ſtatt Brot. Einen Geßlerhut ſtatt Freiheit. Und ein Hundeleben für ein Paradies auf Erden. Man hat Euch betrogen. Man wird Euch in alle Ewigkeit betrügen, wenn Ihr nicht mit der Fauſt dreinſchlagt und dem Verbrechen am Volk ein Ende, ein *ganzes* Ende macht.

Der Prolet geht ſtempeln. Warum ſchreit er's ſeinen Unterdrückern nicht ins Geſicht: Iſt das alles? Iſt das alles? Hat man mir dafür die Knochen in Fetzen geſchoſſen, und haben Frau und Kind dafür vier Jahre gehungert und geweint? Du feiſte, feige, fette Canaille, heraus mit meinem Staat! Her mit Freiheit und Brot! Und wenn du, Bonze, ſagſt, es muß gehungert werden um alte Schuld, warum gibſt du, Bonze, nicht ein Beiſpiel und hungerſt mit uns, der du ein vollgerüttelt Maß von dieſer alten Schuld trägſt?

Der Kriegsinvalide ſteht an den Straßenecken, mitten in Glanz und Licht, und bettelt ſich die Groſchen zuſammen, die ihm die Gebenden in Hundertmarkſcheinen geſtohlen haben, und die ſie ihm nunmehr mit Hohn und Gift in Pfennigen wieder in die ſchmutzige Mütze werfen. Warum dreht er den Krückſtock nicht herum und ſchlägt ſeinen Peinigern den Schädel ein? Wäre das nicht billig? Gibt ihm nicht Gott ein Recht dazu, jenes Recht, das in den Sternen hängt? Wo hat man Euch gelehrt, zu Schimpf und Spott und Hunger zu ſchweigen? Und um das betteln zu gehen, was Eure Vernichter Euch huckepack abgegaunert haben?

Statt zu handeln, ſchlagt Ihr Euch gegenſeitig die Köpfe ein. Verdient Ihr denn anderes als Hunger und Prügel? Ihr Dummen, Ihr Feigen, Ihr Kleinmütigen und Verzweifelten! Gaben Euch dafür die Väter ein geſegnetes Land, daß Ihr es Euch nehmen laßt und ſagt noch „Danke ſchön!“ und lüftet den Hut? Seid Ihr Männer, ſeid Ihr Arbeiter?

Wir rufen Euch auf! Ihr alle von Amboß und Feder, von Fauſt und Stirn! Ihr Männer und Frauen! Es iſt Zeit! Es iſt Zeit!

Tötet die Zwietracht, die der Feind unter Euch ſät! Hört auf, Euch einander zu haſſen und zu verfolgen und ſeid einig im Haß und in der Verfolgung Eurer Vernichter! Wir proklamieren:

Freiheit und Brot!

Es iſt der Ruf des jungen Deutſchlands!

Stimmt mit ein!

Anſchließen! Anſchließen! 14. November 1927.

Sturmzeichen

Als im Auguſt 1924 die Dawesgeſetze dem Deutſchen Reichstag vorgelegt wurden — ſie waren längſt ſchon vorher in den Kabinetten und Bankkontoren unterſchrieben und fertiggemacht — da war einer der gewichtigſten Gründe, die die damalige Reichsregierung den deutſchen Reichsboten für die Kapitulation vorbrachte, der, man müſſe den Verſklavungspakt allein ſchon deshalb annehmen, weil ſonſt die dreihunderttauſend Erwerbsloſen, die in der kredit- und blutleeren deutſchen Wirtſchaft keine Beſchäftigung mehr fänden, für immer aus dem Produktionsprozeß ausgeſchieden werden müßten. Guſtav Streſemann prägte in jenen wonnevollen Tagen

die Worte von der „Bibel der Wirtſchaft“ und vom „Silberſtreifen am Horizont“, und unter der Demagogie dieſer Phraſen und Lügen ließ das deutſche Volk ſich zur Annahme breitſchlagen.

In nahezu vier Jahren, in denen wir uns der Segnungen dieſer amerikaniſch-jüdiſchen Finanzgeſetze erfreuen, hat ſich allerdings das Blatt gründlich gewendet. Aus den dreihunderttauſend Erwerbsloſen, die angeblich durch den Dawespakt wieder in die Produktion zurückgeführt werden ſollten, ſind mittlerweile drei Millionen von der Arbeitsloſigkeit Betroffene geworden, und ihre Zahl ſteigt mit einer unheimlichen, atemberaubenden Stetigkeit. Aus der deutſchen Wirtſchaft, die durch ausländiſche Kredite — erinnert ihr euch noch des „Goldſtromes“, der von Amerika nach Deutſchland fließen würde? — wieder in Gang gebracht wurde, iſt ein Tummelplatz internationaler Geldmanöver geworden, und man kann automatiſch ſicher ausrechnen, in welchem Augenblick ihr letztes Stück deutſchen Händen entwunden ſein wird. Kleingewerbe und Handwerk ſeufzen unter einer drakoniſchen, unerträglichen Steuerlaſt; die Arbeiterſchaft ſtreikt, und das Unternehmertum ſperrt aus. Die Landwirtſchaft ſteckt bis über die Ohren in Schulden, und das Getreide, das in dieſem Sommer erſt ſeine gelben Ähren im Winde wiegen wird, iſt bereits verkauft und verpfändet, zu Schleuderpreiſen hergegeben, damit der Landmann von dem Erlös die dringendſten Schulden- und Steuerlaſten begleichen kann. Schon zieht der Bauer die ſchwarze Fahne der Verzweiflung auf. Notwehrakte von unerhörten Ausmaßen werfen ihre ſchwarzen Schatten weit voraus; Bauernkrieg, Bürgerkrieg, Streik der Kapitaliſten und Klaſſenkampf der Proletarier, hungernde Kinder und verzweifelte Väter und Mütter: das Leben in Schönheit und Würde, über dem ein ſilberner Streifen aufgeht.

Die Regierung iſt machtlos. Sie erkennt das Übel nicht an der Wurzel — oder vielleicht will ſie es auch nicht erkennen — doktert an den böſen Folgen herum, ohne die Urſachen zu beſeitigen, gibt dem von glühenden Schauern durchſchütterten Volkskörper Mittel gegen das Fieber ein und läßt dabei die Fenſter offenſtehen, durch die der Peſtwind der Vernichtung, der Korruption, des Betruges und der amtlich geduldeten Ausbeutung der Volkskraft auf dieſen kranken, ſiechen Organismus ohne Unterlaß hereinpfeift. Um den lautwerdenden Proteſten zu entgehen, beſchäftigen ſich die Herren Miniſter mit

müßigen Fragen: wie man das Reich reformiere. Welches Reich? Dieſe Provinz des Geldes? Ihr ſagtet beſſer arm ſtatt reich. Wie man der Schule ein neues Geſicht gebe? Was nutzen die Schulen, wenn keine Kinder mehr kommen, die zu deutſchen Männern und Frauen erzogen werden ſollen, und ſo ſie kommen, arme verhutzelte Jammerleibchen ſind, aus denen ihr in der Schule Narren, Krüppel, Zuchthäusler und Sterbenskranke machen könnt, nur keine Menſchen, die das harte Leben meiſtern. Auch ſonſt haben die Regierungsparteien ſo ihre Sorgen: die Wahlen ſtehen vor der Tür. Es wird diesmal ſchwerhalten, dem Stimmvieh klarzumachen, es ſei Friede, Freiheit und Brot, was der ſüße Pöbel ſeit Jahren genießt. Darum hocken ſie einträchtiglich beieinander und knobeln die Rabuliſtik aus, mit der man einmal noch den feſſelbereitenden Urnenmob zuſammentrommelt. Aber es iſt vergebene Liebesmüh. Es geht noch hin dieſes und vielleicht auch das nächſte Mal. Aber einmal iſt Schluß! Dann kommt das dicke Ende nach.

Sturmzeichen wurden geſehen im Lande. Überall beginnt es zu brodeln, zu gären, hier und da gar zu brennen. Die Herren Miniſter laufen mit dem „Minimax" herum und löſchen die leckenden Feuer aus. Dann pfeift der Wind herein, und das Land ſteht wieder in roten Flammen. Wir ſitzen alle auf einem Vulkan. Hört es und denkt daran!

So kann's nicht mehr weitergehen. Das Volk will zu eſſen haben. Phraſen machen nicht ſatt. Auch dann nicht, wenn ſie dem wortreichen Gehege der Scheidemänner entfleuchen. Wir wollen Arbeit und Brot! Keine Stimmzettel und Verſprechungen!

Das deutſche Volk will anſtändig regiert werden, und da ihr das nicht könnt und nicht wollt, fordern wir euch auf, die Polſter zu verlaſſen und für Arbeiter und Frontſoldaten Platz zu machen. Wer nicht freiwillig geht, der muß es ſich bald gefallen laſſen, gegangen zu werden. Und er darf ſich dann nicht wundern, daß es dabei etwas unſanft zugeht.

Das Volk iſt im Erwachen. Daß es diesmal ſeine wahren Peiniger erkennt, dafür wollen wir ſchon vorſorgen. Und dann ſoll's nicht mehr heißen: Seine Majeſtät der Bonze iſt geſtorben, es lebe der neue Bonze! Dann brauſt es im Sturmwind einer neuen Freiheit:

Die Bonzen ſind nicht mehr!

Es lebe das deutſche Arbeitsvolk! 13. Februar 1928.

Wie oft haben ſie uns in der Vergangenheit, wenn wir gegen den Irrſinn der Tributpolitik und den in ihrem Gefolge mit unheimlicher Sicherheit näherrückenden Staatsbankrott öffentlich Proteſt erhoben, beſchimpft und verleumdet und als gewerbsmäßige Schwarzſeher und verantwortungsloſe Kataſtrophenpolitiker angeprangert. Als ſie den Youngplan annahmen, da erhoben wir vor der geſamten Nation unſere warnende Stimme und erklärten feierlich, daß das deutſche Volk unter dieſem Verſklavungsjoch früher oder ſpäter zuſammenbrechen müßte, und daß dann die breiten Maſſen der Werktätigen mit den Schuldigen furchtbare Abrechnung halten würden.

Wer hat nun recht behalten, die Radiominiſter oder wir? Iſt in der Tat die Arbeitsloſenziffer geſunken? Iſt die Wirtſchaft angekurbelt worden, die Abſatzkriſe gemildert? Hat man dem Bauern Hilfe gebracht, die bedrohten Oſtprovinzen aus der wirtſchaftlichen Umklammerung befreit, dem Mittelſtändler den unerträglichen Steuerdruck von den ſchwachgewordenen Schultern genommen, dem Arbeiter Leben und Brot gegeben? Nichts von alledem: die Arbeitsloſenziffer iſt mitten im Sommer auf über drei Millionen geſtiegen und erreichte damit das Doppelte ihres Standes zur ſelben Zeit des Vorjahres. Die Wirtſchaft liegt kalt und erſtarrt, die Fabriken ſind verödet. Wie Fieberſchauer raſen Arbeitskämpfe, Streiks und Ausſperrungen durch den Produktionskörper. Die Abſatzkriſe hat ſich, vor allem in den Randgebieten des Reiches, bis zur Unerträglichkeit verſchärft, der Bauer ſcheuert nur noch Getreide ein, das ihm nicht mehr gehört, ſondern längſt ſchon an die Finanzbarone verpfändet iſt. Er verfüttert jetzt ſchon ſein Winterfutter und wird im Oktober vor dem blanken Nichts ſtehen. Aus dem Oſten dringen die letzten verzweifelten Hilfeſchreie eines zuſammenbrechenden Grenzvolkes ins Reich. Dort rotten ſich die Maſſen der Bauern zuſammen und prügeln die Gerichtsvollzieher der Regierung, die die Hungertribute von der Subſtanz holen kommen, mit Dreſchflegeln zum Dorf hinaus. Das Kabinett Brüning hat auf diktatoriſchem Wege die grauenhafteſten und ungerechteſten Steuern ausgeſchrieben, die, wenn überhaupt, dann nur vom letzten Reſt der Subſtanz bezahlt werden können. Der Mittelſtand bricht unter der Laſt der Abgaben

und Steuern zuſammen. Den Arbeiter aber hat man aus Brot und Arbeit vertrieben. Er friſtet ein kümmerliches und demütigendes Daſein als Youngprolet, und der Tag iſt nicht mehr fern, da werden die Arbeitsämter auf ihre leeren Taſchen klopfen und achſelzuckend erklären: wo nichts iſt, da hat ſelbſt der Kaiſer ſein Recht verloren.

So iſt die Lage. Wir ſtehen mitten in der Kataſtrophe drin und nähern uns mit Rieſenſchritten ihrem gewaltſamen Ausbruch. Glauben die regierenden Parteien, daß ſie das mit mechaniſchen Verboten aufhalten können? Revolutionen brauchen nicht mehr gemacht zu werden, ſie kommen unter dieſen ſchamloſen Zuſtänden von ſelbſt. Das ſchaffende Volk iſt des Betrogenſeins müde. Es iſt ſo oft belogen und hinters Licht geführt worden, daß es nun hellhörig iſt und mit geſchärften Sinnen dem weiteren Verlauf der Dinge zuzuſchauen beginnt. Nehmen die Behörden im Ernſt an, daß ſie uns nur die Hemden auszuziehen brauchen, um dem drohenden Ausbruch der Volksleidenſchaften begegnen zu können? Das iſt ja nicht mehr Menſchenwerk, was ſich da Bahn bricht. Das iſt Werk des Schickſals, unentrinnbar und zwangsläufig. Hoffen die Gerichte tatſächlich, ſie könnten uns aus der Verwurzelung in den breiten arbeitenden Maſſen herauslöſen, wenn ſie uns vor ihre Tribunale ſchleppen und in hochnotpeinliche Verfahren ziehen? Ganz im Gegenteil! Behörden, Kabinette, Gerichte haben im Volk längſt jeden Kredit verloren. In einem dumpfen Argwohn ſchauen die breiten Maſſen dieſem frevelhaften Spiel zu, bis ſich eines Tages der geſammelte Zorn gewaltſam Luft macht. Man traut der Regierung nicht mehr. Man iſt den Tributparteien hinter ihre Schliche gekommen, und wo ſie einen Mann oder eine Partei verfolgen und bedrohen, da nimmt das Volk deshalb ſchon, weil ſie verfolgt und bedroht werden von Behörden, denen es ſelbſt ſein ganzes Unglück verdankt, für ſie Partei.

Sie mögen ſich winden und drehen, jammern, ſchreien, zetern und klagen; ſie mögen uns verleumden und über das aufmarſchierende junge Deutſchland das Blaue vom Himmel herunterlügen! Es nutzt nichts mehr, es iſt zu ſpät. Mit kleinen Verleumdungen hält man nicht den Aufbruch einer Nation auf. Wir wehren uns gar nicht mehr dagegen. Selbſt wenn alles das, was ſie an feiger Lüge gegen uns vorbringen, der Wahrheit entſpräche, was wollte es bedeuten gegenüber der Tatſache, daß heute in Deutſchland Schufte das große Wort

reden dürfen, die den Youngplan annahmen und damit Volk und Nation in den unvermeidlichen Zuſammenbruch hineinſtürzten.

Hier ſollen ſie ſtehen und fechten. Sie dürfen nicht glauben, daß wir uns vom geraden Weg abdrängen laſſen. Wer hat den Youngplan angenommen? Wer hat ihn uns als Segnung angeprieſen? Wer trägt deshalb die Schuld an der Kataſtrophe und am drohenden Chaos?

Heraus mit dem Geſchmeiß! Reißt ihnen die Maske neuer Namen von der Fratze herunter! Packt ſie beim Genick, gebt ihnen am 14. September Fußtritte auf die Fettbäuche und fegt ſie mit Glanz und Gloria zum Tempel hinaus! 10. Auguſt 1930.

Gegen den Volksfeind

Als nach dem 9. November 1918 die ſieggewohnten deutſchen Heere, dennoch geſchlagen und um den Preis ihres Opfertums betrogen, in die Heimat zurückfluteten, da ſtand in den Hirnen und Herzen jener grauen Frontſoldaten das Bewußtſein einer neuen Miſſion und der Wille zum Staat auf. Eine junge Generation, unerzogen in den Taktiken der großen Politik, ohne handwerksmäßige Tradition und nur ausgerüſtet mit jenem ſicheren Inſtinktgefühl für Seiendes und Werdendes, wurde mit einem Male unvermittelt und wenig vorbereitet vor die elementarſte Aufgabe geſtellt, die die Geſchichte einem Volk, auch und gerade einem geſchlagenen Volk nach Krieg und Zuſammenbruch aufgeben kann: den Staat zu formen. Und dieſe jungen Männer, die vor Ypern und Verdun unerſchüttert geſtanden waren, verſagten davor, mußten davor verſagen, da ihre Überzahl, in Unkenntnis der treibenden Kräfte und Menſchen, Frieden ſchloß.

Am Anfang der deutſchen Republik ſtand die Kapitulation, und es war nur folgerichtig, wenn die Männer, die Weimar ſchufen, auch Verſailles unterſchrieben. Dieſe beiden Akte ſind nur dem Schein nach zwiefach. Im Weſen ſagen und bedeuten ſie dasſelbe: die Überführung der deutſchen Volkshoheit an die weſen- und raumloſen Mächte des Weltgeldes, die ſich je nach Bedarf in die Maske des Freundes oder des Feindes kleiden. Weimar gab die Form, Verſailles den Inhalt des neuen, ſogenannten Staates, der nun auf den Trümmern des großen Krieges errichtet wurde.

Und dabei war die deutſche Lage in jenen ſchickſalsſchweren Monaten durchaus nicht ſo verzweifelt, wie es dem oberflächlichen Blick

fürs erſte ſcheinen mochte. Wir hatten den Krieg verloren: ein Volk kann und darf einen Krieg verlieren und braucht dabei nicht Schaden zu nehmen an ſeiner Seele. Was ſchwerer wog: wir verloren den Umbruch, jenen Revolution genannten Akt der Meuterei, verloren ihn vor uns ſelbſt ganz und bis zum letzten grauſamen Ende, das in Verſailles ſichtbar wurde.

Verſailles war ein Kriegsſchluß ohne faules und vergiftetes Beiwerk. Rund und nüchtern, ohne Phraſe und Vorbehalt wurden wir unter die Knute rachſüchtiger und machthungriger Sieger gezwungen. Und es gab damals niemanden unter uns, der darüber im unklaren blieb. Das war ein Frieden ohne Frieden, ein Kriegsende, das in ſeinem Schoße Haß, Empörung, Revolution, Krieg barg. Das wußten wir alle: Verſailles bedroht unſer Leben; Verſailles wird von uns zerbrochen, oder wir zerbrechen unter ihm. Quer durch den deutſchen Lebenskörper zog ſich dieſe klaffend-blutige Wunde, aus der in breitem Strom unſer rotes, warmes Volksblut floß. Dieſe Wunde mußte heilen, oder wir verbluteten daran.

Niemand ſtand damals auf unter uns und erfand ſilberne Streifen am Horizont. Keiner ſah in Verſailles Sanierung und glaubte dabei einen Weg ins Freie erkennen zu können. Wir waren ein Volk der Verzweiflung, mit ſchwindendem Blut und ſiechendem Leib, zum Letzten herabſinkend, ein Volk, dem ſchnell und durchgreifend geholfen werden mußte, oder es ging zugrunde.

Die Soldaten wurden abgelöſt von den Staatsmännern, die nur die Kuliſſe abgeben durften für die gefährlicheren Mächte des Geldes. Das große Leid des deutſchen Volkes ging von Verſailles über Spa, London und Genua, zurück nach London, einen erſchütternden Weg der Umformung politiſcher Verſklavung in kommerzielle Fron; und als am 29. Auguſt 1924 im „Deutſcher Reichstag" genannten Verpfändungstribunal der weißen Geldprovinz die letzten Reſte unſerer Souveränität den raumloſen Mächten des Goldes verpfändet wurden um einer Atempauſe, eines Scheinfriedens, eines Trugerfolges willen, da war jene Entwicklung vollendet, die aus einem Heldenvolk eine Helotenarmee, aus einer Nation von Ehre eine weſen- und wurzelloſe Gemeinſchaft von Profit, Flitter, Armut und Schmach machte.

Verſailles war eine blutende Wunde. Dawes iſt eine zehrende Schwindſucht. Und es ändert gar nichts an unſerer troſtloſen Lage, daß dieſer Verſklavungsakt im guten zu

beginnen ſcheint; um ſo ſicherer und folgerichtiger wird er im böſen enden. Blutende Wunden bindet man ab. Niemand täuſcht ſich über ihre Gefährlichkeit hinweg. Zehrende Krankheiten kommen meiſt harmlos und unerkennbar. Sie ſchleichen ſich an ihre Opfer heran wie der Dieb in der Nacht. Der von der Schwindſucht Befallene wird um ſo eher geneigt ſein, ſich über die Furchtbarkeit ſeiner Krankheit hinwegzutäuſchen, als die Natur in einer grotesken Laune ihn manchmal in dieſem Beſtreben zu unterſtützen ſcheint. Sie zaubert ihm eine verführeriſche Röte falſcher Geſundheit auf die ſchon müden Wangen, läßt das kranke Auge in einem lächelnden Glanz ſtrahlender Lebensluſt leuchten, aber ſchon der Volksmund hat dafür den treffendſten Ausdruck gefunden: Kirchhofsröslein. Dieſer Kranke iſt gezeichnet, nicht zum Leben, ſondern zum Tode.

Deutſchland unter dem Dawespakt: das iſt ein Volk, das an der Auszehrung leidet. Kredite und Anleihen ſind für dieſes Volk nur Morphiumſpritzen, die zwar auf eine Zeitlang die Schmerzen mildern und einen Zuſtand trügeriſcher Geſundheit hervorzaubern können — aber der Giftſtoff frißt ſich unentwegt weiter in die lebenswichtigen Organe hinein, bis der Organismus, ausgehöhlt und durchpeſtet, eines Tages erſchöpft und todwund zuſammenbricht, um nie wieder aufzuſtehen.

Das beginnt im Wirtſchaftlichen und endet im Organiſchen. Die Wirtſchaft iſt ſozuſagen nur das Einfallstor, durch das der Bazillus den Weg in den Volkskörper ſucht und findet. Es wäre falſch anzunehmen, die Produktion könne zerſtört werden, ohne daß das Volk darunter an ſeinem ſeeliſchen Beſtand ernſthaft zu Schaden komme. Die raumloſen Mächte, die uns als unerbittliche Gegner gegenüberſtehen, beginnen heute nur wirtſchaftsfeindlich, um volkszerſtörend aufhören zu können. Vor uns erhebt der ewige Volksfeind, der Jude, die Demokratie, der Kapitalismus — alles nur Umſchreibungen desſelben Geiſtes, der ſtets verneint — ſeine unheilvolle Drohung des Untermenſchen. Und es gibt dagegen für uns nur eine Wahl:

Kampf oder Untergang!

Wir führen in dieſem Jahr zweieinhalb Milliarden an ſtaatlichen Verpflichtungen ab an die Weltgeldmächte. Dazu kommen zwei bis drei Milliarden Zinszahlungen für Schulden privatwirtſchaftlicher Natur. Dazu kommt ein Handelsbilanzpaſſivum von gering angeſchlagen ſechs bis acht Milliarden für das laufende Jahr. Das heißt

in der Umgangsſprache: das deutſche Volksvermögen, ohnehin durch Krieg und Revolte bis ins Innerſte erſchüttert, ſchwindet in einem Normaljahr um rund zehn bis zwölf Milliarden. Man überdenke dieſen Kurs auf zehn Jahre in die Zukunft, dann ſteht an ſeinem Ende das vom internationalen Volksfeind gewünſchte Ergebnis: eine zerbrochene Nation, eine Helotenarmee, hauſend in einer Wüſte von Aſphalt und Armut.

Der wirtſchaftliche Zuſammenbruch bedingt automatiſch den Verfall unſeres Volkstums auf allen Gebieten. Wir ſehen ja ſchon Hand in Hand mit ihm vorwärtsgreifend den Charakterzuſammenbruch deſſen, was wir deutſch zu nennen gewohnt ſind, in Politik, Kultur, nationaliſtiſchem Denken und ſozialiſtiſchem Handeln. Die deutſche Seele iſt vergiftet, und nur das Wunder der Wiederaufrichtung des Charakters vermag ſie im Weſen wieder zur Geſundheit zu bringen.

Der Volksfeind ſchlägt ſeine Krallen in unſer Leben hinein. Deutſchland iſt in ſeiner Exiſtenz bedroht. Entweder gelingt es uns, das Volk zur Beſinnung und zum Angriff gegen die überſtaatlichen Mächte zu bringen, oder das Ende iſt da.

Darum werden wir nicht müde zu mahnen, zu ſammeln, aufzurütteln und als immer waches Gewiſſen im Untergang zu Anbruch und Aufbruch zu rufen: Zerſchmettert den Volksfeind!

24. September 1928.

In Geldſachen hört die Gemütlichkeit auf

Das, was der 48er Bürger Hanſemann an jenem denkwürdigen Junitag des Jahres 1847 von der Eſtrade des Preußiſchen Landtages den verſammelten Volksvertretern zurief, daß nämlich alle Freundſchaft ein Ende hat, wenn es, wie man in Berlin ſagt, um die Marie geht, das gilt heute noch ſo wie dazumal und wie es auch, ohne daß es ſo klaſſiſch formuliert geweſen wäre, ſchon vordem ſeinen ſicheren Kurswert hatte. So wird es in alle Ewigkeit ſein und bleiben: ſobald Geldfragen zur Debatte ſtehen, hört die Gemütlichkeit auf. Das kommt uns Deutſchen jetzt wieder einmal bei Gelegenheit der Pariſer Reparationskonferenz ſo recht zum Bewußtſein. Wie war bei uns es doch vordem mit Heinzelmännchen ſo bequem! Dieſe Heinzelmännchen der amtlich genährten Illuſion hielten uns in jeder,

wenn auch noch ſo prekären Situation bei guter Laune. Wir konnten unſere Eiſenbahn — das ſozialiſierte vorbildliche deutſche Verkehrsinſtitut — verkitſchen: die Heinzelmännchen machten uns weis, das ſei ein Weg ins Freie. Wir konnten unſere Reichsbank verramſchen und damit uns jeglichen Rechts auf eigene Münzgebarung begeben: dieſe flinken Kobolde kicherten uns zu, das ſei nicht ſo ſchlimm. Wir konnten Milliardenkredite im Ausland als Pump aufnehmen und damit unerfüllbaren Reparationsverpflichtungen nachkommen: das flüſterte und wiſperte, lachte und ſchmeichelte uns an, das verſtänden wir nicht, das müſſe doch nun endlich der langerſehnte ſilberne Streifen am Horizont ſein.

Und nun? Mit einem Male ſind die flinken Kobolde, dieſe holden Fabrikanten deſſen, was wir, weil es nicht wahr ſein konnte, ſo gern glaubten, pardauz die Treppe heruntergefallen, haben unter Kreiſchen und Geſchimpf das Weite geſucht, und wir ſtehen nun vor den ausgeſtreuten Erbſen unſerer Vorwitzigkeit, die Petroleumlampe der eigenen Gutgläubigkeit noch in der zitternden Hand und ſtaunen. Und von Paris her dröhnt in unſere Illuſionen hinein ein ehernes Halt. Das Schlußzeichen der Reparationsnutznießer: in Geldſachen hört die Gemütlichkeit auf.

Nun ſind wir geſpannt, ob ein ſicherer Guſtav Streſemann auch dieſe neueſte Kataſtrophe ſeiner hemmungsloſen Erfüllungspolitik entſprechend der von ihm erfundenen Geſetzmäßigkeit der Rückſchläge erklären wird. Denn eine Kataſtrophe darf man das wohl nennen, was bisher durch die ſo dicht verſchloſſenen Türen der beratenden Bankiers in Paris als Gerücht, als Parole, als Mutmaßung und Vorſchlag bis an unſere erſtaunt lauſchenden Ohren gedrungen iſt. Die franzöſiſche Preſſe iſt bis heute außerordentlich zufrieden mit den Sachverſtändigen. Ein Beweis dafür, daß unſere Sache faul, oberfaul ſteht. Von der Sache verſtehen die Sachverſtändigen ſchon etwas, nur findet ſich unter ihnen bis heute keiner, der von unſerer Sache etwas verſtehen wollte, und was die Hauptſache iſt, ſie in Paris im Namen unſeres gequälten Volkes tatkräftig verträte. Die deutſchen amtlichen Stellen hüllen ſich in peinliches Schweigen, das um ſo aufreizender wirkt, als jetzt der gegebene Augenblick wäre, mit einer breit angelegten Propaganda das deutſche Arbeitertum über das aufzuklären, was uns bevorſteht, um wenigſtens bei den kommenden Entſcheidungen mangels jeglichen anderen Aktivums eine

feſte, unerſchütterbare Willenskundgebung des deutſchen Volkes ſelbſt mit in die Waagſchale ſchickſalsſchwerer Entſchlüſſe werfen zu können.

Man hat in den vergangenen Monaten das deutſche Volk in einem geradezu ſträflich verbrecheriſchen Leichtſinn glauben gemacht, in Paris ergäben ſich für uns Möglichkeiten, unſere verzweifelte Lage zu lockern und eine Atempauſe zu gewinnen. Dieſe Illuſionen ſind nun auch dahin. Die franzöſiſche Regierung beſteht darauf, daß die Jahresleiſtungen nicht heruntergeſetzt werden dürfen, und hält ſicher jenen furchtbaren Trumpf in der Hand, daß, gefalle ihr die kommende Neuregelung nicht, der Dawesplan eben weiter in Funktion bleiben müſſe. Und überdies: was könnte es uns ſchon nützen, wenn man unſere jährlichen Verpflichtungen von zweieinhalb auf zwei Milliarden herabminderte. Wir ſind eben nicht in der Lage zu zahlen, weder zweieinhalb noch zwei noch eine Milliarde. Die Höhe der Zahlungen entſcheidet höchſtens über das Tempo unſeres Zuſammenbruchs, nicht aber über dieſen Zuſammenbruch ſelbſt.

Geändert werden kann an unſerer Not nur etwas durch radikale Umſtellung unſerer Geſamtpolitik nach innen wie nach außen. Nicht Krankheitsſymptome gilt es zu bekämpfen, ſondern die Krankheit ſelbſt und ihre Urſache. Aber darüber wird in Paris nicht geſprochen.

Das Geld ſteht zur Debatte. Seine Höhe, ſeine Sicherheit und die Methode ſeines Einzugs. Bis jetzt war man freundlich und honett, lobte Herrn Streſemann und lud ihn zu Tiſch, machte in Menſchlichkeit und Weltgewiſſen und tat ſo, als hätte man die Moral in Erbpacht genommen. Nun iſt der Spaß zu Ende, die Friedensſchalmeien werden in die Futterale gepackt, und aus harmloſen Muſikanten werden reiſige Krieger des Geſchäfts. Wie wäre es, wenn auch wir den Panzer des Trotzes umlegten! Der Spaß iſt aus, die Gemütlichkeit hört auf. Das Geld hat das Wort. 25. Februar 1929

Leergebrannt iſt die Stätte

Merkwürdig, wie ſich das ſchon im deutſchen Volke allmählich ſo herumſpricht: daß dies Syſtem auf dem letzten Loch pfeift und über kurz oder lang irgendeine Entſcheidung fallen muß. Die Kaſſen des Reiches ſind leer. Wir leben augenblicklich, wie ſchon ſeit 1924 faſt ausſchließlich, von gepumpten Geldern.

Leergebrannt iſt die Stätte, auf der die Demokratie ihr Reich des

Scheins und der Lüge aufbaute, und wir ſtehen nahe vor der Kataſtrophe. Verwunderlich iſt dabei nur, wie wenig das den verantwortlichen Männern Kummer und Sorge bereitet. Man tut oben ſo, als ſei alles in beſter Ordnung, regiert und erläßt, als lebten wir in einem freien und reichen Staatsweſen, und hält gar der Oppoſition, die nicht gewillt iſt, in dieſem Wahnſinnstaumel mitzumachen, mit viel Beredſamkeit vor, ſie habe ſeit je den Teufel an die Wand gemalt, es ſei noch kein Jahr vergangen, daß ſie bei der Beſprechung der deutſchen Geſamtlage im Deutſchen Reichstag nicht ihre Unkenrufe habe ertönen laſſen, und trotzdem ſeien wir doch immer mit unſerem Etat zu Rande gekommen.

Dieſer Einwand iſt von einem ſo ſträflichen Leichtſinn, daß er nur in einem demokratiſchen Syſtem im Ernſt erhoben werden kann, in jenem Syſtem, in dem niemand je für das, was er ſagt und tut, zur Verantwortung gezogen werden kann. Gewiß iſt es gegangen die Jahre ſeit 1918. Aber nur deshalb, weil man das Volk ernährte und die Reparationen beſtritt mit aufgenommenen Geldern. Gewiß, die Steuern kamen herein, und die Könige der Republik legten jedesmal dem Reichstag einen ausgeglichenen Etat vor, fein ſäuberlich in Einnahmen und Ausgaben abgewogen und durchkalkuliert; aber niemand ſprach davon, daß man dabei den Mittelſtand ruiniert, Millionen von Volksgenoſſen arbeits- und brotlos gemacht, ein ganzes Heer von gewerbsmäßigen Nichtstuern erzogen, die Kommunen verwüſtet, die Länder an den Rand des finanziellen Bankrotts gebracht und dem Bauern das letzte Stück Vieh aus dem Stall gepfändet hatte. Man nannte nur Zahlen, die ſich gegeneinander aufhoben, und die Verantwortlichen an dieſem irreführenden Wahnſinn ſahen nicht und wollten es nicht ſehen, daß an dieſen Zahlen das noch warme Blut eines ſterbenden Volkes klebte.

So iſt es geweſen, und ſo iſt es noch heute. Das deutſche Volk iſt ſeinen Kalvarienweg gegangen, und ſeine Miniſter machten aus unſerer Not Politik, münzten unſere Sorgen und Entbehrungen in kalte Zahlen um, ſchrieben Bilanzen und ließen den lieben Gott einen guten Mann ſein. Nach uns die Sintflut! Und das Volk ging dabei vor die Hunde. Die Republik ſteht feſt und unerſchüttert, aber ſie lebte bisher ausſchließlich von den vorhandenen Beſtänden. *Die Politik des Novemberdeutſchlands war eine einzige organiſierte Auktion.* Man ſchnüffelte im deutſchen

Nationalbeſitz herum, wo es noch etwas zu verkitſchen gäbe, und rettete ſich dabei mit den Pfandgeldern durch. Aber auch die Bäume der Republik wachſen nicht in den Himmel hinein, und einmal muß auch dieſe Art Politik ein Ende nehmen. Dann nämlich, wenn es in Deutſchland nichts mehr gibt, was man unter den Hammer bringen kann.

Und dieſer Augenblick iſt nun in greifbare Nähe gerückt. Die Kaſſen ſind leer; wir zehren augenblicklich vom letzten Kredit. Die großen Geldleiher fangen an, ſtörriſch zu werden, und mit den Zwangsverſteigerungen geht es auch zu Ende, weil zwar genug Gerichtsvollzieher, aber keine Auktionsgegenſtände mehr da ſind. Die Götzendämmerung dieſes korrupten Syſtems kommt herauf. Schon raunen es ſich die Betroffenen zu, daß es ſo nicht mehr weitergehen kann, und hinter dem ſo demonſtrativ zur Schau getragenen Optimismus der Regierung erkennt nicht nur der Eingeweihte die blaſſe Angſt und Furcht vor den Dingen, die da kommen.

Wo iſt in Deutſchland noch ein Arbeiter, der in den vollen Genuß ſeines Fleißes kommt, wo ein Unternehmer, der weiß, wie er morgen die Schornſteine rauchen laſſen ſoll, wo ein Bauer, der als freier Mann auf freier Scholle ſitzt? Ein Volk unterm Kreuz: das iſt die Bilanz zehnjähriger republikaniſcher Politik. Die feindlichen politiſchen Lager platzen aufeinander. Die Gewehre, die wir, ſo wollten es die Weltverbeſſerer, niemals mehr auf den Feind richten ſollten, ſchleudern ihr tödliches Blei gegen den eigenen Blutsbruder.

Je tiefer die anderen im Sumpf verkommen, deſto höher ſteigt unſer Wille und unſer Glaube an die Zukunft. Es iſt gut, daß es ſo iſt. Wir wußten es längſt, daß die deutſche Gegenwart ein Eiterprozeß iſt, der ausreifen muß, wenn das deutſche Volk je wieder geſund werden ſoll. Es liegt zuletzt doch ein tiefer Sinn im grauenerregenden Unſinn. Es bleibt uns nichts erſpart. Über leergebrannte Stätten wird bald die Verzweiflung raſen, dann, wenn alle Illuſionen zerſtört ſind und die nackte, furchtbare Wirklichkeit heraufdämmert.

Das wird dann auch die Stunde ſein, für die das Schickſal uns beſtimmte.

3. Juni 1929

Wir nahmen uns Zeit, dieſes neueſte Verſklavungsdokument gegen das deutſche Volk aufmerkſam und leidenſchaftslos durchzuſtudieren. Wir wollten uns nicht der Gefahr ausſetzen, vor der Öffentlichkeit den Vorwurf einſtecken zu müſſen, daß wir vorſchnell und ohne tiefere Sachkenntnis unſer Urteil fällen. Wir waren uns zu gut dafür, in wilden Proteſten Einſpruch zu erheben, ohne daß wir auch einmal aus der ganzen Pſychologie der Erfüllungspolitik heraus verſucht hätten, dem Sinn und Inhalt dieſes Paktes nachzuſpüren. Nun liegt der Youngplan ſeit Wochen auf unſerer täglichen Arbeit. Wir kennen ſeine Anlage und die in ihm vertretenen Anſichten über die deutſche Lage und unſeres Volkes Erfüllungsmöglichkeiten wie unſere Hoſentaſche. Aber trotzdem: kaum ſchlagen wir irgendwo und irgendwann eine Seite dieſer mit einer faſt unheimlich anmutenden geſchäftlichen Sachlichkeit geſchriebenen Denkſchrift über unſeren auf ſechzig Jahre mit nüchterner, ſataniſcher Fachkenntnis verteilten Volksmord auf, dann ſteht uns, wie beim erſten Leſen, das Herz ſtill, dann ſtockt uns der Atem, dann ſteigt uns eine heiße Blutwelle in den Kopf. Das iſt kein Menſchenwerk mehr, das iſt ein Teufelswerk. Da haben in Paris die Vernichter der Welt zu Tiſch geſeſſen, reißende Wölfe in Frack und Zylinder, und was ſie ausbrüteten, das iſt der letzte aufgellende Zerſtörungsſchrei einer dahinſinkenden Welt, die mit kraftloſen Fäuſten noch einmal das Chaos Europas zu halten verſucht. Das iſt nicht das Todesdokument des deutſchen Volkes; da hat ſich der Weltkapitalismus ſeine endgültige fratzenhafte Apotheoſe des Untergangs geſchrieben. Dieſer Pakt wird, das glauben wir unerſchütterlich, Deutſchland einmal frei machen, ſo wahnwitzig das auch in dieſem Augenblick klingen mag. Hier haben ſich die Geiſter endgültig geſchieden und werden ſich hier für die kommende Zukunft ſcheiden müſſen: für das Geld oder für die Arbeit. Und ein nach uns kommendes junges deutſches Geſchlecht wird nur noch ein verſtändnisloſes Lächeln übrig haben für jenen deutſchen Kanzler, der vom Bismarckſeſſel herunter den Abſchluß dieſes weltkapitaliſtiſchen Teſtaments mit den Worten „des wärmſten Dankes für die unermüdliche und aufopfernde Arbeit" begrüßte; der das als Sozialiſt tat angeſichts der Tatſache, daß das deutſche Volk und die Freiheit ſeiner Arbeit in dieſem Dokument auf drei Generationen in die ſchlimmſte Fron hineingezwungen wurde, die je die Geſchichte ſah.

Wir verſagen es uns, auf die Einzelheiten des Youngplanes hier einzugehen. Das wird künftigen Einzelbetrachtungen vorbehalten bleiben. Und überdies ſind ſie vorerſt noch zu unausdenkbar und grauenvoll, als daß man ſie in Worte faſſen könnte, die auch der Mann aus dem Volk zu verſtehen vermag.

Es iſt einfach unfaßbar, was uns da zur Unterſchrift vorgelegt wird. Man kann es nicht glauben. Das Auge eilt fiebernd durch dieſes Gewirr von Jahren und Zahlen und ſucht nach einem Halte-punkt. Über ein halbes Jahrhundert ſteht da verzeichnet, fein ſäuber-lich und korrekt regiſtriert, und hinter jedem Jahr ſtehen Zahlen, phantaſtiſche Zahlen, Millionen und Milliarden, die wir bezahlen müſſen, die unſere Kinder abtragen ſollen, die ſie wieder auf die Schultern ihrer Kinder legen, wenn ihre Augen ſich ſchließen zum ewigen Schlaf.

Wir haben niemals das Recht eines Volkes beſtritten, das Schwert mit dem Hammer und der Pflugſchar zu vertauſchen und zu ſchuften ſtatt zu kämpfen. Wir wehrten niemals einer lebenden Generation, in der Feigheit ſich zu verkriechen und um ihr Recht betteln zu gehen, ſtatt darum zu fechten. Aber hier verkauft die Gegenwart nicht nur ihr eigenes Leben, ſie verpfändet das Daſein von Geſchlechtern, die kommen werden, die ſie ſelbſt zum Kommen ruft, um ſie der Sklaverei zu überantworten.

Dagegen machen wir Front. Und dazu haben wir nicht nur das Recht, ſondern die Pflicht. Mit der Verantwortung vor Deutſch-lands Zukunft beladen treten wir in die Arena der politiſchen Öffent-lichkeit hinein und ſchleudern dem Wahnſinn unſer unerbittliches, gellendes Nein entgegen. Nein! Tauſendmal nein! Niemals!

Für uns iſt das nicht bindend, was ihr unterſchreibt. Feierlich erheben wir vor der Geſchichte unſere Hände, rein und makellos, und ſchwören, daß wir nicht ruhen und raſten wollen, daß wir die Nacht zum Tag machen, daß wir arbeiten und kämpfen und glauben und opfern werden, bis dieſe Hände einmal in zitternder Vergeltung die Schmach und Fron dieſer Verträge zerreißen können.

1. Juli 1929

Volksbegehren und Sozialismus

Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei hat nie einen Zweifel darüber gelassen, daß sie, wie auch ihr Name schon sagt, eine sozialistische Partei ist. Für uns Nationalsozialisten ist der Sozialismus nicht ein Aushängeschild, mit dem wir die marxistischen Arbeitermassen an uns locken wollen, sondern tiefes, inneres Bedürfnis, und zwar nicht geboren aus einer wandelbaren Gefühlsstimmung, vielmehr aus nüchternen politischen Erkenntnissen. Wir wollen einen Staat, in dem die Arbeit und nicht das Geld der Souverän der Produktion ist, und wir haben den Willen, diesem ehernen Grundsatz das wirtschaftliche Leben unseres Volkes unterzuordnen.

Nun ist die deutsche Lage so, daß von einer sozialistischen Neugliederung unseres Wirtschaftslebens füglich gar nicht mehr die Rede sein kann. Es gibt in Deutschland nichts mehr, was zu sozialisieren wäre, denn die pazifistische Erfüllungspolitik der bürgerlichen Marxisten und der marxistischen Bürger hat einem außenpolitischen Phantom zuliebe und um ihre eigene unsittliche Machtposition zu halten, den deutschen Besitz auf allen Gebieten, vor allem aber auf dem Gebiet der Produktion verkitscht und verschachert, so daß uns heute in Deutschland kaum noch ein Stein gehört. Schuld daran trägt nicht allein die kapitalistische Raubbauwirtschaft des freihändlerischen Bürgertums, wie der Marxismus so gern wahrhaben möchte, und nicht allein die landesverräterische Verzichtpolitik der Sozialdemokratie, die das Bürgertum so gerne wahrhaben möchte. Beide wirken Hand in Hand und in ungetrübter Eintracht auf dasselbe Ziel hin, und deshalb fällt auf Bürgertum wie auf Marxismus die ganze Last der Verantwortung für die augenblickliche katastrophale Lage unseres Volkes.

Solange diese Lage fortbesteht, muß in Deutschland sowohl die Forderung auf Sozialisierung des Wirtschaftslebens wie auf Nationalisierung des Gesamtvolkes eine Phrase bleiben.

Der Youngplan, der in diesen Wochen dem deutschen Volk aufgezwungen werden soll, hat einen ausgesprochen antisozialistischen und einen ausgesprochen antinationalistischen Charakter. Er zerstört jede fernere Möglichkeit auf der einen Seite einer sozialen Verständigung innerhalb des deutschen Volkes und auf der anderen Seite einer Wiederherstellung unserer nationalen Freiheit und Ehre. Der

Kampf gegen dieſes Teufelsdiktat iſt ebenſoſehr Sache der deutſchen Sozialiſten wie der deutſchen Nationaliſten.

Ein Volk, das vertraglich gezwungen iſt, auf ſechzig Jahre in jedem Jahr eine Summe von zwei Milliarden an die Weltfinanz abzuführen, von zwei Milliarden, die es nicht aus eigenem Fleiß erarbeiten kann, die es vielmehr unter Verpfändung ſeines nationalen Beſitzes pumpen muß, dieſes Volk hat kein Recht, von Sozialismus zu reden: es iſt der bequeme Packeſel des Weltkapitals. Dagegen ſetzen wir uns als Sozialiſten zur Wehr. Und weiterhin: Ein Volk, das ſeine lebenswichtigſten Organe, wie Eiſenbahn, Münze und Wirtſchaft, verpfändet, dem das Ausland das Heereskontingent vorſchreibt, deſſen Verfaſſung beſtimmt wird nicht von der von der eigenen Volksvertretung feierlich beſchloſſenen, ſondern von den Tributdiktaten ſeiner Feinde, dieſes Volk hat kein Recht, von Nationalismus zu reden: es iſt eine ihrer Hoheitsrechte beraubte Plantage des Militarismus der andern. Dagegen ſetzen wir uns als Nationaliſten zur Wehr. Wir Nationalſozialiſten verfolgen alſo in unſerem Kampf gegen Young ein doppeltes Ziel: ein ſozialiſtiſches und ein nationaliſtiſches. Wir wollen die Youngketten zerbrechen, um dem deutſchen Nationalismus die Wege zu bahnen. Wir handeln alſo dabei im beſten Sinne des Wortes als Nationalſozialiſten.

Wenn wir uns in dieſem Kampf des Volksbegehrens bedienen, ſo iſt das nur eines der taktiſchen Mittel, mit denen wir verſuchen, zu unſerem Ziel zu kommen. Die Mittel, mit denen man einem Ziel zuſtrebt, ſind veränderlich. Das Ziel bleibt dasſelbe. Daß ſich bei der Anwendung dieſes Mittels Gruppen beteiligen, die weltanſchaulich von uns durch eine tiefe Kluft getrennt ſind, vor allem in ſozialiſtiſcher, aber, wenn man es recht beſieht, auch in nationaliſtiſcher Beziehung, ſo iſt das an ſich noch kein Beweis gegen die Richtigkeit dieſes Mittels. Was andere Gruppen mit dieſem Mittel erreichen wollen, iſt für uns vollkommen gleichgültig. Von Belang iſt nur, was wir damit erreichen wollen; und daß wir unſer Ziel, nämlich die weitere Vorbereitung des großen Endkampfes um die innere und äußere Befreiung Deutſchlands erreichen werden, dafür bürgt die Lauterkeit unſerer politiſchen Führung, die Konſequenz unſeres Programms und die ſtraffe Diſziplin unſerer Organiſation. Dem hat keine der ſonſt angeſchloſſenen Gruppen ein Gleiches in derſelben zielſtrebigen Klarheit und Folgerichtigkeit entgegenzuſetzen.

Wenn die Sozialdemokratie ein Volksbegehren einleitete auf Enteignung der Bank- und Börsenfürsten, der seit 1914 eingewanderten Ostjuden, auf Sozialisierung der Warenhäuser, würdet ihr da nicht mittun? Gewiß! Und warum? Weil das ein Volksbegehren von wahrhaft sozialistischem und nationalistischem Charakter wäre. Wieviel mehr ist das beim Kampf gegen Young der Fall! Hier müssen sich die Geister scheiden: für Young und damit gegen unsere sozialistische und nationalistische Zukunft! Gegen Young und damit für die Freiheit unserer Arbeit und die Wiederherstellung unserer Ehre. Deshalb tun wir im Kampfe gegen den Youngplan nicht nur mit, wir stehen hier, wie immer, mit klarem Ziel und revolutionärem Wollen in vorderster Front! 16. September 1929.

Gegen die Young-Sklaverei

Versailles: das war die Fortsetzung des Krieges mit den Mitteln der politischen Gewalt. Eine offene, blutende, lebenbedrohende Wunde am Körper des deutschen Volkes.

Dawes: das war die Fortsetzung des Krieges mit den Mitteln der diplomatischen Raffinesse. Eine Wunde, die, scheinbar im Heilen begriffen, unter ihrer Narbe einen Eiterherd barg, der unser Dasein vergiftete.

Young: das ist die Fortsetzung des Krieges mit den Mitteln der geschäftlichen Praxis. Eine Wunde, die nach außen vernarbt, nach innen wie eine schleichende Krankheit fortfrißt und unser Volksleben vernichtet.

Geändert hat sich seit Versailles nichts an der Tatsache unserer Versklavung, nur an den Methoden. Die vielgerühmte Liquidierung des Krieges besteht darin, daß die Art und Weise, wie man das deutsche Volk unter das Joch zwingt, abgefeimter, unsichtbarer, raffinierter und gemeiner geworden ist. Bei Versailles wußten wir alle, daß wir den Krieg verloren hatten, und daß der internationale Feind uns den Absatz in den Nacken setzte. Bei Dawes glaubte ein großer Teil des deutschen Volkes daran, daß das Schwert vertauscht sei mit dem Palmwedel, daß die Gewalt der Verständigung hätte weichen müssen. Bei Young redet man uns bereits ein, daß der Krieg endgültig liquidiert sei, und es nunmehr keine Sieger und keine Besiegten mehr gäbe.

Und dabei iſt die deutſche Lage heute verzweifelter, als ſie nach Verſailles war. Verſailles barg in ſich den Kern zum Widerſtand, zum Aufruhr und zur Rebellion. Dawes ſchon legte einen Teil unſerer nationalen Kraft lahm, und der Youngplan vernichtet ſie vollends.

Wir ſind ein Volk geworden, das ſich mit ſeiner verzweifelten Lage abzufinden beginnt. Wir gewöhnen uns an die Knechtſchaft, und wir machen uns nichts mehr daraus, daß wir auf Generationen hinaus dem Weltkapital tribut- und zinspflichtig ſind.

Der deutſche Widerſtandswille iſt in Feſſeln geſchlagen. Europa erſcheint beruhigt und befriedet.

Was verlangt der Youngplan vom deutſchen Volk?

1. Wir ſind dazu verurteilt, auf rund ſechzig Jahre Tributdienſte für unſere Feinde zu tun, und zwar in einer Höhe und Schwere, wie ſie bisher niemals einem Kulturvolk aufgezwungen wurden. Wir müſſen auf drei Generationen jährlich an die Weltfinanz die phantaſtiſche Summe von zweitauſend Millionen Mark abführen, und zwar werden wir dieſe Summen, da wir ſie infolge unſerer Abſperrung vom Weltmarkt nicht erarbeiten können, auf dem Wege des Kredits aus dem Ausland nach Deutſchland hereinnehmen müſſen. Da uns aber niemand Geld auf unſere gute Geſinnung hin gibt, ſind wir gezwungen, als Gegenleiſtung dafür unſer Volksvermögen zu verpfänden. Die Folge davon wird ſein, daß in kürzeſter Friſt unſere ohnehin durch Krieg und Inflation bis auf ein Minimum zuſammengeſchrumpfte Subſtanz reſtlos verloren iſt. Es wird uns dann kein Stein mehr im eigenen Hauſe gehören. Wir ſind dann auch praktiſch das, wozu man uns die letzten zehn Jahre bereits geiſtig und ſeeliſch erzogen hat: die Arbeitstiere der Weltfinanz, die uns füttert, damit wir leben und für ſie ſchuften können.

2. Die Hochfinanz hat zur beſſeren Durchführung dieſes teufliſchen Planes eine Weltreparationsbank gegründet, die die Aufgabe hat, das innerdeutſche Wirtſchafts- und Finanzleben zu beaufſichtigen und zu kontrollieren. Dieſe Reparationsbank verwaltet unſeren Etat, befindet über Deutſchlands Einnahmen und Ausgaben, beſtimmt unſer geſamtes innerpolitiſches Daſein, hat ausſchlaggebenden Einfluß auf die Gebarung unſeres ſozialen Lebens, kurz und gut übt über Deutſchland Rechte aus, wie ſie niemals ein Kaiſer oder König über uns noch über einem anderen Volk je innehatte.

3. Während der Dawespakt die Verantwortung für die Stabilität unſerer Währung durch die Transferſchutzklauſel dem Reparationsagenten aufbürdete, iſt dieſe Verantwortlichkeit nunmehr beſeitigt worden. Deutſchland muß über ein Drittel der ihm aufgezwungenen Verpflichtungen pro Jahr erfüllen, ohne Rückſicht auf ſeine wirtſchaftliche und ſoziale Lage. Gleichgültig, ob dabei ſein Volksleben verkümmert und ſeine Währung zuſammenbricht.

4. Während wir auf Grund des Dawespaktes nur gehalten waren, aus einer aktiven Handelsbilanz heraus Tributzahlungen zu leiſten — wenn auch die gegenwärtige erfüllungswütige Regierung niemals von dem Recht der Zahlungsweigerung, zu deſſen Inanſpruchnahme ſie auf Grund unſerer kataſtrophalen Lage geradezu gezwungen war, Gebrauch gemacht hat —, iſt dieſe Chance uns im Youngpakt ganz, reſtlos und ohne Gegenleiſtung ſeitens unſerer Unterdrücker verlorengegangen.

5. Der Dawespakt war als Proviſorium gedacht. Der Youngplan iſt endgültig und bietet uns bis zu ſeinem furchtbaren Ende keine Reviſionsmöglichkeit mehr. Entzieht ſich nun Deutſchland für die Zukunft einmal unter dem Zwang ſeiner verzweifelten Lage den hier feierlich eingegangenen Verpflichtungen, dann bricht es Verträge, die in ſeinem Namen deutſche Staatsmänner ohne Zwang, gegen beſſeres Wiſſen und Gewiſſen unterſchrieben haben.

6. Zwar wiſſen wir jetzt — und das wird als Vorteil des Youngplanes bezeichnet —, wieviel wir zu zahlen haben, aber die Endſumme iſt ſo phantaſtiſch hoch, daß unſer Wiſſen darum nicht im mindeſten einen Vorteil bedeuten kann. Wir bezahlen auf Grund des Youngplanes eine Summe von über hundertzwanzig Milliarden Mark an den Feindbund. Dieſe Summe iſt auf rund ſechzig Jahre verteilt. Unſere Staatsmänner haben alſo in Paris und im Haag einen Vertrag unterſchrieben, der drei Generationen verſklavt. Die Unterſchrift unter dieſen Vertrag iſt ſchon deshalb unſittlich, weil man die, die ihn zu erfüllen haben, gar nicht um ihre Zuſtimmung befragen konnte, da ſie ja noch gar nicht leben.

Wir ſetzen alſo Kinder in die Welt, von denen wir heute ſchon wiſſen, daß ſie für ihr ganzes Daſein zu Sklavendienſten verurteilt ſind.

7. Das Rheinland, ſo ſagt man, wird geräumt. Wenigſtens hat man es ſo der deutſchen Regierung verſprochen. Aber man hat uns

das ſchon ſo oft verſprochen, daß wir nicht mehr daran zu glauben vermögen, weil man es ebenſooft nicht gehalten hat. Deutſchland jedenfalls hat ſich im Haag verpflichtet, für den Reſt der Beſatzungszeit noch einmal dreißig Millionen Mark freigebig zu bezahlen. Und darüber hinaus: ſollte es ſich tatſächlich bewahrheiten, daß das Rheinland bis ſpäteſtens 30. Juni 1930 geräumt wird, dann bleibt die Tatſache beſtehen, daß man das Rheinland formal frei machte, um dafür ganz Deutſchland auf ſechzig Jahre in Ketten zu legen.

8. Die Saarfrage, die angeblich auch im Haag endgültig gelöſt werden ſollte, iſt erſt gar nicht zur Debatte geſtellt worden. Darüber ſollen in der Zukunft Verhandlungen ſtattfinden. Man wird die Löſung des Saarproblems bei kommenden Erpreſſungen ſo teuer wie möglich an Deutſchland verhökern.

9. Wir verzichteten im Haag, um den engliſch-franzöſiſchen Konflikt, an deſſen Schürung wir alles Intereſſe haben mußten, beizulegen, auf die dreihundert Millionen Goldmark, die uns aus der Überſchneidung des Youngplanes mit dem Dawespakt vertragsmäßig zuſtanden.

10. Wir verzichteten weiterhin und aus demſelben Grunde auf den uns ſelbſt nach dem Verſailler Diktat zuſtehenden Erſatz der Beſatzungsſchäden in Höhe von ſchätzungsweiſe ſechzig Millionen Mark.

Das nennt die feile, deutſch geſchriebene Judenjournaille „Einigung in Paris und im Haag“ und „Liquidation des Krieges“. Ein Sechzigmillionenvolk auf ſechzig Jahre in die Fron hineingepreßt, Land und Beſitz verſchachert, der Nachwuchs verkauft und verbüttelt, ein Volk in Tributknechtſchaft auf Ewigkeit, die nationale Ehre verpfändet, die Arbeit verhökert, der Beſitz verauktioniert und die Subſtanz verloren.

Es hat ſich geändert ſeit Verſailles und Dawes: unſere Sklaverei wird auf einen breiteren Zeitraum verteilt, ſie wird unſichtbarer, korrupter und raffinierter. Young ſchließt den Kreis unſeres Unglücks und unſerer Schmach. Wir ſind nun am Ende unſeres Leidensweges. Das deutſche Volk hat die vielen Stationen ſeines Golgatha durchſchritten, und eben machen ſich ſeine Henker daran, es hohnlachend ans Kreuz zu ſchlagen.

Was können und müſſen wir dagegen tun?

Zum erſten: Wir müſſen den Volkskampf proklamieren gegen die Sklaverei. Das deutſche Volk iſt ſich gar nicht im klaren über die

Tragweite dieſes Tributdiktats, das ihm ſoeben aufgezwungen werden ſoll. Darum haben wir die Pflicht, unſer Volk aufzuklären, ihm ſeine Lage handgreiflich vor Augen zu führen und ihm Wege zu zeigen, die Sklaverei zu zerbrechen.

Zum zweiten: Das deutſche Volk wird, wenn es ſeine verzweifelte Lage einmal erkennt, von ſich aus und von ſelbſt ein Syſtem und ſeine Repräſentanten zum Sturz bringen, die es wiſſentlich und vorſätzlich in dieſe furchtbare Not hineingeführt haben.

Zum dritten: Es iſt dann unſere Aufgabe, den erwachenden Freiheitswillen der breiten Maſſen zu organiſieren, ihn ſyſtematiſch und bewußt weiter zu treiben und zu wachſenden revolutionären Erſchütterungen zu ſteigern.

Zum vierten: Dieſe revolutionären Erſchütterungen werden nur dann zum Ziel der Wiederbefreiung unſeres Volkes führen, wenn es gelingt, die beiden großen Aktionsflügel der deutſchen Innenpolitik, die in den großen geiſtigen Strömen des Sozialismus und des Nationalismus noch gefeſſelt liegen, freizumachen und unter einer neuen ſinn- und formgebenden Idee zu vereinigen. Dieſe Idee muß die Syntheſe bilden aus den zukunftsträchtigen Energien, die noch heute in den politiſchen Lagern von Bürgertum und Proletariat ſtecken. Sie heißt Nationalſozialismus und hat in unſerer Bewegung unter der Führung Adolf Hitlers ihre Auferſtehung gefunden.

Hier bildet ſich eine neue Front, die gegen Klaſſendünkel von rechts und Klaſſenhaß von links die ehrlich Wollenden des deutſchen Volkes in ſich zuſammenſchließt. Es iſt die Aufgabe unſerer Bewegung, dieſer Front den Weg zu brechen, ihr Sinn, Inhalt, Form und Programm zu geben. In ihr werden Proletarier und Bürger wieder Deutſche, und aus ihnen bildet ſich nach ſchweren ſeeliſchen Erſchütterungen ein neues deutſches Volk.

Ein Volk der Ehre und der Arbeit! Eine marſchierende Front der Bewußtheit, die Deutſchland frei machen will aus ſozialiſtiſchen und aus nationaliſtiſchen Motiven heraus.

Weil wir Sozialiſten ſind, darum wollen wir Young zerbrechen; denn Young bedeutet das Ende der Freiheit des deutſchen Arbeitertums, das Ende jeder Gerechtigkeit und damit jeder ſozialen Verſtändigung.

Und weil wir Nationaliſten ſind, darum haben wir dieſem Teufelspakt den Krieg angeſagt; denn Young bedeutet die Vernich-

tung unſerer nationalen Ehre, die Feſſelung unſerer politiſchen Freiheit, die Verewigung der deutſchen Schmach.

Bürger und Arbeiter reichen ſich hier die Hand. Nationaliſten und Sozialiſten marſchieren in einer neuen Front, wiederauferſtanden aus dem reinigenden Feuer einer jungen Bewegung, als Überwinder alter Ideale, als Zertrümmerer verweſener Formen, als Geſtalter neuer Ideen und Inhalte.

Die braunen Bataillone formieren ſich. Auf ihren Fahnen ſteht der Schlachtruf der Bewegung, die Deutſchland frei machen wird: Freiheit und Brot! In ihm findet unſer nationaliſtiſches und ſozialiſtiſches Bekenntnis ſeinen letzten und prägnanteſten Ausdruck.

Hinter dieſen Fahnen marſchiert das junge, bewußtgewordene Deutſchland, und aus Millionen Kehlen hallt heute ſchon der Ruf: Die Straße frei!

23. September 1929.

Volksentſcheid

Wenn es noch eines Beweiſes bedurft hätte, die abgrundtiefe Verlogenheit, Heuchelei und zitternde Angſt der derzeitigen Machthaber vor den kommenden Dingen aufzuzeigen, das allein würde vollauf genügen, daß die Regierung nahezu einen ganzen Monat nötig hat, um die Eintragungen zum Volksbegehren auszählen zu laſſen und dann, ohne dabei vor Scham und Selbſtverachtung in den Boden zu ſinken, den Tag des Volksentſcheides auf den 22. Dezember, alſo zwei Tage vor dem Heiligen Abend, feſtſetzt. Ja, das hätte genügt und könnte eigentlich heute jeden Blinden ſehend und jeden Tauben hörend machen. Später wird man einmal an dieſem Beiſpiel die Kinder in den deutſchen Schulen belehren, wie feige, hinterhältig und niederträchtig das amtliche Deutſchland nach dem Kriege der neuen Front einer kommenden Revolution Knüppel zwiſchen die Beine warf, wie es zu ſchwach und zu vergreiſt war, ſich zum offenen Kampf zu ſtellen, aber tapfer genug im Schimpfen, Verleumden, Verdrehen und Vertuſchen, in der Vorſpiegelung falſcher Tatſachen unter infamſter Ausnutzung amtlicher Machtmittel.

Der Reichstag hat als bezahlte Fremdenlegionskompanie auf deutſchem Boden, wie nicht anders zu erwarten war, das durch das Volksbegehren aufgeworfene deutſche Freiheitsgeſetz niedergeſtimmt. Aber wenn man die Dinge bei Licht beſieht, dann muß man doch

mit inniger Freude feſtſtellen: am Ende waren die Erfüllungsparteien links und in der Mitte niedergeſtimmter als das Geſetz ſelbſt. Es war ihnen bei Gott nicht wohl dabei, und dem einen oder dem anderen Finanzbüttel aus der Youngfront grauſt nun — und das mit Recht — vor den Dingen, die vor uns liegen. Daß die Regierung das Freiheitsgeſetz für verfaſſungsändernd anſah, und daß das angeblich „dem deutſchen Volke" geweihte Kolonialtribunal ſich dieſer Auffaſſung anſchloß, iſt außerordentlich erfreulich und für eine zukünftige Oppoſitionspolitik geradezu wegweiſend. Damit iſt klar zum Ausdruck gebracht, was wir ſeit zehn Jahren nicht müde werden, tauben Ohren zu predigen, daß Verſailles und Weimar ein und dasſelbe bedeuten, nur zwei verſchieden gerichtete Geſichte desſelben Zuſtandes darſtellen, daß die Kriegsſchuldlüge und die darauf baſierende ſechzigjährige Verſklavung des deutſchen Volkes gewiſſermaßen Beſtandteile der Weimarer Verfaſſung ſind, und wer dagegen ankämpft, dieſe Verfaſſung bricht. Damit wird Klarheit geſchaffen. Die roten Zaren im Kabinett demonſtrieren ſich hier dem ſouveränen Volk ohne Maske und Schminke als vom Ausland bezahlte und ausgehaltene Büttel der Hochfinanz, die nur zur lügneriſchen Täuſchung der breiten Maſſen die Titel deutſcher Amtlichkeit tragen. Zum erſten Male iſt das demokratiſche Deutſchland ſeit 1918 gezwungen, Farbe zu bekennen, und es tut das mit einer erfriſchenden Deutlichkeit. Verfaſſung iſt jetzt gleich Verfaſſung, das heißt Weimar gleich Zuſtand, und die Verfaſſungshüter demaskieren ſich hierbei als Träger und Nutznießer des gegenwärtigen Verfalls, während die Verfaſſungsfeinde immer mehr ſichtbar erſcheinen als Beſeitiger dieſes Verfalls und ſeiner Nutznießung durch paraſitäre Parlamentsbonzen. Zwiſchen Regierung und Volk ſchiebt ſich nun nicht mehr das Blatt Papier von Weimar. Wir ſtehen uns Auge in Auge gegenüber; zwiſchen uns iſt Klarheit.

Und das iſt gut ſo. Was wir vom Kampf gegen Young vorerſt erwarteten, das haben wir bereits erreicht. Die Fronten haben ſich geſchloſſen, hüben und drüben. Der eine ſagt ja, der andere ſagt nein. Es iſt dabei vorerſt nur von untergeordneter Bedeutung, ob der nun bevorſtehende Volksentſcheid durchgeht oder fällt. Unſere Aufgabe muß es ſein, ihn ſo hoch zu treiben, wie das nach Lage der Dinge möglich erſcheint, im übrigen aber die Entſcheidung für die nächſte Zukunft abzuwarten. Die hohen Tiere in den Regierungs-

parteien täuſchen ſich, wenn ſie annehmen, das Volk in ſeiner Geſamtheit ſtehe dieſem Kampf teilnahmslos gegenüber. Das Volk fängt an, politiſch zu denken und — wir verdanken das in erſter Linie der Aufklärungsarbeit der NSDAP. — in der Erfüllungspolitik die Quelle alles Übels zu erkennen; wenn es ſich am 22. Dezember nicht in überwältigender Mehrheit zu uns bekennen ſollte, die Youngdeutſchen mögen nicht glauben, das ſei ein Votum für ſie. Die breite Maſſe iſt noch neutral, aber ſie neigt in ihren Sympathien ſchon ſtark zu uns. Es wird die Aufgabe der kommenden Monate ſein, dieſe Neutralität zu brechen und aus Zuſchauern Kriegsteilnehmer zu machen. Die Regierung möge ſich fragen, welche Druckmittel ſie dabei in der Hand hat, und welche wir. Sie hat nur Not, Verfall, Hunger und Arbeitsloſigkeit, Folgen der Youngpolitik. Wir haben den Hinweis auf dieſe Folgen, die uns nicht unerwartet kommen werden, ſondern die wir heute noch einmal, wie ſo oft, prophezeien.

Die Youngdeutſchen gehen einen gefährlichen Weg. Wir wünſchen ihnen dazu viel Glück. Stolpern ſie, wir werden ſchon nachſtoßen; und ſie mögen überzeugt ſein, das Volk wird ihnen keine Stütze mehr bieten.

Sie hängen heute ſchon in der Falle, ſie merken's nur nicht. Am 22. Dezember werden ſie noch einen Ausbruchsverſuch machen. Aber es iſt vergebens. Vielleicht laſſen wir nur die Leine etwas locker.

Herr Severing macht einen Volksentſcheid. Unter Umſtänden hat er Glück damit.

Die Entſcheidung jedoch fällen wir und werden ſie auch gewinnen.

8. Dezember 1929

Das zweite Haag

Die Delegierten der Feindbundſtaaten verſammeln ſich nun zum zweiten Male mit den Vertretern des deutſchen Volkes im Haag, um dem Youngplan die letzte Feilung zu geben, ſeine Unebenheiten und noch beſtehenden Unklarheiten aus dem Wege zu räumen und dann den in Betracht kommenden Parlamenten ein fertiges Vertragswerk vorzulegen. Die Weltpreſſe hallt auch diesmal, wie immer bei ſolchen Gelegenheiten, wider von großen Hoffnungen und Erwartungen, und der hochgebildete deutſche Michel rankt ſich zum letztenmal empor an dem Vertrauen auf ein gütiges Schickſal, das am Ende

doch die böſen Dinge zum Guten wenden werde. So iſt augenblicklich die Lage.

Allerdings hat ſich die Situation, ſeitdem die Herren der Welt mit ihren gefügigen Rüſſelputzern ſich das erſtemal im Haag zur Debatte verſammelten, grundlegend geändert. Streſemann fehlt unter den Partnern. Und das iſt zweifellos für Frankreich ein großer Verluſtpoſten. Nicht als glaubten wir, daß die an ſeiner Stelle die deutſche Republik vertretenden Miniſter ihm etwa nachſtünden an Unterwürfigkeit, Liebedienerei und verantwortungsloſem Optimismus; aber keiner verſteht ſo wie er, auf der Klaviatur der deutſchen öffentlichen Meinung ſouverän herumzuſpielen. Was dieſen Mangel noch um ein bedeutendes verſchärft, das iſt die Tatſache, daß heute innerhalb der deutſchen Grenzen immerhin eine beachtliche Minderheit ſteht, die den Dingen ein aufmerkſames Auge zuwendet und ſich kein X mehr für ein U vormachen läßt. Zwar hat der Volksentſcheid gegen den Youngplan und die daraus reſultierende Verſklavung des deutſchen Volkes nur ſechs Millionen aufrechte Deutſche zum Proteſt auf den Plan gerufen. Aber ſo klug iſt man auch in Paris und in der Wallſtreet, um abmeſſen zu können, wieviel ſchwerer dieſe ſechs Millionen wiegen den dreißig Millionen gegenüber, die zu Hauſe blieben. Dazu ſtieß in den letzten Monaten auf die Anti-Youngfront ein Bundesgenoſſe, deſſen ungeheure Durchſchlagskraft im Endeffekt noch gar nicht abzuſehen iſt: die zunehmende Kriſenhaftigkeit der deutſchen Wirtſchaft und die damit verbundene kataſtrophale Entwicklung der deutſchen Reichsfinanzen. Man mußte dem wachſenden Unwillen ſchon einen der Hauptſchuldigen am deutſchen Bankrott opfern: den Juden Dr. Hilferding, der ſich in der defaitiſtiſchen Tributpolitik etwas zu weit vorgewagt hatte und deshalb auch für die Parteien außerhalb der Gegnerſchaft gegen Young nicht mehr tragbar erſchien. Der Sturz Hilferdings iſt in Deutſchland durchaus nicht ſo ſpurlos vorübergegangen, wie es vorerſt den Anſchein haben mochte. Das deutſche Volk iſt hellhörig geworden. Es erinnert ſich in einer dumpfen Ahnung, daß dieſer unglückbeladene Zeitgenoſſe ſchon einmal auf demſelben Seſſel ſaß, von dem er jetzt herunterfiel, und daß nach ſeinem damaligen Abgang faſt wie automatiſch die Kataſtrophe von 1923 eintrat. Wenn die Herren der Republik ſich auch noch in der angenehmen Hoffnung wiegen, daß ihr beſter und treueſter Bundesgenoſſe die Vergeßlichkeit des deutſchen Volkes ſei,

das Ausland hat längſt eingeſehen, daß auch dieſe Wahrheit nur mit einem Körnchen Salz verſtanden werden darf, daß ſich ſeit einem Jahr eine grundlegende politiſche Umſchichtung in den breiten Maſſen vollzogen hat und weiter vollzieht, und daß die Trägerin dieſer Umſchichtung in erſter Linie die nationalſozialiſtiſche Bewegung iſt.

Gewiß, auch damals, als es galt, die Dawesgeſetze zur Magna Charta des deutſchen Daſeins zu machen, erhob ſich von allen Seiten Widerſtand und Skepſis. Nur die Lauten und Gewiſſenloſen waren ehrlich begeiſtert und trugen ihre Befriedigung vor aller Welt offen zur Schau. Aber der Widerſtand dagegen war damals doch mehr gefühlsmäßiger Art, und diejenigen, die aus der Erkenntnis der Dinge ihre warnende Stimme erhoben, predigten faſt immer tauben Ohren, weil ihnen keine troſtloſe Vergangenheit zur Verfügung ſtand, auf die ſie wie auf eine Wunde den Finger legen konnten. Das iſt nun anders. Dawes und die daraus reſultierende ungeheure Verelendung der ſchaffenden Stände ſteht noch drohend vor aller Augen. Deutſchland erwartet nun von Young eine grundlegende Beſſerung dieſer Verhältniſſe. Und wo dieſe nicht eintreten wird, da ſie nicht eintreten kann, beginnt dann der Volkswiderſtand.

Man mag aus dieſen Andeutungen ermeſſen, von welcher weittragenden Bedeutung unſer Kampf gegen Young für die Zukunft noch ſein wird, und wie recht der Gegner hatte, wenn er, aus ſeinem Blickfeld heraus natürlich, Volksbegehren und Volksentſcheid als ausgemachte Perfidie anprangerte. Es war in der Tat perfide, die Youngparteien aus dem Verſteck herauszuholen, ſie zum offenen Bekenntnis zu zwingen, nicht zuzulaſſen, daß die ſchickſalsſchwerſte Entſcheidung, die je über unſerm Volk fiel, hinter den Kuliſſen gefällt würde, ſondern vorher in einer offenen Feldſchlacht die Geiſter ſich ſcheiden mußten. Nun haben die Parteien ihr Votum abgegeben, und keiner von ihnen wird es gelingen, ſich der drohenden Verantwortung der kommenden Kataſtrophe zu entziehen.

Unter dieſem ungünſtigen Stern ſteht die zweite Haager Konferenz. Während dort die deutſchen Delegierten ſich bereit machen, ein Vertragswerk zu unterzeichnen, auf Grund deſſen Deutſchland gehalten iſt, auf ſechzig Jahre zwei Milliarden pro anno an die Weltfinanz auszubluten, fehlt jetzt ſchon genau dieſelbe Summe im normalen deutſchen Etat. Während man im Haag auf über ein hal-

bes Jahrhundert die Geſetze paraphiert, nach denen ſich das Leben unſeres Volkes abſpielen ſoll und muß, gerät das Reich unter die Zwangsverwaltung, melden die Städte ihre Zahlungsunfähigkeit an, verendet eben der letzte deutſche Steuerzahler unter einem unerträglichen Laſtendruck, verödet die Wirtſchaft und wird der deutſche Bauer mitleidlos von Haus und Hof vertrieben.

Und beginnt ein rebellierendes Volk aufzuſtehen gegen ſeine Peiniger. Dumpf grollt es ſchon in den Maſſen. Es geht wie der Atem einer neuen Zeit durch alle Klaſſen, Stände, Berufe, Landſchaften und Konfeſſionen. Der Sturm bricht los. Wir verharren noch im Schweigen. Aber das Land iſt ſchwanger von jener kataſtrophiſchen Stimmung, die die Atmoſphäre erfüllt, bevor nach laſtender Sommerhitze der erſte erlöſende Blitz ſchlägt.

Im Haag ſitzen die Herren Europas und ſchreiben ihr letztes Teſtament.

Sie ſollen auf der Hut ſein! Deutſchland iſt im Erwachen!

5. Januar 1930.

Der Youngpatriot

Sie wiſſen es alle, von Breitſcheid bis Treviranus: daß der Youngplan unerfüllbar iſt, und daß die Summen, die uns darin abgefordert werden, nicht aus dem Ertrag unſerer Arbeit gewonnen werden können, ſondern nur aus der Subſtanz, durch Hereinnahme von Anleihen und Krediten unter verantwortungsloſer Verpfändung des deutſchen Nationalbeſitzes; daß jedes private Geſchäft, das auf dieſe Weiſe Verträge abſchließen wollte, mit dem Staatsanwalt in Konflikt käme und wegen betrügeriſchen Bankrotts vor den Kadi gerufen würde. Sie wiſſen es alle, und wüßten ſie es nicht, ſie könnten es hören aus den Stimmen der Vernunft im neutralen und gar im feindlichen Auslande, aus den Mahnungen deutſcher Wirtſchaftskapazitäten, die gewiß nicht in dem Verdacht ſtehen, von unſerer Farbe zu ſein. Sie geben es auch unter vier Augen mit Augurenlächeln zu. Sie haben im Ernſt unſerer Beweisführung nichts entgegenzuſetzen, denn es iſt ihre Beweisführung, nur daß wir den Mut haben, ſie in der Öffentlichkeit vorzutragen, während ſie ſie nur hinter verſchloſſenen Türen verlauten laſſen. Sie unterſcheiden ſich von uns nur im Charakter, nicht in der Erkenntnis. Und darum

kann ihnen heute ſelbſt der Wohlwollendſte nicht mehr den guten Willen zubilligen. Sie ſind Volksvernichter mit Bewußtſein und Wiſſen. Die Bruchſtelle ihrer Haltung liegt nicht im Gehirn, ſondern im Herzen. Es mangelt nicht am Wiſſen, ſondern am Charakter.

Bei den roten Landesverrätern nimmt das nicht mehr wunder. Ihr ganzes politiſches Geſchäft war ja ſeit 1918 der Ausverkauf, die ſchamloſe Verhandelung unſerer nationalen Ehre und unſerer ſozialen Wohlfahrt für bare Kredite, mit denen ſie das Syſtem auflackierten und ſalonfähig machten. Sie haben niemals Wert darauf gelegt, als national zu gelten. Ihr Beruf iſt ſeit ihrem Beſtehen der organiſierte Landesverrat auf allen Gebieten. Es iſt zwecklos und unfruchtbar, ſich mit ihnen auseinanderzuſetzen. Ihnen imponieren nicht die Argumente, ſondern nur noch der politiſche Knockout.

Das iſt ſo der Fall bei den roten und bei den ſchwarzrotgelben Marxiſten. Was aber ſoll man zu den ſchwarzweißrot drapierten Vaterlandsverteidigern ſagen, die ſich zum Steigbügelhalter dieſes ſchamloſen Syſtems machen? Sie treiben dieſelbe Politik wie die Brüder in Marx proletariſcher und bürgerlicher Prägnanz, nur ſie begründen ſie anders. Sie ſagen auch wie wir, daß Young ein Verbrechen iſt am ſchaffenden Volk, an der nationalen Ehre und ſozialen Gerechtigkeit. Aber ſie beſtreiten, daß man etwas dagegen tun kann und ſoll. Sie ſind zwar bereit, im Parlament dagegen zu ſtimmen, weil ſie wiſſen, daß die breiten Maſſen das ſo wollen — aber ſie entziehen ſich dem Kampf gegen dieſes Vertragswerk, der im Volke ſelbſt ausgefochten wird. Sie verlaſſen im entſcheidenden Augenblick die Aufmarſchfront des Nationalismus und fallen der Rebellion gegen die Sklaverei in den Rücken. Die Lambach und Treviranus nennen das konſervativ, aber das iſt in ihrem Munde nur eine Phraſe, nur ein Aushelf, um die eigene politiſche Rückgratloſigkeit damit zu überkleiſtern. Und hinter ihnen dämmert bereits der niederträchtigſte Verſuch auf, der jemals an der Freiheit der deutſchen Nation vorgenommen wurde: ſie laſſen von den anderen den Youngplan annehmen, um ſelbſt dieſes Schanddokument praktiſch zu organiſieren. Ihre nächſte Parole wird die Laſtenverteilung ſein. Das heißt, ſie werden ſich, iſt Young einmal Wirklichkeit geworden, damit abfinden und verſuchen, die unmögliche Ausführung dieſer Forderungen auf die Schultern der breiten Maſſen zu legen und das politiſche Bürgertum, ſoweit es geht, davon zu verſchonen. Sie werden dieſen

ſchamloſen Raubzug mit nationalen Phraſen einſpeicheln, und ſie geben damit dem, was ſie unter vaterländiſcher Geſinnung verſtehen, bei den breiten Maſſen den Gnadenſtoß und rauben ihm für alle Ewigkeit im Volk den Kredit. Eine national drapierte Haltung, die ſich vor aller Welt mit dem unſauberſten und diffamierendſten Geſchäft, das je die Geſchichte ſah, mit der Ausplünderung des deutſchen Volkes im Bütteldienſt der Weltfinanz, belaſten läßt, iſt damit erledigt. Sie hat ausgeſpielt und iſt für immer degradiert und korrumpiert.

Und dagegen gilt es Front zu machen. Der Youngpatriot, ein würdiges Gegenſtück zu jenen einundfünfzig Dawespatrioten, die in einer heilloſen Verkennung ihrer nationalen Pflicht der Kommerzialiſierung der deutſchen Kriegsſchuld den erſten Weg bahnen halfen, geht wieder um. Er ſitzt am Flügel der Aufmarſchfront, jederzeit bereit, die Reihen bewußt gewordener deutſcher Jugend aufs neue zu verwirren. Keine Schranke iſt hoch genug, uns vor aller Öffentlichkeit von ihm zu trennen, kein Wort zu ſcharf, ihn vor den Maſſen des Volkes zu diffamieren und zu brandmarken. Wir haben allen Grund, gerade jetzt den Nationalſozialismus endgültig zu reinigen von dieſen Überläufern nach Frankreich, ihre Geſinnung in der Aufmarſchbewegung mit Stumpf und Stiel auszurotten, um damit jede fernere Möglichkeit zu bannen, daß ein halber Schwächling unter uns rückfällig werden könnte. Das Jahr 1929 war das Jahr der Scheidung. Es hat zwiſchen Erfüllung und Widerſtand eine Mauer aufgerichtet, die nicht mehr überklettert werden kann. Es iſt unſere Pflicht, dafür zu ſorgen, daß nun keiner hüben ſtehenbleibt, der drüben ſtehen müßte. Nur nach vollzogener Reinigung kommt es zu einer Einigung des Willens, und erſt nach durchgeführter Scheidung fällt die Entſcheidung.

Man muß zum Widerſtand gegen Young ja oder nein ſagen. Es iſt angeſichts der bedrängten Lage, in der ſich Deutſchland befindet, unerträglich, daß unter den Aufrechten noch Halbſtarke ſtehen, die mit ihrem Kompromißgeruch die geſunde Luft des Angriffs verpeſten.

Wer Young annimmt, der ſoll es ausführen. Die Aufmarſchfront muß vor aller Welt rein bleiben und ihre Hände in Unſchuld waſchen. Sie darf den Verrätern an der deutſchen Nation nicht die

Möglichkeit geben, ſich bei der kommenden Abrechnung hinter der Verantwortung der anderen zu verkriechen.

Es gibt nur Younganhänger und Youngzertrümmerer.

Sie ſollen wählen, ſo oder ſo. Das Mundſpitzen iſt nun vorbei, es muß jetzt gepfiffen werden!

19. Januar 1930.

Geſinnungsperverſion

Vor dem Kriege:

Der Kaiſer verkehrt mit Juden und Judengenoſſen, während deutſchbewußte Politiker ſich nicht ſchmeicheln können, ſein Ohr zu beſitzen, ſondern gar noch von ihm belächelt und verhöhnt werden.

Der Kanzler des Kaiſerreiches, von Bethmann-Hollweg, brüſtet ſich damit, daß auf ſeinem Nachttiſch das „Berliner Tageblatt" liegt, und daß ihm am Morgen ſein erſter Blick gelte, damit er wiſſe, welche Politik er betreiben müſſe.

Der Wortführer der nationalen Oppoſition heißt Maximilian Harden, der Herausgeber der „Zukunft". Dieſer Jude ſchreibt das, was die bürgerlich-nationale Welt als ihre politiſche Meinung verficht.

In den Witzblättern vom Schlage des „Simpliziſſimus" werden der Pfarrer, der Schlotbaron, der Krautjunker und der Gardeleutnant als die verächtlichſten Subjekte, die Gottes Erde bevölkern, den breiten Maſſen dargeſtellt. Die ſogenannte nationale Intelligenz entrüſtet ſich nicht etwa darüber, ſondern ſie findet das beluſtigend und erheiternd, geiſtreich und unterhaltſam.

Die Arbeiterſchaft, der noch unverdorben gebliebene Teil der Nation, wird von internationalen Juden, Eindringlingen des Sozialparaſitismus, gegen den bürgerlichen Kapitalismus geführt. Die größeren Drohnen bekämpfen die kleineren Drohnen mit Hilfe der Ausgedrohnten.

Während des Krieges:

Der Jude Rathenau organiſiert die Rohſtoffverteilung.

Draußen kämpft der Frontſoldat unter Einſatz ſeines Lebens für die Sicherheit der Grenzen. Im Lande erlaſſen die Parlamentsbonzen Friedensreſolutionen.

Der Soldat gibt ſein Blut, der Kapitaliſt leiht ſein Geld.

Tauſende müſſen an den Fronten verbluten, während in den Fabriken unter Führung landesverräteriſcher Subjekte Munitionsſtreiks organiſiert werden.

Der Kaiſer kennt keine Parteien mehr, er kennt nur noch Deutſche; dabei ſchließt er auch alle die ein, die keine Deutſchen ſein wollen, die es gar nicht ſind und auf Grund ihrer raſſiſchen Minderwertigkeit auch gar nicht ſein können.

Am Ende des Krieges ſchreitet man zur Bildung von Arbeiter- und Soldatenräten. Tonangebend in dieſen bolſchewiſtiſchen Gebilden ſind Subjekte, die niemals gearbeitet haben, ſondern nur geſchoben, die niemals Soldaten waren, ſondern nur Deſerteure.

Man beauftragt diejenigen mit der Niederſchlagung der Revolte, die die Revolte erſt angezettelt haben.

✠

Nach dem Kriege:

Auf dem Pariſer Platz in Berlin werden die heimkehrenden Garderegimenter von einem internationalen Judenſchieber im Namen des deutſchen Volkes begrüßt.

Die, die das Volk durch ihre verbrecheriſche Politik ſeiner letzten Lebensrechte beraubten, nennen ſich Volksbeauftragte, ſie ziehen über der Republik die Fahne hoch, die der Feind draußen über den Schützengräben mit der Aufforderung zur Deſertion herunterwarf. Minderwertigſter Pöbel reißt den aus der Front mit Schmutz und Blut beladenen heimkehrenden Soldaten und Offizieren die Ehrenzeichen der Tapferkeit von der Bruſt und nimmt ihnen die Gewehre ab.

Der deutſche Soldat wird als Schwein, als Vieſt, als Bluthund beſchimpft, während man vor dem Soldaten der Entente nur Bewunderung empfindet.

Deutſchland unterſchreibt einen Friedensvertrag, demzufolge es ſeine beſten Söhne, Generäle, Flieger- und Marineoffiziere, Männer, die nur für das Vaterland ihr Leben einſetzten, als Kriegsverbrecher an den Feindbund ausliefern muß.

Zum bayeriſchen Miniſterpräſidenten wird der polniſche Jude Kurt Eisner ernannt. Die bürgerlich-chriſtlichen Parteien bieten ihm ihre loyale Mitarbeit an.

Dieſer Jude Eisner telegraphiert nach Paris ungefragt und unaufgefordert Deutſchlands Alleinſchuld am Weltkrieg und ſetzt hinzu, daß es ſich für alle durch den Krieg entſtandenen Schäden haftpflichtig fühlt.

In des Volkes höchſter Not erſtehen ihm ſechzehn parlamentariſche Parteien.

Deutſche Soldaten werden vor dem höchſten Gerichtshof des Volkes als Kriegsverbrecher abgeurteilt, und man führt ſie in Ketten gefeſſelt in die Gefängniſſe.

Als das Regiment der Schieber in Gefahr gerät, ſtellen ſich dieſelben Helden zum Schutz davor auf. Die Republik gibt ihnen wider die mit dem Feind abgeſchloſſenen Verträge Waffen mit dem Anheimgeben, ſie unter allen Umſtänden und mit allen Mitteln geheimzuhalten. Dabei werden ein paar Dutzend landesverräteriſche Schufte mit Recht und nach Geſetz umgelegt.

Nachdem die Republik wieder gefeſtigt iſt, klettern die Schieber auf den Thron und ſtecken die Helden ins Loch.

Die größte deutſche Arbeiterpartei, die Sozialdemokratie, wird durch den Barmatſkandal ſo kompromittiert, daß man annehmen könnte, ihr Beſtand ſei ernſtlich gefährdet. Bei der nächſten Wahl gewinnt ſie dreihunderttauſend Stimmen.

Die Partei, die ſeit ihrer Entſtehung den Brudermord und Bürgerkrieg verfocht, beſchimpft die Partei, die dieſem Wahnſinn Einhalt gebieten will, als Arbeitermordorganiſation.

Der Marxismus als größte deutſche Arbeitnehmerbewegung wird zum Büttel der Großfinanz. Die Sozialdemokratie verſprach Sozialiſierung, aber ſie ſozialiſierte nicht, ſondern was ſchon ſozialiſiert war, kapitaliſierte ſie wieder.

Juden werden Richter, Ärzte, Rechtsanwälte und Lehrer. Wer ſie „Jude" nennt, fliegt dafür ſechs Monate ins Loch.

Die Deutſchnationale Volkspartei nimmt das Republikſchutzgeſetz an.

Ein deutſchnationaler Miniſter in Bayern und ein internationaler Miniſter in Preußen verbieten Adolf Hitler zwei Jahre lang das Reden, weil er Ausländer ſei.

Die Deutſche Volkspartei erringt einen großen Wahlerfolg unter der Parole: „Von roten Ketten macht euch frei allein die Deutſche Volkspartei". Dann legt ſie Deutſchland die roten Ketten um.

Eine große Regierungspartei verſchickt vom Reichstag aus Broſchüren, in denen offen zum Landesverrat aufgefordert wird; dieſelbe Partei ſtellt den Berichterſtatter, wenn es ſich darum handelt, Nationalſozialiſten die Immunität zu nehmen, um ſie wegen Hochverrats anzuklagen.

Die Kommuniſten kämpfen angeblich gegen Young, laſſen aber in Berlin beim Volksentſcheid die Stimmlokale überwachen, um die, die ſich gegen Young erklären, verfemen und terroriſieren zu können.

In Berlin fordert ein beamteter Schulrat, für die Volksſchulen Geſchichtsbücher herauszugeben, in denen Deutſchlands Alleinſchuld am Kriege feierlich feſtgelegt wird.

Gegen die Kriegsſchuldlüge demonſtrierende Studenten werden im beſetzten Gebiet von der Beſatzung und in Berlin von der Staatspolizei auseinandergeknüppelt.

卐

Das iſt nur eine kleine Blütenleſe. Sie ließe ſich nach Belieben vergrößern. Aber auch das mag genügen. Es zeigt mit erſchreckender Deutlichkeit, wie tief wir geſunken ſind, und beweiſt auch, daß es ſich hier nicht mehr um eine akute Lähmung unſeres Nationalbewußtſeins handelt, ſondern um eine krankhafte Pervertierung unſeres Charakters und unſerer Haltung. Es iſt in der Tat eine Geſinnungsperverſion in des Wortes wahrſter Bedeutung. Nur eine grundſätzliche Auseinanderſetzung mit den Mächten des Untermenſchentums kann hier Wandel ſchaffen. Es geht nicht mehr um Reformen, es geht um einen radikalen Sturz der heute herrſchenden Unwerte. Das deutſche Deutſchland muß ganz von vorn anfangen.

Es iſt ſchon im Aufbruch! Wer marſchiert mit?

2. Februar 1930.

Rheinlandräumung

Einer der gewichtigſten Gründe, die für die Annahme des Youngpaktes ins Feld geführt zu werden pflegen, iſt der: der „Neue Plan" ſchaffe eine bisher noch nicht erkannte Möglichkeit, Europa endgültig zu befrieden, und in Verfolg dieſer Befriedung werde das unter ſchwerſter Beſatzung des Feindes ſchmachtende Rheinland wieder frei. Nun hat dieſe Freude über die kommende Rheinlandräumung ſchon dadurch eine kleine Trübung erfahren, daß Frankreich in Haag aus-

drücklich das Sanktionsrecht ſeitens der deutſchen Unterhändler zugebilligt bekam, daß es alſo auch nach erfolgter Räumung jederzeit wieder die Möglichkeit hat, deutſches Land zu beſetzen, ohne daß wir darin eine feindliche Handlung ſehen könnten und dürften. Allerdings werden die Erfüllungspatrioten auf dieſen Einwand erwidern, das Sanktionsrecht trete für Frankreich nur im alleräußerſten Falle in Kraft, dann nämlich, wenn Deutſchland ſich weigere, auf Grund ſeiner Verpflichtungen weiterzuzahlen, alſo den Youngplan „zerreiße". Derjenige, der dieſen Einwand anführt, iſt ſich wohl kaum darüber klar, wie ſehr er gegen ihn ſelbſt ſpricht. Denn er unterſtellt ja damit, daß Deutſchland in jedem Fall, auch in dem der tatſächlichen Unmöglichkeit, weiterzahlen werde, und daß eine deutſche Regierung, die aus Verantwortungsgefühl dem eigenen Volk gegenüber der Tributpolitik ein Ende mache, eben nichts anderes verdiene, als daß Frankreich ihr Land aufs neue beſetze. Wir ſchmeicheln uns nicht, dieſer Meinung ſtichhaltige Gegengründe anführen zu können. Denn hier liegt der Unterſchied zu uns nicht in der Erkenntnis, ſondern im Charakter, und darüber läßt ſich bekanntlich nicht ſtreiten.

Aber wir glauben doch, anderſeits einen indirekten Beweis gegen die Rheinlandräumung führen zu können, und zwar von ſo vernichtender Schärfe, daß er zugleich auch den Youngpakt und die aus ihm reſultierende neue Ordnung der Dinge mitten ins Herz hinein trifft. Die deutſche Regierung erklärt: wenn wir den Youngplan annehmen, dann wird das Rheinland geräumt. Briand ſagte neulich in der franzöſiſchen Kammer: Nur wenn Deutſchland den Youngplan annimmt, werden wir unſere Truppen vom Rhein zurückziehen. Frankreich wird den Rhein nur räumen, wenn es im Youngpakt der bisherigen Regelung gegenüber eine beſſere durchſetzt. Was für Frankreich als Tributnehmer günſtig iſt, das iſt für Deutſchland als Tributgeber ungünſtig. Entweder alſo iſt die Rheinlandräumung für uns ein Nachteil, dann bedeutet Young für uns einen Vorteil, oder aber ſie bedeutet für uns einen Vorteil, dann iſt Young unſer Nachteil. Hält jemand uns für ſo dumm, daß wir glauben ſollen, Frankreich ſchenke uns die Rheinlandräumung zum Dank dafür, daß wir uns bereit erklären, im Youngvertrag eine für uns günſtigere und damit doch zwangsläufig für Frankreich ungünſtigere Löſung der Reparationsfrage anzunehmen?

Aber darüber hinaus bietet gerade dieſe Frage die Möglichkeit,

das Problem Young von einer ganz neuen Seite aus aufzurollen. Wir haben in unſerer Kampagne gegen dieſen Vertrag immer darauf hingewieſen, daß ſeine große Gefahr gerade darin beſtehe, daß er keine Reviſionsmöglichkeiten mehr biete, daß er aus der politiſchen Frage der Kriegsentſchädigungen eine geſchäftliche Angelegenheit der Wiedergutmachung mache, daß eine Kommerzialiſierung der Tribute Deutſchland in die Unmöglichkeit verſetze, je mit politiſchen Mitteln ein unwürdiges und unerträgliches Joch der Sklaverei abzuſchütteln. Die verſprochene Rheinlandräumung iſt der ſchlagendſte Beweis für dieſe Behauptung. Wenn Frankreich das Rheinland räumt, dann gibt es damit ſein letztes unmittelbares militäriſches Pfand aus der Hand, und es wird und kann das nur tun, wenn es andere beſſere Sicherheiten hat, zu ſeinem Geld zu kommen. Dieſe Sicherheiten bietet ihm der Youngvertrag in vollſtem Maße. Die Tributfrage regelt ſich nach ihm automatiſch und zwangsläufig. Sie iſt nun ein wie ein Uhrwerk ablaufendes Börſengeſchäft geworden. Frankreich gibt ſeine Pfänder heraus, weil es ſie gar nicht mehr nötig hat.

Wann bindet man den Hund an die Kette? Wenn er wild oder wenn er zahm iſt? Wann nimmt man ihm den Maulkorb ab? Wenn er beißt oder wenn er nur bellt? Der Youngvertrag bricht uns die letzten Reißzähne aus dem Gebiß heraus, wir können danach nur noch bellen, nicht mehr beißen. Warum ſollte Frankreich uns wie einen wilden Hund an eine enge Hütte ketten, wo wir doch aufs beſte dreſſiert ſind, apportieren und auf Kommando kuſchen und ſchön machen? Weshalb ſollte Frankreich ſeine Negerbataillone am Rhein ſtehen laſſen, da die deutſche Regierung freiwillig und ohne Widerſpruch das tut, was ja doch dieſe Negerbataillone erſt erzwingen ſollten?

Daß Frankreich den Rhein räumt, daß es auf den Reparationsagenten verzichtet, daß es der Republik einen Teil der ihr durch den Dawesvertrag gänzlich geraubten Souveränitätsrechte zurückgibt, das iſt eigentlich die tiefſte Schmach, die die deutſche Regierung im Haag eingehandelt hat; und ſie täte gut daran, ſich darum in Grund und Boden zu ſchämen, anſtatt damit auf den Märkten der Politik hauſieren zu gehen. Frankreich hat dem deutſchen „Hund" die Kette abgenommen, weil es beſſer als wir alle weiß, daß er nicht mehr beißen kann. Es ſichert ſich Sanktionsrechte für den Fall, daß ein-

mal einer kommt und aus dem zahmen Pudel wieder eine reißende deutſche Dogge macht.

Wir gratulieren der Regierung zu dieſem Erfolg. Er enthebt uns des Beweiſes dafür, daß dieſe Regierung feige iſt und gar nicht mehr den Mut aufbringen will, ſich gegen die ewige Sklaverei zur Wehr zu ſetzen. Frankreich, der ſchärfſte, kritiſchſte und argwöhniſchſte Beobachter Deutſchlands, ſieht keinen Grund mehr, Sicherheiten zu fordern. Dieſe Regierung iſt ihm Garantie genug, daß wir erfüllen bis zum letzten Reſt.

Und die Nutzanwendung: das Syſtem von heute iſt kein deutſches Vollzugsorgan mehr. Es iſt nur noch der Geld- und Tributeintreiber des Feindes. Frankreich vertraut ihm ohne Pfänder. Darum muß das deutſche Volk ihm ſein Vertrauen entziehen, muß es zum Sturz bringen und damit Platz machen für neue Männer:

für eine Regierung der Ehre, der Freiheit und der Arbeit!

16. Februar 1930.

Laſtenverteilung

Das iſt hier die Frage, um die augenblicklich eifrigſt und mit Leidenſchaft hinter den Kuliſſen und die nächſten Monate hindurch heuchleriſch und mit viel Pathos im Plenum des Reichstags geſtritten wird. Was heißt das?

Die Republik hat ſeit 1919 eine Außenpolitik betrieben, deren einziges Charakteriſtikum die bedingungsloſe Erfüllungsbereitſchaft war, und zwar eine Erfüllungsbereitſchaft, die im umgekehrten Verhältnis zur Erfüllungsmöglichkeit ſtand. Man konnte die uns abgeforderten Tributleiſtungen nicht vom Ertrag unſerer Arbeit nehmen, da unſere Arbeit eben dazu ausreichte, das deutſche Volk zu ernähren. Und ſo behalf man ſich damit, von 1919 bis 1924 den liegenden Beſitz in Deutſchland zu verbütteln, und von 1924 bis 1930 ſetzte man die unſelige Reparationspolitik durch wahllos hereingenommene Kredite fort. Wir haben bisher noch nicht den leiſeſten Verſuch gemacht, die Lebenshaltung des deutſchen Volkes in etwa der Erfüllungspolitik anzugleichen. Wir haben nur aus vorhandenen Beſtänden oder geliehenen Geldern erfüllt, alſo aus Beſitztum und aus Eingängen, die wir nicht verpfänden durften, und die uns gar-

nicht zuſtanden. Wir haben damit die wahre Laſt der Tributpolitik für die breiten Maſſen des Volkes und vor allem für die beſitzenden Schichten durch unlautere und betrügeriſche Mittel künſtlich verſchleiert. Wir hielten Frieden, aber wir wollten uns den teuren Frieden nichts koſten laſſen.

Das iſt nun anders geworden. Der Youngplan organiſiert eine neue Methode der Kontributionen. Wir müſſen nun in der Tat das bezahlen, was der Feind uns abzwingt, und zwar in barem Geld und aus dem Ertrag unſerer Arbeit, unter ſchärfſter Einengung des deutſchen Lebensſtandards. Das iſt um ſo notwendiger, als es ohnehin in Deutſchland nicht mehr viel an Beſitztum gibt, das man verpfänden könnte, und die noch vorhandene Kapitaldecke kaum dazu ausreicht, die deutſche Produktion auf das notdürftigſte in Bewegung zu halten. Laſtenverteilung, das bedeutet nichts anderes als Streit um die Frage, wer die Zeche bezahlen ſoll. Im Bewilligen ſind ſie alle freigebig und generös. Wenn es aber einmal ans Blechen geht, dann möchten ſie ſich auf franzöſiſch empfehlen. Das deutſche Volk, und insbeſondere ſeine arbeitende Klaſſe wird ſehr bald erfahren müſſen, daß auch der Friede Geld koſtet, und zwar manchmal und oft mehr als der Krieg. Und man kann es den erfüllungsfreudigen Koalitionsparteien nachfühlen, daß ſie ein lebhaftes Verlangen verſpüren, ſobald die Laſten angenommen ſind, es anderen zu überlaſſen, ſie zu verteilen.

Man braucht kein Prophet zu ſein, um vorausſagen zu können, daß die Tribute in der Hauptſache auf die Schultern des arbeitenden Volkes gelegt werden. Der Beſitz hat es bisher immer verſtanden, ſich nach Möglichkeit vor den Pflichten der Nation zu drücken und nur ihre Rechte für ſich in Anſpruch zu nehmen. Es war die ſchamloſeſte Lüge, die die Sozialdemokratie jemals zur Verneblung des deutſchen Arbeitertums in die Welt geſetzt hat, der verlorene Krieg werde vom Beſitz getragen, und das Proletariat habe nunmehr Anſpruch auf die ſozialen Errungenſchaften, für deren Durchfechtung es die Monarchie zum Sturz brachte. Verlorene Kriege werden immer von den breiten Maſſen bezahlt. Was nutzt heute dem arbeitenden Mann eine Arbeiterpartei, wenn dieſe Arbeiterpartei die willigſte Tributeintreiberin iſt und nicht im mindeſten daran denkt, die ihrer Führung anvertrauten Maſſen gegen ein ſchamloſes Kontributionsſyſtem in Bewegung zu ſetzen! Wie heuchleriſch und ver-

logen iſt es, wenn dieſe Partei einen Vertrag annimmt, der ein ganzes ſchaffendes Volk auf ſechzig Jahre in die ſchimpflichſte Knechtſchaft hineinzwingt und zu gleicher Zeit noch von ſozialen Reformen faſelt!

Sie haben ſich einander nichts vorzuwerfen, die bürgerlichen und marxiſtiſchen Youngpatrioten, die den „Neuen Plan" als die Magna Charta einer kommenden europäiſchen Ordnung preiſen und nun hinter den Kuliſſen kuhhandeln, wie ſie am bequemſten und ungefährlichſten die Gelder eintreiben können, mit denen ſie unerfüllbare und wahnwitzige Forderungen des Feindes am Ende doch erfüllen können. Schon tauchen in der Ferne die neuen und neueſten Steuerprojekte auf. Sie treffen wie brutale Fauſtſchläge das Haupt des kleinen Mannes. Es ſind Maſſenſteuern von einer ſo abgefeimten und argliſtigen Grauſamkeit, daß man es kaum glauben kann, daß ſie von Deutſchen gegen ihr eigenes Volk erſonnen worden ſind. Dazu kommen Abſtriche am Etat, die in ihrer Zielſetzung einer vollkommenen Abdroſſelung des geſamten ſozialen Lebens gleichzuſtellen ſind. Die Maſſe muß bezahlen. Sie wird ausgepreßt wie eine Zitrone. Von Sozialismus kann in Deutſchland fürderhin nicht mehr die Rede ſein. Es muß nun geſchuftet werden, Tag und Nacht und Nacht und Tag. Die Weiber und die Kinder werden mit in das Sklavenjoch der Tributknechtſchaft hineingepreßt. Das ganze Volk muß Frondienſte tun im Dienſte der überſtaatlichen Mächte, und die eigenen Miniſter ſchwingen über ihm die Peitſche. Die Laſten werden verteilt; man ſucht nach Schultern, die noch nicht zuſammengebrochen ſind. Man wird darauf packen, was darauf paßt und mehr und mehr. Das deutſche ſchaffende Volk nimmt ſein Kreuz über ſich und macht ſich auf zum ſchweren Gang nach Kalvaria.

Wehe den Volksvernichtern, wenn ein gepeinigtes und bis aufs Blut gequältes Arbeitertum aufſteht im Lande! Es gibt eine Grenze der Opferfähigkeit, und wird die überſchritten, dann kann auch aus einem geduldigen Schaf ein reißender Wolf werden. Wir haben gewarnt und gemahnt. Wir haben unſere Stimme erhoben oft und oft, in einer Wüſte des Hohns und des Unverſtändniſſes. Was jetzt kommen wird, das mögen die verantworten, die ſeine Urſachen verſchuldeten. Wir waſchen unſere Hände in Unſchuld.

Wir lehnen jede Verantwortung dafür ab. Wir haben keinen Teil an dem Verhängnis, das mit unheimlicher Sicherheit näherrückt.

Stehen die Millionen einmal auf, rüttelt ein verzweifeltes Volk an ſeinen Ketten, wird der Maſſenſturm ausbrechen, in einem unheilſchwangeren Gottesgericht, da die Opfer dieſer Politik Abrechnung halten mit ihren Peinigern — wir wiſſen, wo wir zu ſtehen haben.

2. März 1930

Der neue Kurs

Mit der Annahme des Youngplanes und des Geſetzes zum Schutz der Republik durch die Erfüllungsmehrheit des Deutſchen Reichstages iſt die innen- und außenpolitiſche Entwicklung Deutſchlands, ſolange dieſes Syſtem weiter an der Macht bleibt, zwangsläufig vorgezeichnet. Dieſer Tatſache muß auch in unſerer politiſchen Arbeit Rechnung getragen werden, und zwar ſo, daß es uns ohne ſchwere Schädigung gelingen kann, die heute ſchon beſtehende Bedeutung unſerer Bewegung ſo zu ſteigern, daß ſie am Ende einmal von ſich aus ſelbſtherrlich und allein die deutſchen Dinge in die Hand nehmen kann. Es darf kein Zweifel darüber beſtehen, daß wir uns niemals, niemals mit der durch Youngvertrag und Republikſchutzgeſetz in Europa im allgemeinen und in Deutſchland im beſonderen ſtabiliſierten Ordnung abfinden können und wollen: wir machen kein Hehl daraus, auch jetzt nicht, wo es unter dem Terror des Gummiknüppelgeſetzes doppelt und dreifach ſchwer iſt, in Deutſchland die Wahrheit zu ſagen, daß wir das beſtehende Syſtem innen- und außenpolitiſch ablehnen und verabſcheuen, ganz und gar, rundweg und ohne Einſchränkung; daß es zwiſchen ihm und uns keine Verſöhnung geben kann und geben wird, daß wir jedes taugliche legale Mittel anwenden, es politiſch zu erledigen; daß wir die durch den „Neuen Plan" feſtgelegte „Liquidierung des Krieges" als das größte nationale und ſoziale Unglück anſehen und dementſprechend nach Strich und Faden befehden werden, bis zu dem Tage, an dem das deutſche Volk ſehend wird und von ſich aus dem Spuk und wüſten Traum ein jähes Ende bereitet.

Wir befanden uns bisher in der glücklichen Lage, das auch vor aller Öffentlichkeit mit erfriſchender Deutlichkeit bekennen zu dürfen. Wir nutzten das uns auf Grund der Weimarer Verfaſſung zuſtehende Recht der freien Meinungsäußerung mit aller Schärfe und Rückſichtsloſigkeit, die uns zu Gebote ſtand, aus. Das muß nun, Gott ſei's geklagt, ein Ende haben. Nicht als hätte ſich unſere Ge-

ſinnung gewandelt. Nein, nur die Möglichkeiten ſind enger geworden, dieſe Geſinnung auf offenem Markt zu verkünden. Aus Hohn, Galle, Bitterkeit und Wut wird jetzt Konzilianz, Verbindlichkeit, Vornehmheit und Loyalität werden. Wer lacht da? Wir bleiben höflich bis zur letzten Galgenſproſſe. Aber am Ende wird doch gehenkt. Die Lateiner hatten für dieſe Haltung ein treffendes Wort: suaviter in modo, fortiter in re; ſüß in der Methode, aber hart in der Sache. Wir ſind nicht nur die Draufgänger, als die man uns zu kennen glaubt. Wir können auch klug ſein wie die Schlangen. Aber wir haben dabei die tröſtliche Gewißheit: wenn wir ſagen, wir lieben die Demokratie und denken nicht im mindeſten daran, ihre Einrichtungen „böswillig und mit Überlegung verächtlich zu machen", ſo lächelt jedermann und denkt ſich ſeinen Teil. Die hinter uns ſtehen, müſſen nun lernen, zwiſchen den Zeilen und Worten zu leſen und zu hören. Unſere ſchalgewordene Parole, „Vorſicht, Gummiknüppel", feiert von nun ab fröhliche Urſtänd. Es iſt nicht leicht, Republikaner zu ſein und Haltung zu bewahren.

Unſere Federn werden ſtumpfer oder vielleicht noch ſpitzer werden müſſen. Wir haben keine Luſt, eines ſtarken Wortes wegen dem Gegner billige Gelegenheit zu brutalen Verfolgungsmaßnahmen zu geben, wenn wir dasſelbe hinterrücks und mit ſanfterem Tonfall ſagen können, ſo aber, daß der Zeitgenoſſe ſchmunzelnd ſich ſeinen Vers darauf dichtet. Wir ſchlugen bisher mit Schwertern. Das war uns das liebſte und durchaus unſerer inneren Veranlagung angepaßt. Der Gegner darf ſich nicht beklagen, wenn wir von nun ab mit Pfeilen ſchießen und im Notfall die Spitze dieſer ſchlanken Geſchoſſe nicht immer in die Milch der frommen Denkungsart, ſondern manchmal und zuweilen auch in das Gift der Bosheit und in die Galle der verhaltenen Wut hineintauchen. Er hat es ſelbſt ſo gewollt.

Und noch eins: der propagandiſtiſche Kampf um Annahme oder Ablehnung der Younggeſetze hat uns in der jüngſten Vergangenheit in eine Tuchfühlung zu Parteien und Verbänden hineingebracht, mit denen wir zwar ein taktiſches Teilziel gemein hatten, von denen uns aber ſonſt eine tiefe Kluft weltanſchaulicher Beſonderheit trennt. Dieſes taktiſche Teilziel iſt nicht erreicht worden. Es iſt den vereinten Kräften aller angeſchloſſenen Gruppen nicht gelungen, den Youngplan zu Fall zu bringen. Der Kampf um dieſes Geſetz und ſeine unmittelbar bevorſtehenden Folgen wird nun wieder in den

breiten Volksmaſſen aufgenommen werden müſſen, und zwar mit Mitteln und Methoden, die von den bisher angewandten grundſätzlich verſchieden ſein werden. Unſere Bewegung ſelbſt braucht ſich da nicht umzuſtellen. Sie iſt ihrer eigengewachſenen Art auch in der jüngſten Vergangenheit treu geblieben. Aber vielleicht empfinden die anderen Partner das lebhafte Verlangen, aus der kompromittierenden Nachbarſchaft zu uns herauszukommen und in eine etwas reſerviertere Ferne abzuſchwenken. Verſchiedene Anzeichen der letzten Tage deuten darauf hin. Wenn die DVP. im Reichstag ihre Hand dazu bietet, daß nationalſozialiſtiſchen Abgeordneten wegen „Hochverrats" die Immunität genommen wird, ſo iſt das immerhin eine Geſte der Kameradſchaft, die ſich ſehen laſſen kann. Man ſoll uns nicht mißverſtehen: wir denken nicht daran, etwa um gut Wetter zu bitten. Die ſkeptiſche Arroganz, mit der man dort manchmal und oft uns zu betrachten beliebt, iſt bei uns ſeit langem vorhanden. Ja, ſie iſt eigentlich niemals geſchwunden, nur waren wir in letzter Zeit zu höflich, das auch nach außenhin zu zeigen.

Abſtand nach rechts kann da in keinem Fall ſchaden. Die politiſche Lage iſt nunmehr eine grundſätzlich andere als vor einigen Monaten. Neue Aufgaben tauchen auf, neue Ziele gilt es mit neuen Methoden zu erkämpfen. Wir haben nun einmal unſere eigene Art, die Dinge zu ſehen und ſie zu formen. Es wäre gut, wenn wir dem von jetzt ab in ſtärkerem Maße, als das bisher manchmal und leider der Fall ſein konnte, auch nach außenhin Ausdruck gäben. Der Kampf gegen Young war in der Hauptſache ein Kampf um die Ehre. Der Kampf gegen ſeine Folgen wird vor allem ein Kampf um das tägliche Brot ſein. Den erſten fochten wir aufrecht und tapfer als radikale Nationaliſten aus.

Zeigen wir nun, daß wir ebenſo gute Sozialiſten ſind!

23. März 1930

Gefangenſchaft

Wir ſetzen uns alle um den feſtlich duftenden Weihnachtstiſch, und dann beginnt er zu erzählen:

„Das furchtbarſte war, wenn das Chriſtfeſt kam. Dann waren wir immer eine Woche vorher und nachher krank vor Wehmut und Bitterkeit. Die Poſten um unſer Gefangenenlager wurden verdoppelt, weil der Franzoſe glaubte, in der Weihnachtszeit überfalle den Deut-

ſchen beſonders ſtark und inbrünſtig die Sehnſucht nach Hauſe. Und es war denn auch ſo, daß in dieſen Tagen die meiſten Ausbruchsverſuche gemacht wurden. Das verſtärkte die Wut des Feindes, die noch vermehrt wurde durch die Tatſache, daß ſo und ſo viele franzöſiſche Soldaten durch die Wachbereitſchaft ihres Weihnachtsurlaubes verluſtig gingen. Sie ließen dann ihren Zorn und Widerwillen an uns aus, die wir uns ja nicht wehren konnten. Es hagelte Beſchimpfungen und Fußtritte, man ſchikanierte uns, wo man nur konnte, ſperrte uns geringſter Vergehen oder vermeintlicher Untaten wegen auf zwei Wochen in finſteren Arreſt, und da konnten wir dann einſam in luft- und lichtleerer Zelle das Chriſtkind anbeten und den Schöpfer loben, der die Menſchen nach ſeinem Ebenbild erſchuf. Aber trotzdem rüſtete das Lager zum Feſt. Die härteſten Männer wurden weich. Wir flickten unſere zerriſſenen Uniformen auf, bürſteten liebevoll über Schmutz- und Blutflecke, putzten Leder und Knöpfe mit derſelben Sorgfalt, mit der wir heute die feſtliche Weihnachtskleidung zurecht machen. Irgendwo wurde ein grüner Zweig geſtohlen, ein findiger Kopf kam auf den Gedanken, aus Fett und Talg, das wir in einer Büchſe vorfanden, eine Kerze zu kneten. Es wurde abends nach Schlafengehen in der Dunkelheit gehämmert und gebaſtelt, und allmählich nahte dann das Feſt heran.

In der Ferne hörten wir Kanonendonner; über unſeren Häuptern zogen in ſchwarzen Geſchwadern die Kampfflugzeuge des Feindes zur deutſchen Front, und wir wußten nun, daß es ein blutiges Weihnachten geben würde. Dann war plötzlich alle armſelige Freude zu Ende. Wir ſchämten uns faſt des grünen Zweiges, den wir hinter einer Bettlade verborgen hielten, und machten uns Vorwürfe, daß wir uns freuen wollten, während unſere Brüder ſtarben.

Das ſollte ein bitteres Weihnachten werden.

Am Nachmittag des Heiligen Abends kam der wachthabende franzöſiſche Offiziere, um die Austeilung der Poſt zu überprüfen. Wir ſahen an ſeinen finſteren Mienen, daß Unheil drohte. Name um Name wurde verleſen, Brief auf Brief und Paket auf Paket zu einem großen Haufen geſchichtet. Wir wußten: in dieſen Briefen ſteht ein Gruß aus der Heimat, von Vater, Mutter, Weib und Braut; eine ungelenke Kinderhand hat einen kaum lesbaren Namen gekritzelt. In dieſen ärmlichen gelben Paketen hat die Heimat das letzte zuſammengetragen, was ſie ihrer Dürftigkeit abſparen konnte, ein

Brot, etwas Schmalz, ein Paketchen Tabak und eine Büchſe übelriechender Marmelade. Das ſoll ein Feſt werden! Ein Freudenfeſt in all dem Jammer! Wir ſind nicht vergeſſen. Die Heimat hat in all ihrer Not und Sorge auch an uns gedacht.

Der letzte Name wird verleſen, letzter Brief und letztes Paket zu den anderen gehäuft, dann bricht ein diaboliſches Lächeln durch die verlebten Züge dieſes franzöſiſchen Gentlemans. In gebrochenem Deutſch erklärt der Offizier: „Damit Sie nicht zu übermütig werden, habe ich angeordnet, daß die Weihnachtspoſt erſt nach Neujahr zur Austeilung kommt; und damit wünſche ich Ihnen ein frohes Feſt.“ Wir ſtehen in betretenem Schweigen. Mit einemmal bricht in uns allen die mühſam aufgebaute Hoffnung zuſammen. Irgendwo in der Ferne läuten Glocken. Mir ſteigt es heiß in die Kehle. Die Kameraden ſtehen ſtumm und gerade. Da nehme ich mir ein Herz, trete vor und ſage: „Herr Leutnant, es iſt Weihnachten!“

Er ſchaut mich an, hohnvoll lächelnd, fragt nach meinem Namen und läßt dann meine Feſtpoſt aus dem großen Haufen herausſuchen. Ein Brief, ein Paket von der Mutter: ich ſehe es an der Handſchrift. „Iſt das Ihre Poſt?“ „Jawohl!“ Er läßt das Paket öffnen. Es enthält ein graues hartes Brot, etwas Tabak und etwas Marmelade. Er nimmt den Tabak und miſcht ihn vor unſeren Augen mit einem Löffel in die Marmeladen hinein. Dann ſchüttet er den ganzen rotbraunen Brei über das Brot, zerreißt den Brief, legt die Fetzen ſorgfältig über das offene Paket und reicht mir alles herüber. „Dann ſollen Sie Weihnachten feiern.“

Auf meinen Lippen ſteht Blut. Ich ſpringe vor, packe dieſen Hund bei der Kehle, ſchon ballt ſich meine Fauſt zum rächenden Schlag — da werde ich von hundert Händen gepackt und überwältigt.

Fern klingen Glocken. Dazwiſchen Kanonendonner. Ich ſitze in tiefſter Dunkelheit, ſtumm und ſtarr in eiſiger Kälte. O du fröhliche . . .!“

„Das iſt ja nun glücklich vorbei“, ſagt die Mutter aufſeufzend.

„Nein, nein“, wirft einer ein, „das iſt ſo und bleibt ſo, bis wir es ändern. Wir Deutſchen ſitzen nun alle im Pferch, in tiefſter Dunkelheit weint ein Volk, ſtumm und ſtarr in eiſiger Kälte.

O du fröhliche . . .!“

24. Dezember 1928.

Schutzbedürftige Miniſter

Es lag den Miniſtern der Republik nicht, zu Bewunderung hinzureißen. Sie waren anſpruchsloſe Naturen, die ſich von dem überlebten Größenwahn frei wußten, dem Schickſal ins Auge zu ſehen. Statt deſſen ließen ſie ſich von ihm auf die Ferſen treten. Sie zeigten dabei das Geſicht von Biedermännern in reiferen Jahren, denen es ſchicklich erſcheint, auch in peinlichen Augenblicken das Lächeln von Geſchäftsführern aufzuſetzen. Man konnte ihnen politiſche Beſeſſenheit weder anſehen noch nachſagen. In ihnen kam die deutſche Mittelmäßigkeit ans Ruder, eine leidenſchaftsloſe, ſehr geſchäftige, aber ebenſo inſtinktloſe Art, die Politik eines 65-Millionen-Volkes zu erledigen, bei der es darauf anzukommen ſchien, nur alle Welt bei guter Laune zu halten.

Als die Nationalſozialiſten nicht daran dachten, ſich von dieſer Laune anſtecken zu laſſen, verfaßte Miniſter Severing das zweite Geſetz zum Schutze der Republik. Juſtizminiſter Radbruch erklärte ausdrücklich, daß es zur Verfolgung des „Rechtsradikalismus" beſtimmt ſei, worunter man nur die NSDAP. verſtehen konnte.

Juſtav

Mitten im Weltmeer liegt wellenumſpült eine einſame Inſel, Nenta mit Namen.

Auf dieſem Eiland hauſten in grauer Vorzeit zwei Stämme, die in ewigem Krieg miteinander groß geworden waren. Der eine hatte die geriſſenen Unterhändler und der andere die tapferen Soldaten. Die Mani, die im Norden der Inſel wohnten, überragten an Kraft und leidenſchaftlichem Wollen. Die Anzi, die den Süden bevölkerten, waren groß an Galanterie und Grazie.

Dem lieben Gott gefiel mehr die herrlich gewachſene Stärke der Mani, und deshalb hatte er in ſeinem Sinn beſchloſſen, daß die Mani Herr ſein ſollten über die Inſel. Aber ſo ſtark die Mani waren in den Fäuſten, ſo ſchwach waren ſie manchmal im Gehirn. Dann ſpuckten ſie auf ihre eigene Heimat, entkleideten ſie ihres herrlichen Schmuckes, der Ehre und der Tapferkeit, und ließen es zu, daß die Anzi Sendboten in ihr Land ſchickten und das Volk gegen ihre eigene Heimat voll Groll erfüllten.

Dann ſchenkte der liebe Gott ihnen zur Strafe einen ſogenannten Miniſter. Das war dann eine furchtbare Plage und eine wahre Geißel des Herrn.

Einmal hatten die beiden Stämme ſich wieder gewaltig in den Haaren gelegen, und als die Mani trotz aller göttlichen Fingerzeige keine Vernunft annehmen wollten, da ſtrafte der Lenker aller Dinge ſie mit einem Staatsmann namens Sema.

Und da begann für die Mani eine wahre Leidenszeit.

Sema war aus halbem Hauſe. Er verſtand bald die Kunſt der Rede, wand ſich behende durch alle Schulen der politiſchen Raffineſſe, wurde groß im Schaumſchlagen und verſtand das Geſchäft wie kein zweiter. Behende kletterte er hinauf auf der Leiter zweifelhafter Erfolge, und bald ſchon hatte er ein Bankkonto, das man der Einfachheit halber, da er Sema hieß, Konto S. nannte.

Damit fing es an. Vom Bankkonto bis zum Miniſterſeſſel iſt meiſt kein langer Weg. Ihn durchſchritt Sema mit traumwandleriſcher Sicherheit. Plötzlich ſtand er oben, und keiner wußte wie.

Das Volk der Mani lag in ſchweren Kämpfen, es hatte ſich gegen die Raubzüge der Anzi in furchtbarem Ringen zu verteidigen. Und was lag näher, als daß Sema mit in das Horn des Widerſtandes

blies. Da aber die Sache ſchief ging — böſe Leute behaupten, ſie müſſe und ſolle ſchief gehen, wie Sema ſie mache — da ſprang er blitzſchnell auf die Seite der anderen um und machte in Frieden.

Von da an begann ſein großer Aufſtieg. Die Chroniken verſchweigen, warum er an den Frieden glaubte. Sie berichteten nur, daß das Konto S. wuchs und wuchs.

Er ſchloß Verträge mit den Anzi, die die Mani auf ein halbes Jahrhundert mit Mann und Weib und Greis und Kind in die Sklaverei führten. Sie mußten nun Frondienſte tun, und keiner wurde verſchont. Nur einer gedieh dabei: das war Sema. Er verkaufte der Mani Land um ein Linſengericht und behauptete dann, das müſſe ſo ſein, weil der liebe Gott es wolle. Manchmal kamen die Mani zu ihm in hellen Scharen, und dann ballten ſie die Fäuſte und drohten:

„Du, Sema, dir geht's gut! Aber wir haben Hunger! Gib uns zu eſſen!"

Dann lachte Sema und ſagte: „Das ſcheint nur ſo! Es geht euch beſſer und beſſer!"

Die Mani waren anfangs damit zufrieden. Aber ſchwang der Hunger wieder ſeine Peitſche über ihren Häuptern, dann ballten ſie aufs neue ihre Fäuſte und riefen vor Semas Tür:

„Mach auf; du hältſt uns zum Narren. Warte, wir rechnen ſchon ab mit dir!"

Dann trat Sema heraus, lächelnd und voll Grazie:

„Ihr Toren! Könnt ihr nicht warten? Seht ihr nicht den ſilbernen Streifen am Horizont?"

Sema aber betete für ſich: „Unſere tägliche Illuſion gib uns heute!"

So ging es Woche um Woche, Monat um Monat und Jahr um Jahr. Die Zeit rollte dahin. Die Mani wurden immer ärmer und die Anzi immer übermütiger. Zuletzt ſchien das unerträglich zu ſein; und da ſtand einer auf unter den jungen Mani und proklamierte:

„Wir Jungen haben das Land der Mani mit unſerem Blut verteidigt. Wie viele liegen draußen im Sande verſcharrt! Sie alle ſtarben für die Freiheit der Heimat.

Wo war damals Sema? Zu Hauſe. Er wärmte ſich und wurde dick, während wir froren, hungerten und ſtarben.

Herunter mit ihm vom Thron! Wir wollen geführt ſein von

einem, der das Land der Mani liebt, und der es auch, wenn's not tut, mit dem Leben verteidigen wird."

Und alle jungen Mani riefen Hurra! Sie hoben diesen Sohn des Volkes auf den Schild, und da sahen sie, daß er über und über mit Wunden bedeckt war. Die hatte ihm der Feind geschlagen.

Und mit lauter Stimme rief er:

„Diese Wunden schlug mir das Volk der Anzi. Sie wollen keinen Frieden. Sie wollen unsere ewige Sklaverei. Wie diese Brust von Wunden zerrissen ist, so blutet das Land der Mani!"

Und dann zogen sie vor Semas Haus und riefen: „Heraus mit dir!"

Aber Sema war schon über alle Berge.

Dann machten die Jungen das Land der Mani frei.

Und der liebe Gott segnete ihr Werk.

19. September 1927

Der Fall Stresemann

Stresemann ist ein typisch deutscher Fall. Deutschland ist das klassische Land, in dem dieser Typ nicht nur vorkommen kann, sondern vorkommen muß. Stresemann ist bei Licht besehen gar keine Einzelpersönlichkeit, er ist eine symbolhafte Fleischwerdung, die menschgewordene Darstellung einer inneren Haltung, die ursächlich zusammenhängt mit dem, was man zwar nicht deutsches Wesen, aber deutsches Unwesen nennt. Gustav Stresemann ist der Typ des deutschen Bildungsphilisters, der — ob auf Pantoffeln oder in Lackschuhen, das ist dabei unwesentlich — geräusch-, aber nicht folgenlos durch die deutsche Geschichte schreitet und die Spuren seiner unfähigen Unzulänglichkeit hinter sich läßt. Vater Stresemann hat eine gute Nase gehabt, als er seinen Sohn Gustav nannte. So und nicht anders konnte jener Zeitgenosse heißen, der ein paar Jahre lang in unseres Volkes schlimmster Verfallszeit unsere außenpolitischen Geschäfte verwaltete, der Flaschenbierdoktor, der demokratische Arriviſt, der emporgekommene Syndikus, der wilde Bürger, der Mann mit der fast sprichwörtlichen Geschmeidigkeit, der Inhaber des Kontos S. Gustav, jener politisierende Dilettant, den ein launisch-grotesker Zufall vom Schokoladenhandel in die hohe Diplomatie verschlug, der durch eben denselben Zufall zu einem halb

willigen, halb verſtändnisloſen Inſtrument von dunklen Weltmächten wurde, die er zum einen Teil gar nicht erkannte und auch nicht erkennen konnte, zum andern Teil aber gern in Anſpruch nahm, um mit ihnen und durch ſie die Stufenleiter der parlamentariſchen Erfolge heraufzuklettern. Daß es einen ſolchen Typ in Deutſchland gibt, das iſt an ſich nicht ſchlimm. Daß er in einem haltloſen Augenblick unſerer Geſchichte Außenminiſter des Landes werden konnte, ſchon ſchlimmer. Daß er das über vier Jahre blieb, ohne daß die Erkenntnis ſeiner Weſenheit einen kleinen Teil unſeres politiſch denkenden Volkes überſchreitet, das iſt geradezu vernichtend. Das iſt kein Urteil gegen Streſemann, das iſt ein Urteil gegen Deutſchland.

Die Politik iſt eine Kunſt, beſſer geſagt, die Politik iſt Kunſt ſchlechthin, und zwar die umfaſſendſte und vielſeitigſte. Ein Staatsmann muß alles können. Das will nicht beſagen, daß er die Technik der Dinge auf allen Gebieten verſtünde. Aber er muß mit dem Inſtinkt ihr Weſen erfaſſen oder doch erahnen. Er gibt in allem die Richtung, den Kurs; die Technik machen ſeine Trabanten. Streſemann iſt ein umgekehrter Staatsmann. Er kann alles und nichts. Er verſteht ſich auf die Menſchen und nicht auf die Dinge. Er redet von ihrer Technik, aber er hat keinen Schimmer einer Ahnung von ihrer Weſenheit. Er iſt das, was man einen Hans Dampf in allen Gaſſen nennt. Seine Fixigkeit iſt erſtaunlich. Es gibt keine Angelegenheit des öffentlichen Lebens, über die er nicht virtuos zu ſprechen verſtünde. Aber entkleidet man ſeine Reden ihres rhetoriſchen Beiwerks, dann bleiben nur ſchale Gemeinplätze übrig. Seine Arbeitsweiſe iſt die: nichts, das er nicht anfinge, aber auch nichts, das er zu Ende führte. Seine geſamte Außenpolitik iſt ein einziges Ruinenfeld von zwar angeſchnittenen, aber zuletzt doch ungelöſten Fragen. Nur unter Streſemann war Locarno möglich. Aber auch nur unter Streſemann konnte die Veröffentlichung des belgiſch-franzöſiſchen Kriegsplanes gegen Deutſchland ſo vollkommen ohne Konſequenzen bleiben.

Wenn der Parlamentarismus demokratiſcher Couleur nichts anderes iſt als geſchäftiger Müßiggang, dann hat er in Guſtav Streſemann ſeinen Idealtyp gefunden. Streſemanns Freunde machen gern Rühmens aus der von ihnen unterſtellten Tatſache, daß ihr großer Lehrmeiſter niemals untätig ſei. Wir ſind durchaus nicht abgeneigt, ihnen das zu glauben. Aber wir meinen zu wiſſen, daß die Tätigkeit Streſemanns derart ſei, daß ſie beſſer unterbliebe, als daß

ſie wirkſam wird. Fleiß und Beharrlichkeit, das iſt etwas. Müßiggang und Nichtstun, das iſt auch etwas. Aber wo dieſe beiden zuſammenkommen, da entſteht ein unerträgliches Gemiſch von betulicher Betriebſamkeit, die immer das von hinten wieder umſtößt, was ſie von vorn aufgebaut hat. Das iſt die deutſche Außenpolitik ſeit 1924. „Der Silberſtreifen am Horizont" und „unſere tägliche Illuſion gib uns heute", dieſe zwei Worte ſind nicht die außenpolitiſchen Parolen zweier gegneriſcher Lager in Deutſchland, ſie ſtammen vielmehr aus einem und demſelben Munde: Streſemann.

Wenn Streſemann zur Jugend oder von ihr ſpricht, das iſt zum Erbarmen. Es gibt überhaupt nicht zwei Dinge mehr, die weiter von einander entfernt wären als ſie und er. Trotz ſeiner fünfzig Jahre iſt Streſemann der älteſte Politiker in Deutſchland. Seine Welt und die Welt der Jugend ſind durch Abgründe voneinander getrennt. Aber daß er zur Jugend ſpricht und — ſo paradox das klingt — auch ſprechen kann, das iſt für ihn wieder außerordentlich bezeichnend. Ein Beweis auch dafür, wie gefährlich dieſer Typ trotz ſeiner entwaffnenden Harmloſigkeit für die deutſche Gegenwart iſt.

Ich kann ſchreiben rechts, ich kann ſchreiben links. Sowohl als auch. Wenn ſchon, dann aber. Einerſeits, andererſeits. Man kann auch anders. Das ſind Worte, die Streſemann ſozuſagen nie gebraucht, die aber in der Praxis ſeine geſamte Wirkſamkeit ausſchließlich beſtimmen.

In einem photographiſchen Atelier auf dem Kurfürſtendamm hängt ſeine neueſte Aufnahme. Da iſt er zu ſehen in Lebensgröße, etwas dick, etwas gelb, ein wenig verſchwitzt, mit dieſem unerträglichen, aufreizenden Lächeln auf den Lippen, die kleinen liſtigen Äuglein ſorglich in Fettpolſter gebettet, eine viereckige, faltenloſe Stirn, darüber eine Rieſenglatze geſtülpt, ſo ſteht er da, mitten unter ſeinen lieben Juden.

So denken wir uns den Außenminiſter, der einmal Deutſchlands Ketten zerbricht.

Wir lüften ehrfürchtig den Hut und ſchleichen vorbei.

Und ſtehen dann lange vor einem Fenſter, aus deſſen Dunkel, mitten unter vielem Firlefanz, die verfallenen Züge der Totenmaske Friedrichs des Einzigen in den Abend hineinſchweigen.

8. April 1929.

Müller

So heißt er. Mit Vornamen Hermann. Zum Unterſchied von den Millionen anderer Müller, mit Beinamen Franken. Der gegenwärtig in Deutſchland amtierende Reichskanzler. Groß, blond, mit blankgeputzter Intelligenzbrille, etwas dicklich und ſelbſtgefällig, volles Doppelkinn, faſt Anſatz zum Kinneskinn, die Stimme ſtark verroſtet und mit Schleim geölt: ſo ſieht der Mann aus, der augenblicklich auf Bismarcks Seſſel ſitzt. Man muß ihn ſchon durch einen Beinamen von allen anderen Müllers unterſcheiden. Er hat ſonſt kaum etwas, das ihn als Perſönlichkeit abſentierte. Wenn er im Reichstag aufſteht, um eine ſeiner ſattſam bekannten Reden zu reden — die langweiligſten und ſtilloſeſten, die in dieſem Hauſe geſprochen werden —, dann ſchweigt die Oppoſition aus Mitleid, und die Auguren lächeln. So entwaffnend naiv und unbelaſtet iſt das alles. Welch eine groteske Laune mag das Schickſal geritten haben, als es uns dieſen Mann zum Präſent machte!

„Die Unſterblichkeit iſt nicht jedermanns Sache", ſagt Goethe einmal. Vielleicht hat er dabei an den ewigen Typ Müller gedacht. Sein Ehrgeiz iſt es beſtimmt nicht, den Namen Müller-Franken in den Stein der Geſchichte hineinzukratzen. Das iſt nicht ſeine Sache. Die iſt vielmehr, einen Platz beſetzt zu halten, für den man im Augenblick keinen anderen finden kann, der ſonſt leerſtünde. So iſt die Angelegenheit Müller beſchaffen.

In der Innenpolitik geht das noch an. Wir ſind ja nicht viel gewohnt, haben gelernt, beſcheiden zu ſein und von Dankbarkeit zu überſtrömen, wenn die Männer, die uns zu Hauſe die Steuern abknöpfen, nur perſönlich eine ſaubere Weſte haben. Mehr kann man heute nicht verlangen. Unter uns muß das genügen. Beſchämend wird das alles, wenn dieſer geiſtige Mittelſtand anfängt, mit der Welt zu verkehren, in Außenpolitik zu machen, den Ritus der Zahlabende in die wohlabgeſtimmte Atmoſphäre internationaler Konferenzen zu übertragen. Das entwaffnet. Da kann man nicht mehr polemiſieren. Da ſteckt man beſchämt den Degen in die Scheide, geht hinaus und weint bitterlich.

Wir mußten das bei Müller erleben. Das erſtemal, als er Verſailles unterzeichnete, jenes ſchaurige Dokument, das einen Frieden vortäuſchte und in Wahrheit die abgefeimteſte, niederträchtigſte,

boshafteſte Fortſetzung des Krieges mit merkantilen Mitteln war, ein Verſklavungspakt, wie er bis dahin ſelbſt in der kolonialen Unterdrückungsgeſchichte nicht gekannt wurde. Nicht daß man uns das Brot nahm; das wäre erträglich und umzuändern geweſen. Nein, man gaunerte uns das Geſtändnis ab, daß wir auf Ehre und Achtung in der Welt keinen Wert mehr legen wollten, und zur Bekräftigung deſſen mußten wir Verſailles unterſchreiben. Wer kam dafür in Frage? Müller!

Das zweitemal, als er in Lugano Streſemann vertrat. Man wird uns gewiß nicht in den Verdacht nehmen, Parteigänger des gegenwärtigen Außenminiſters zu ſein. Aber das eine müſſen auch wir ihm zugeſtehen: er weiß, wie weit er gehen darf, und er läßt ſich von ſeinen Brüdern in Paris und London immer nur ohrfeigen, wenn er ſelbſt nicht dabei iſt. Sobald die anderen ausholen, dann ſchickt Streſemann einen Dummen vor. Diesmal war es Müller. Wie der nach Lugano fährt, wie der den anderen bieder und treuherzig die Hand ſchüttelt, mit ihnen zu Tiſch ſitzt, morgens in der Ratstagung mit einer dicken Aktenmappe erſcheint, nach einiger Beklemmung das Wort erbittet und dann eine herrliche Zahlabendrede ins Parkett hineinſchmettert, die andern ſollten nun auch einmal abrüſten, und dieſe Schweinerei könne nicht ſo weitergehen, und wenn die Genoſſen ihm einen Gefallen tun wollten, dann blieben ſie noch einen Augenblick, da gleich noch die Monatsbeiträge kaſſiert würden, und die Welt warte auf Taten, Worte ſeien genug geredet: dazu dieſer Typ von Unzulänglichkeit, mitten unter den geriſſenſten Schiebern des internationalen Parketts. Das alles war von ſo lähmender Doofheit, daß es Briand gewiß ſchwergefallen ſein mag, dieſem biederen Hermann Müller die Ohrfeigen zu verabreichen, die Guſtav Streſemann verdient hatte.

So war das in Lugano. Seitdem macht beſagter Hermann Müller keine Weltpolitik mehr. Er tut nur noch in Staatspolitik. In eingeweihten Kreiſen wird behauptet, daß er ein Kabinett bilden wolle. Aber das iſt wohl bloß ein unkontrollierbares Gerücht, das hemmungslos übertreibt. Jedenfalls merkt man in der Öffentlichkeit nichts davon. Die deutſche Parlamentskarre ſteckt im Dreck, und dem Fuhrmann Müller iſt es nachgerade zu dumm geworden, ewig hü und hott zu ſchreien, wenn die Gäule doch nicht wollen und er überdies auch nicht mit Pferden umgehen kann.

Nun hat man die Koalitionsverhandlungen bis nach Oſtern vertagt. Bis dahin hat alſo dieſer Müller wieder einmal Gelegenheit und Muße, den Platz Bismarcks für einen ebenbürtigen Nachfolger warmzuhalten. Dann kann das Theater wieder losgehen. Immer toujours mit Jeiſt und Jrazie, wie der Berliner ſagt.

25. März 1929.

Groener im Schlapphut

Wie gefällt euch die Reichswehr? Soweit ganz gut, aber — — Was aber? Je nun! Die Truppe ſelbſt iſt muſterhaft, und zu bewundern bleibt, daß es unter den erdrückendſten Bedingungen gelungen iſt, ſolch einen ſtattlichen, diſziplinierten Heereskörper in dieſer Republik überhaupt auf die Beine zu ſtellen. Es macht kein Vergnügen, Soldat zu ſpielen, wenn die Regierung des Landes pazifiſtiſchen Ideologien huldigt, wenn der Reichskanzler und die ausſchlaggebenden Miniſter Mitglieder einer Partei ſind, in der der Landesverrat ſozuſagen zum guten Ton gehört. Und trotzdem haben ſie's geſchafft. Die Mannſchaften ſtellen ein ausgezeichnetes Menſchentum dar, die Offiziere in der Linie ſind noch von altem unerſchütterten preußiſchen Soldatengeiſt erfüllt, der ernſte und aufbauende Wille in der kleinen Wehr iſt ganz unverkennbar und wird von niemandem angezweifelt. Aber — — — ja, und? Aber die Führung! Ja, ja die Führung! Das iſt eine Frage, über die man in Deutſchland nicht gern ſpricht, und das iſt von vornherein verdächtig. Dann wird man damit rechnen können, daß in Zukunft ſehr viel davon geſprochen werden muß.

Kennen Sie Herrn Groener, den gegenwärtigen Prokuriſten der Reichswehr? Ein braver, ehrenwerter Mann. Genau ſo brav und ehrenwert wie ſein Begleiter im Schatten, General Schleicher. Sie haben ſich einander nichts vorzuwerfen, dieſe beiden Dioskuren der Bendlerſtraße, und ſie können von Glück ſagen, daß bisher auch ſonſt niemand Veranlaſſung fand, ihnen etwas vorzuwerfen. Die Linke ſchweigt aus Klugheit, die Rechte aus Dummheit. Die Linke will damit die Reichswehr gewinnen, und die Rechte wird damit die Reichswehr offenbar verlieren. Unterdes werden von den Bürogeneralen die ergötzlichſten Dinge bekannt. Es ſchadete Herrn Groener, wie man weiß, in ſeiner republikaniſchen Karriere nicht im mindeſten, daß er am 8. November 1918 ſeinen kaiſerlichen Herrn

im Stich ließ und den Fahneneid für eine bloße Idee erklärte. Ähnliches erlebte man damals an vielen hohen Stellen. Er hatte das Zeug in ſich, ein General mit der Jakobinermütze zu werden, und ſo mauſerte er ſich durch bis zu dem Seſſel, auf dem er heute ſitzt. Was mag ein einfacher kleiner Leutnant draußen in der Provinz über dieſe Art von Vorgeſetzten denken? Ein friſchgebackener Fähnrich hat es ihm einmal ſelbſt geſagt, unbewußt vielleicht, was er von der Republik halte: „Solange nichts Beſſeres da iſt — — —."

Am 6. Februar war die Uniformkommiſſion des Beamtenbeirates der Reichswehr zum Vortrag bei dem hochmögenden Herrn Miniſter geladen. Man weiß, wie das bei ſolchen Vorträgen zu gehen pflegt. Der Herr Miniſter geigt ſeinen ſtaubgeborenen Gemeinen, und dann darf die Kommiſſion ſich untertänigſt wieder zurückziehen. Alſo ſprach Groener: er ſei ein entſchiedener Gegner des heutigen Uniformtragens. Die Uniform ſei ein Überbleibſel aus der feudaliſtiſchen Zeit. Man dürfe ſie überhaupt nur tragen, wenn man ſie unbedingt tragen müſſe. Es werde in Deutſchland viel zu viel Uniform getragen. Er ſtehe auf dem Standpunkt, daß er als Chef des Feldeiſenbahnweſens den Krieg auch im Schlapphut hätte mitmachen können. Der Deutſche könne ſich leider das Uniformtragen noch nicht abgewöhnen. Er perſönlich beſitze zwar eine Uniform, aber er trage ſie nie.

Da ſtehſt du machtlos vis à vis. Da bleibt dir die Spucke weg. Der General Groener hätte in der Tat den Krieg im Schlapphut mitmachen können. Nicht nur das, er konnte und kann ſich ſogar einen Ring durch die Naſe ziehen laſſen mit jener dünnen roten Schnur, an der die Severing und Genoſſen dieſen merkwürdigen Soldaten und ſonderbaren Heiligen hinter ſich her zu ziehen pflegen. Warum ſteckt Herr Groener ſich nicht wirklich eine Pfauenfeder an, von der er in beſagter Rede behauptete, daß ſie zur Uniform zu gehören ſcheine? Iſt er noch im Zweifel, wohin er ſie ſtecken ſoll?

Glaubt Herr Groener vielleicht, daß er mit ſolchen Geſchmackloſigkeiten das Herz der Reichswehr gewinnen könne? Und iſt er ſich im klaren darüber, wie ſeine Mannſchaften und Offiziere über dieſen von ihm ſo klaſſiſch repräſentierten neudeutſchen Wehrwillen denken? Es iſt kein Geheimnis mehr, daß der betriebſame Herr Schleicher, der böſe Geiſt des Reichswehrminiſteriums, ernſthaft mit politiſchen Ehrgeizen ſchwanger geht. Herr Groener, der doch davon

wiſſen muß, ſoll einmal ſeine eigenen Untergebenen ausfragen, wie ſie ſich dazu ſtellen. Freilich, ſie werden ihm nicht die Wahrheit ſagen. Das pfeifen ja die Spatzen von den Dächern, daß im Bereich des militäriſchen Schlapphutes alles fliegt, was nicht nach der Pfeife des allmächtigen Herrn Schleicher tanzt. Die Herren da oben treiben ein frevles Spiel. Sie miſchen ſich in Dinge hinein, die ſie nichts angehen und von denen ſie auch nichts verſtehen. Dabei unterdrücken ſie in der eigenen Wehr jeden wahrhaft vaterländiſchen Gedanken und jede nationalpolitiſche Leidenſchaft. Es täte ihnen gut, mehr Clauſewitz und weniger Marx zu leſen.

Iſt es nicht ein Skandal, daß ſich ein General dazu herabläßt, Nationalſozialiſten mit Kommuniſten auf eine Stufe zu ſtellen und ihnen die Zugehörigkeit zur Wehr zu verbieten? Daß er ſeine Offiziere dazu anhält, niedrige Spitzel- und Denunziantendienſte zu tun und Geſinnungsſchnüffelei minderwertigſter Sorte zu betreiben?! Will Herr Groener in Zukunft etwa *nur* das Reichsbanner als Rekrutierungsdepot für die Reichswehr gelten laſſen? Es ſtehen bei uns Zeiten vor der Tür, da kommt man mit dem Mundſpitzen nicht mehr aus, da muß gepfiffen werden. Wir gratulieren dem nationalen Deutſchland zu dieſem Pfeifmeiſter. Er hat es vielleicht nie gekonnt. Severing pfeift — und er muß tanzen.

Und ſo was ſpielt bei uns den Scharnhorſt und ſoll aus der Reichswehr eine Pflegſtätte nationaler Glut und Leidenſchaft machen. Hier liegt das Erbe des preußiſchen Soldatentums — begraben, möchte man ſagen. Daß Gott erbarm'! Ein General mit Pfauenfeder und im Schlapphut, dem in *dieſer* Republik noch zuviel Uniform getragen wird. Arme Reichswehr! Wie lange noch wird es dauern?

9. März 1930

Regierung ohne Vertrauen

Am 3. Juli dieſes Jahres verlas der Reichskanzler Hermann Müller-Franken, ehemaliger Reiſender in Spülkloſetts, und nachmaliger Unterzeichner des Verſailler Schmachfriedens, ein Mann alſo, dem nach dem gewiß unverdächtigen Zeugnis ſeines Fraktionskollegen Philipp Scheidemann die rechte Hand füglich verdorren müßte, als commis voyageur der gegenwärtigen Koalitionsregierung vor dem neugewählten Reichstag das Programm des jungen Kabinetts.

Dieſe Erklärung war abgeſtimmt auf den Tenor: wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen. Wohl noch nie war bis dahin vor den deutſchen Reichsboten ein Programm entwickelt worden, das ſoviel und zugleich ſo wenig brachte, und das will doch einiges heißen. Herr Hermann Müller-Franken verzichtet in Übereinſtimmung mit ſeinen Miniſterkollegen auf ein formelles Vertrauensvotum, zu dem ihm ausgerechnet wir Nationalſozialiſten verhelfen wollten, und begnügte ſich mit der Erklärung, daß der Reichstag ſein Phraſement zur Kenntnis genommen habe und zur Tagesordnung übergehe. Immerhin eine etwas merkwürdige Art und Weiſe, einem Kabinett ſeine Sympathien zu bekunden. Wenn unſereins in einem Kreiſe von Männern — und wir glauben wohl annehmen zu dürfen, daß Herr Hermann Müller-Franken die Mitglieder der Regierungsparteien für Männer anſieht, denn er wird ſich ja wohl nicht ſelbſt in ſein holdes Angeſicht ſchlagen wollen — ſtundenlang ſeine politiſchen Anſichten entwickelte und dann zum Schluß erleben müßte, daß der Sprecher dieſes Kreiſes ſich von ſeinem Sitz erhöbe und im Namen der Mehrheit erklärte, er nähme dieſe Anſichten zur Kenntnis und der Kreis ſeinerſeits ginge darüber zur Tagesordnung über, dann würden wir das als eine bewußte Brüskierung und peinvolle Blamage buchen, und wir wüßten dann, woran wir mit dieſen Männern ſind. Anders Herr Müller. Er nimmt dieſes „Vertrauensvotum" glückſtrahlend in Empfang und fängt an zu regieren.

Dieſe Regiererei iſt denn auch danach. Das Kabinett getraut ſich gar nicht, eine eigene Vorlage vor dieſem Reichstag einzubringen, und wo es ſich, ob gern oder mit Widerwillen, das bleibe dahingeſtellt, zum Anwalt fremder Vorlagen macht, da wird es, wie beim Nationalfeiertag, ſo in die Minderheit verſetzt, daß es vorzieht, dieſe Vorlagen ſchleunigſt zurückzuziehen und in irgendeinem Ausſchuß verſchwinden zu laſſen. Ja, als die Oppoſitionsparteien hinterhältig genug ſind, den ſozialdemokratiſchen Parteiminiſtern ausgerechnet mit den Anträgen zu kommen, die die Sozialdemokratie wenige Monate vorher ſelbſt ſtellte, als ſie ſich noch der goldenen Freiheit der Oppoſition erfreute, da erleben wir das merkwürdige Schauſpiel, wie beiſpielsweiſe bei der Lohnſteuerſenkung, daß die ſozialdemokratiſchen Abgeordneten gegen ihre eigenen Anträge ſtimmen, bloß um dieſem Kabinett ohne Vertrauen das kümmerliche und peinvolle Daſein zu retten. Endlich iſt die Regierung des trockenen

Tones ſatt und ſchickt den Reichstag bis Mitte November in die Ferien.

Und nun begibt ſie ſich ans Regieren. Miniſter ohne das ſelbſt in der Weimarer Verfaſſung vorgeſchriebene Vertrauen des Reichstags üben nun für volle vier Monate die abſolute, unumſchränkte volle Regierungsgewalt aus. Ein Zuſtand, der in ſeiner Verfaſſungswidrigkeit ſelbſt auf den demokratiſchen Zeitgenoſſen aufreizend und empörend wirken muß.

Es iſt ein Irrtum zu glauben, daß nun die Dinge von ſelbſt laufen. Die Sozialdemokraten ſind viel zu geſchickte Taktiker, als daß ſie die Entwicklung an ſich herankommen ließen. Sie gehen ſelbſt an die Entwicklung heran und geſtalten ſie rückſichtslos in ihrem Sinne. Das Kabinett Müller regiert vorläufig unſichtbar und legt die Grundlagen zu jenem Kurs, der uns bei der Wiedereröffnung des Reichstages als feſtſtehend und unabänderlich aufgezwungen werden ſoll. Severing als Innen- und Hilferding als Finanzminiſter: da bedarf es ſchon der faſt ſprichwörtlichen Naivität des deutſchen Bildungsphiliſters, um zu glauben, die beiden ſäßen untätig auf ihrem Thron.

Die Regierung ohne Vertrauen regiert. Wie, das werden wir bald ſchon ſehen. Es iſt notwendig, heute bereits auf die unausbleiblichen Folgen dieſes Zuſtandes hinzuweiſen und immer und immer wieder zu betonen, daß wir die Suppe auslöffeln müſſen, die uns von dieſen roten Herrſchaften eingebrockt wird.

Wer iſt mit uns bereit, ſich dieſem Wahnſinn entgegenzuſetzen?

3. September 1928.

Anfragen an die Reichsregierung

Das Kabinett befindet ſich ſeit Anfang Juli im Amt. Der Reichskanzler Müller-Franken hat dieſe ſogenannte Reichsregierung — wo iſt das Reich, das dieſe Miniſter regieren? — dem Reichstag vorgeſtellt mit einem umfangreichen national- und ſozialpolitiſchen Programm. Wir haben gleich zu Beginn dieſer neuen Ära deutſcher Politik auf das Hinterhältige und Heuchleriſche dieſes aufgelegten demokratiſchen Schwindels, den uns auch dieſer neue Reichstag wieder zu bieten wagt, mit der nötigen Deutlichkeit hingewieſen. Wir waren

vermeſſen und ſkeptiſch genug, nicht an die Worte zu glauben; wir wollten Taten ſehen. Als wir dieſem Willen durch unſeren Sprecher im Reichstag Ausdruck gaben, da lachte man uns aus, brüllte unſeren Redner nieder, und als man ſich gar nicht mehr zu helfen wußte, verwies man ihn unter flagrantem Bruch von Recht und Geſetz des Saales.

Nun ſitzen die neuen Miniſter ſeit über zwei Monaten in den vom Bürgerblock kampflos verlaſſenen Regierungsſeſſeln. Zwei Monate, eine lange Zeit; jedenfalls lange genug, um zu beurteilen, ob dieſes Kabinett gewillt iſt, ſeine mit ſo vielem Bombaſt gemachten Verſprechungen einzulöſen.

Wir fragen höflichſt an:

Die Regierung hat in ihrer Erklärung vom 3. Juli vor dem Deutſchen Reichstag verſprochen, ſich der Not der ſchaffenden Stände auf das wärmſte anzunehmen.

Was hat ſie getan, um dieſe Not, die von Tag zu Tag wächſt und unſer ganzes Volksleben zu zerfreſſen droht, zu lindern, ſie zu vermindern oder gar zu beſeitigen? Hat ſie dem Schieber- und Wuchertum Feſſeln angelegt? Hat ſie für Arbeit und Brot geſorgt? Hat ſie in großzügiger Weiſe ein Arbeitsnotprogramm in die Wege geleitet, um wenigſtens einen Teil der Millionen Arbeitsloſer wieder in die Produktion zurückzuführen?

Die Regierung hat in ihrer Erklärung vom 3. Juli vor dem Deutſchen Reichstag verſprochen, ſo ſchnell wie möglich einen umfaſſenden Plan zur Aufhebung der furchtbaren Wohnungsnot zur Durchführung zu bringen.

Was hat ſie getan, um dieſen angeblichen Plan in die Tat umzuſetzen? Hat ſie Kredite bereitgeſtellt, oder will ſie das ſofort tun? Hat ſie bereits mit dem Neubau von Arbeiterhäuſern begonnen? Wann und wo und in welchem Umfang? Wenn nein, warum nicht? Wann gedenkt ſie damit zu beginnen? Iſt ſie bereit, für dieſe Exiſtenzfrage des deutſchen Volkes die notwendigen Mittel herbeizuſchaffen durch Sozialiſierung — ſie iſt ja doch angeblich eine ſozialiſtiſche Regierung — der unproduktiven, ſchmarotzeriſchen Vermögen, durch Enteignung der Schieber und Wucherer, durch Einziehung der dem deutſchen Volke geſtohlenen Gelder eines Barmat, eines Goldſchmidt, eines Petſchek und wie ſie alle heißen?

Die Regierung hat in ihrer Erklärung vom 3. Juli vor dem Deutſchen Reichstag verſprochen, gemäß dem Waſhingtoner Abkommen den Achtſtundentag in Deutſchland wieder einzuführen.

Hat ſie das ſchon getan? Wenn nein, warum nicht? Wann gedenkt ſie es denn zu tun? Der Bürgerblock, das einzige Hindernis gegen den Achtſtundentag, iſt doch geſtürzt. Warum zaudert da Arbeitsminiſter Wiſſell? Er iſt doch Sozialdemokrat und als ſolcher Vertreter der Arbeiterſchaft. Glaubt er vielleicht, die Arbeiterſchaft würde ſich gegen die Wiedereinführung des Achtſtundentages zur Wehr ſetzen? Was könnte er als Arbeiterführer für andere Gründe gegen ſeine ſofortige Wiedereinführung anführen?

Die Regierung hat in ihrer Erklärung vom 3. Juli vor dem Deutſchen Reichstag verſprochen, die Reviſion der Dawesgeſetze zu betreiben.

Was hat ſie in dieſer Richtung unternommen? Iſt ſie ſchon an den Völkerbund oder an die Feindbundſtaaten herangetreten und hat unſere Zahlungsunfähigkeit erklärt? Wenn nein, warum nicht? Wann gedenkt ſie das zu tun? Wann ſoll Ernſt gemacht werden mit dem demokratiſchen Prinzip: erſt Brot, dann Reparationen?

Wir fordern Antwort! Wir haben keine Luſt, uns länger an der Naſe herumführen zu laſſen. Weg mit den Feiertagen! Arbeit und Brot! Das will das deutſche Volk.

Wir fragen an:

Wann gedenkt die Regierung zu handeln?

10. September 1928.

Schadre

Wieder einmal vereinigen ſich alle Liebhaber der Republik in dem einmütigen Bekenntnis zum derzeitigen Zuſtand und ſtimmen ein in den Jubelruf: Schadre!

Das heißt auf deutſch: ſchützt alle die Republik! Nur böswillige Menſchen behaupten, das Wort bedeute etwas anderes.

Zehn Jahre ſteht dieſe Republik nun wie auf Erz gebaut. Wie die Zeit vergeht! Man glaubt es kaum, daß es dieſelbe ſei, die heute auf hohem Kothurn einherſpaziert, und die geſtern nach einer „Revolution" aus der Taufe gehoben wurde. Man glaubt es kaum. So hat ſie ſich verändert. Und die dazu, die geſtern noch die Ballonmütze

auf dem revolutionären Brauſekopf ſchief ſitzen hatten, wo jetzt der Zylinder eine glattpolierte Glatze deckt. Alles hat ſich verändert, nur nicht die Furcht und die Angſt, mit der die Väter des derzeitigen Zuſtandes in die Zukunft blicken, der kommenden Abrechnung entgegen. Sie wiſſen es alle längſt, daß das, was ſie vorgeben zu ſein und erreicht zu haben, nur Firnis und Anſtrich iſt, und daß dahinter ſich ein Unglück verbirgt, das früher oder ſpäter doch einmal aufbrechen wird in einer Kataſtrophe.

Wozu hätten ſie es ſonſt nötig, wieder einmal auf allen parlamentariſchen Regiſtern zu ſpielen und für ein paar Jahre noch die Verlängerung jenes Geſetzes durchzudrücken, von dem ſie behaupten, daß es zum Schutze der Republik da ſei, von dem jedoch jeder Zeitgenoſſe mit geſundem Menſchenverſtand weiß, daß es nur dazu dient, eine unbequeme Oppoſition mit dem Schein des Rechts niederzuknüppeln.

Man baut keine Barrieren, um die Liebe, ſondern um den Haß abzuwehren. Ein Staat, der etwas taugt, braucht keine Schutzgeſetze. Er findet ſeinen Schutz in der Hingabe und Zuneigung ſeiner Bürger. Wenn das die ganze Freiheit iſt, die wir ſeit 1918 eroberten, dann danken wir mit Gruß und frohem Händewinken. Man dürfe die Freiheit nicht mißbrauchen? Ja, was hat ſich denn durch eure Revolution geändert? Seine Meinung ſagen, das konnte man ehedem auch, wenn man der Monarchie nichts zuleide tat. Heute darf man das, ſo man die Republik ungeſchoren läßt. Geändert hat ſich nur die Form, der Inhalt iſt derſelbe geblieben. Wilhelm II. hat in ſeiner ganzen Regierungszeit nicht ſoviel Majeſtätsbeleidigungsprozeſſe anſtrengen laſſen, wie ein einziger der neudeutſchen roten Kaiſer in den zehn Jahren republikaniſcher Gewiſſensfreiheit das Geſetz zum Schutz der Republik in Bewegung geſetzt hat. Und wer wird nicht alles durch dieſes Geſetz beſchützt! Wir wollen noch von der Staatsform ſchweigen. Die intereſſiert uns nicht im mindeſten. Ja, wir hätten nicht einmal etwas gegen die Republik, wenn die Republikaner etwas taugten. Aber die ſind auch danach.

Unter den Schutz des Republikgeſetzes fällt zum Beiſpiel ein gewiſſer Guſtav Bauer, der in jenen Tagen den deutſchen Reichskanzler ſpielte, da Verſailles unterzeichnet wurde. Es iſt derſelbe Bauer, dem am 10. September 1923, alſo zu einer Zeit, da über Deutſchland die Inflation dahinraſte und das Volk in lähmender Furcht ſein Vermögen und den Fleiß von Generationen dahinſchwinden ſah, der

galiziſche Schieber Judko Barmat ſchrieb: „Wie Sie wiſſen, wird bei mir Ihre perſönliche Zuneigung immer ſtets viel höher eingeſchätzt als ein paar tauſend Dollar. Sollten Sie aber inzwiſchen noch etwas Dollar benötigen, ſo will ich Ihnen bei der nächſten Gelegenheit Dollar tauſend oder Dollar fünfzehnhundert überſenden." Punktum! Wenn wir uns zu dieſem Geſchäft — man darf hier keinen anderen Ausdruck gebrauchen, da der Altreichskanzler ja immerhin eine Prominenz der Republik darſtellt und unter dem Schutze ihres Geſetzes ſteht — jeglichen Werturteils enthalten, ſo gewiß nicht aus Reſpekt vor der Republik, ſondern, ſagen wir es offen und ehrlich, aus Reſpekt vor ihren Kerkern und Gummiknüppeln.

Von hier aus findet man den Eingang zum Wert und Sinn des Geſetzes zum Schutz der Republik. Man will Dinge und Perſonen, die — wieder mit aller Reſerve und vorſichtig ausgedrückt — der Kritik ebenſo bedürftig ſind wie der ſommerheiße Ackerboden des Gewitterregens, vor dem Zugriff der Öffentlichkeit ſchützen. Man will ſie durch Geſetze und Paragraphen immuniſieren, da ſie durch ihre eigene Kraft weder immun noch geſund ſind. Man deckt den Schleier der Liebe über Zuſtände und Menſchen, die im höchſten Grade kritikbedürftig und unzulänglich ſind, macht die Gerichte mobil, wo man ſich nicht mehr verteidigen kann, hebt die Gleichheit der Menſchen vor dem Geſetz auf, wenn es ſich um Miniſter und ſonſtige Großwürdenträger handelt, deren Ehre eines beſonderen Schutzes zu bedürfen ſcheint und nichts mit der des kleinen Mannes gemein hat. Das iſt die Demokratie in der Praxis: ſteh auf, daß ich mich ſetzen kann. Dieſes eherne Lohngeſetz aller liberalen Weisheit feiert ſeit 1918 ſeine Triumphe, und wer dagegen aufbegehrt, den ſchlägt man ſo lange mit dem Knüppel über den Kopf, bis er in die Knie ſinkt.

Mit welchem Recht geht ihr gegen den Faſchismus maulfechten, der ein Staatsſchutzgeſetz ſchuf mit der ſittlichen Berechtigung, daß er damit einen Staat beſchützt, der frei nach innen und nach außen iſt? Was habt ihr zu ſchützen? Die Demokratie, die aus Deutſchland eine Plantage des Weltkapitals, ein Land unterm Kreuz, einen Staat, mit dem man bei Gott keinen Staat treiben kann, gemacht hat?

Schadre!

Schützt alle die Republik! Sie iſt in der Tat des Schutzes bedürftig.

10. Juni 1929

Das neue Republikſchutzgeſetz

Herr Karl Severing, weiland kleiner Schloſſer und heute der Republik allgewaltiger Innenminiſter, iſt ein kluger Mann. Er überragt die Nullen des Reichstages, vor allem die ſeiner eigenen Partei um Haupteslänge. Er iſt kein banaler Kopf, wie ſein Genoſſe Müller, der gegenwärtige Reichskanzler, der eben ein Müller iſt und ein Müller bleibt. Es hieße ihn beleidigen, wollte man ihn mit dem Zahlabenddemagogen Wels, dem gehobenen Oberkellner Breitſcheid, dem Bierbrauer Hörſing oder gar dem Salonſimpel Scheidemann vergleichen. Karl Severing iſt aus anderem Holz geſchnitzt. Ein zielbewußter, energiſcher, robuſter und radikaler Demo-Marxiſt. Aber ein Marxiſt! Man könnte geneigt ſein, ſchade! zu ſagen, wüßte man nicht, daß ſich hinter dem ſüffiſanten Lächeln ſeiner ſich immer gleichbleibenden Maske eben doch der ewige winzige Lohndütenmaterialiſt verbirgt, der, ob im Großen oder im Kleinen, immer nur Politik macht mit dem am Ende vergeblichen Mühen, die Geſetze des ſtinkigen Neides auf das große allmächtige Leben zu übertragen.

Das iſt Karl Severing! Ein Sozialdemokrat! Das ſagt eigentlich alles. Aber ein reſpektabler.

Wie viele Längen er all den anderen voraus iſt, das hat er wieder einmal in den vergangenen drei Monaten bewieſen. Während Müller und Löbe ihre Galle kurierten, ſaß Karl Severing in ſeinem Amt und arbeitete. Still, emſig, mit verbiſſener Wut, ohne viel von der Öffentlichkeit zu vernehmen, noch ſich ſelbſt viel in ihr vernehmen zu laſſen. Die anderen klapperten und machten kein Geſchäft; aber Karl Severing machte ein Geſchäft und klapperte nicht.

Da haben wir's: das neue Republikſchutzgeſetz!

Wir wußten's ſchon an jenem ſpäten Abend, da unter dem toſenden Jubel der Oppoſition das alte Republikſchutzgeſetz zu Fall gebracht wurde. Da trat dieſer Severing auf die Tribüne des Reichstags, der kleine Schloſſer, jetzt jeder Zoll ein Volkstribun, auf den Wangen aufſteigende hektiſche Flecken als Zeichen ſeiner Erregung, die er ſonſt klug zu verbergen weiß, mit bebenden Lippen und zitternden Händen — und ſchrie der Oppoſition mit dem Mut der Verzweiflung ſein „Sie jubeln zu früh!" ins Geſicht hinein.

Das Lachen überließen wir den andern; denn wir wußten nun, daß dieſer Karl Severing zum Letzten entſchloſſen war und furchtbare

Rache nehmen würde über dieſe ſchmähliche Niederlage, die ihm da die Front ſeiner Gegnerſchaft beigebracht hatte.

Das neue Republikſchutzgeſetz! Es iſt im Entwurf fertiggeſtellt, wird in dieſen Tagen dem Reichskabinett zugeleitet, um im Spätherbſt vom Reichstag beraten und — ſo glauben wir vermuten zu dürfen — angenommen zu werden. Sein Inhalt bedeutet die brutalſte Knebelung, die je von einer an der Macht befindlichen Gruppe an der Oppoſition verſucht wurde. Die verfaſſungsändernden Paragraphen ſind gefallen. Man hatte ſie nicht mehr nötig, da ſie ja doch nur formalen Charakter hatten. Das Geſetz bedarf alſo zu ſeiner Annahme nur einer einfachen Mehrheit. Eine Stimme über alſo kann unter Umſtänden genügen, der Gruppe, die eine Stimme unter zählt, Gewalt anzutun. Wie das niemals ein Kaiſer und König gegen Rebellen wagte. Nach dieſem Geſetz ſtehen alle politiſch tätigen Perſonen unter dem Schutz der Republik. Man wird alſo in Zukunft ins Zuchthaus verbannt, wenn man den Juden Bernhard, den Landesverräter Künſtler, den Schieber Bauer, ja ſogar den Federhalunken Tucholſky oder den Volksbetrüger Barmat ſo nennt, wie ſie es verdienen. Es handelt ſich um „im politiſchen Leben ſtehende Perſonen", und die genießen den Schutz dieſer Republik. Es iſt verboten und mit Zuchthaus bedroht die Teilnahme an einer Verbindung, die „die republikaniſche Staatsform des Reiches oder eines Landes untergräbt". Was heißt „untergraben"? Das heißt: man kann darunter alles verſtehen. Man hängt mit dieſem Kautſchuk-Paragraphen das Damoklesſchwert einer drakoniſchen Strafe über jede, wenn auch noch ſo milde und noch ſo berechtigte kritiſche Äußerung: ſie „untergräbt die republikaniſche Staatsform". Die Strafe: Zuchthaus, „Zwangsaufenthalt an beſtimmten Orten des Reiches", Auflöſung des Vereins, Verbot, Terror, Gummiknüppel! Ein Reich in Schönheit und Würde!

„Jeder Deutſche hat das Recht, innerhalb der Schranken der allgemeinen Geſetze ſeine Meinung durch Wort, Schrift, Druck, Bild oder in ſonſtiger Weiſe frei zu äußern." So lautet Artikel 118 des Weimarer Papiers. Herr Severing iſt als Innenminiſter Schützer der Verfaſſung. Und er kommt uns mit dieſem Terrorgeſetz! Wir wiſſen alſo, woran wir ſind!

Die Republik pfeift auf dem letzten Loch. Das ſieht man an dieſem Aufſchrei der Angſt und der blaſſen Furcht. Die Empörung im Volk wächſt gegen alles, was ſie iſt und was ſie bedeutet. Das meiſtert

auch Severing nicht. Herrliche Zeiten werden jetzt kommen für die Schieber und Bonzen, Verfolgung und Terror aber gegen die Opposition der Jugend. Doch aus all dem wächst Revolution. Wer Wind sät, wird Sturm ernten!

Hinter der lächelnden Maske Severings verbirgt sich Furcht und Erregung, bei uns verbirgt sich das Lächeln dessen, der warten kann.

Gummiknüppel heraus! Schlagen Sie zu, Herr Karl Severing!

Je mehr Sie schlagen, um so eher kommt der Tag, an dem wir alles mit Zins und Zinseszins zurückzahlen können.

6. Oktober 1929.

Zur Befriedung des öffentlichen Lebens

Darüber kann es heute keinen Zweifel mehr geben: das öffentliche Leben ist in dieser Republik auf das äußerste beunruhigt und friedlos. Wir sind nicht mehr ein Volk der nationalen Einigkeit und Geschlossenheit, sondern eine Ansammlung von Parteihaufen, die sich gegenseitig auf das erbittertste befehden und damit die Nation in die Unmöglichkeit versetzen, sich außenpolitisch gegen gegnerische Raubgelüste ihrer Haut zu wehren. Will man es recht verstehen, dann gibt es für den verantwortungsbewußten Politiker heute keine schönere und lohnendere Aufgabe, als das politisch friedlose Leben unseres Volkes zu befrieden. Wie aber kann das geschehen?

Das kann vorerst dadurch geschehen, daß man dieser sogenannten Republik ihr korruptionistisches Gesicht nimmt. Niemand wird im Ernst etwas gegen eine republikanische Staatsform haben, wenn sie Schutz und Schirm eines wahrhaft deutschen Volkstums ist. Das ist ja das Entscheidende: diese Republik wird am leidenschaftlichsten von Republikanern abgelehnt, und zwar von jenen, die sich unter Republik etwas anderes vorstellen als diesen Scherben- und Korruptionshaufen rund um Barmat und Sklarek. Ein Mittel, das öffentliche Leben zu befrieden, ist jener eiserne Besen, mit dem man den Augiasstall dieser Demokratie rücksichtslos ausfegt.

Wenn heute die Erwerbslosen in zorniger Empörung Sturm laufen gegen das Schandsystem der herrschenden sozialen Willkür, so tun sie das gewiß nicht aus Spaß oder Laune oder gar aus bloßer Antipathie gegen die republikanische Staatsform; die ist uns allen

im höchſten Maße gleichgültig. Wir proteſtieren mit unſeren frierenden und hungernden Volksgenoſſen gegen ſoziale Tyrannei, gegen den ſchamloſen Verſuch, die Laſten einer unerträglichen Tributpolitik auf die Schultern der werktätigen Maſſen allein zu legen, weil die ſich nicht wehren können, und den Beſitz dabei ungebührlich zu ſchonen. Das öffentliche Leben iſt friedlos, weil das ſchaffende Volk ſich mit Recht dagegen wehrt, daß die, die die Fronverträge unterſchreiben, ſich ſelbſt vor ihrer Ausführung drücken und die breiten Maſſen die Suppe auslöffeln laſſen möchten, die ſie ihnen eingebrockt haben.

Wer von euch würde nicht mit Freuden dieſer Republik dienen, wäre ſie ein Staat der nationalen Ehre und Würde, wäre ſie nicht aus der Kapitulation, ſondern aus dem Widerſtand heraus geboren worden? Und wer vermöchte im Ernſt etwas gegen ihre Fahne zu ſagen, hätten ſie nicht zuerſt die Deſerteure, ſondern die Frontſoldaten getragen, und wäre ſie nicht am Tage ihres Entſtehens über dem Reichstag, ſondern auf dem Turm des Straßburger Münſters hochgegangen? Das öffentliche Leben in dieſer Republik iſt friedlos, weil in ihr mit den nationalen Belangen des Volkes Schindluder getrieben wird, weil die Landesverräter das große Wort reden und die Vaterlandsfreunde verfemt ſind, weil die Schieber auf den Thronen und die Helden in den Zuchthauslöchern ſitzen.

Man wird uns ſagen, das alles iſt Demagogie. Die Zuſtände in Deutſchland ſind zwangsläufig bedingt durch ſeine verzweifelte außenpolitiſche Lage. Dagegen etwas zu unternehmen, iſt Wahnſinn, weil wir nicht im Beſitz von Macht ſind. Wir haben keine Waffen.

Die Freiheit eines Volkes wird nicht beſtimmt von der mechaniſchen Gewalt der Gewehre, ſondern von der ideellen Macht des Willens. Nicht die Gewehre erzeugen den Willen, aber der Wille ſchafft ſich Waffen. Was nützte es uns, hätten wir heute Kanonen? Es fänden ſich in dieſer Republik genug Demokraten, die ſie an Frankreich verrieten, genug hohe und höchſte Würdenträger, die ſie mit lohnenden Gewinnſätzen verſchrotten und verſchieben ließen. Das öffentliche Leben in Deutſchland iſt friedlos, weil der Feind uns unerträgliche Bedingungen auferlegt, die wir unmöglich erfüllen können. Der Feind erlegt uns unerträgliche Bedingungen auf, weil wir uns nicht dagegen wehren können. Wir können uns nicht dagegen wehren, weil wir uns nicht dagegen wehren wollen. Wir wollen uns

nicht dagegen wehren, weil die Regierung dieſen Willen nicht vorbereitet. Die Regierung bereitet dieſen Willen nicht vor, weil ſie ſelbſt zuallererſt durch ihn vom Thron gefegt werden würde. Die Regierung iſt feige von Natur aus. Sie macht das Volk feige, um die ihrem inneren Weſen entſprechende feige Politik treiben zu können. Zeitigt dieſe Politik unerträgliche Folgen, dann verſteckt die Regierung ſich hinter das von ihr feige gemachte Volk und behauptet, ſie könne keine andere Politik betreiben, weil das Volk keine andere Politik wolle. Und ſo iſt ſie gezwungen, die furchtbare Laſtenverteilung der Sklaverei zu organiſieren. Darunter geht das Volk allmählich zugrunde.

Iſt es da ein Wunder, wenn die am härteſten davon Betroffenen aufbegehren, wenn ſie ſich in offener Rebellion gegen das Schandſyſtem wenden und dabei das öffentliche Leben friedlos machen?

Wer iſt denn hier der Schuldige, die Regierung oder das von ihr betrogene Volk? Wer hat Deutſchland in den ewigen Krieg des Geldes gegen die ſchaffende Arbeit hineingeſtürzt, das Parlament oder die Oppoſition?

Es wird nicht eher Frieden in Deutſchland werden, bis unſere nationale Ehre und unſere ſoziale Gerechtigkeit wieder erkämpft ſind. Der Kampf darum iſt entbrannt, und er wird bis zum Ende durchgefochten.

Dagegen hilft auch kein „Geſetz zur Befriedung des öffentlichen Lebens". Man kann den Volksfrieden nicht kommandieren. Herr Severing kuriert an den Symptomen herum, ohne ihre Urſachen zu beſeitigen. Und darum iſt ſein neues Republikſchutzgeſetz ein untauglicher Verſuch am untauglichen Objekt, von einem untauglichen Mann mit untauglichen Mitteln unternommen.

Er und ſeine Republik werden daran ſcheitern. Auch ſie können der Natur keine Vorſchriften machen. Das Rad der Geſchichte rollt weiter, auch ohne ſie, auch gegen ſie. Und wer ihm in die Speichen fällt, der wird zermalmt werden.

26. Januar 1930.

Verkündung der Idee

Die Geſetze des Dritten Reiches ſind nichts anderes als die Einlöſung von Verſprechen, die in den Jahren des Kampfes gegeben wurden.

Nicht mit den billigen Mitteln einer unverbindlichen Propaganda, nicht mit den kurzfriſtigen Verlockungen, mit denen die Parteien der Demokratie ihre Geſchäfte fort und fort harmlos unter Dach zu bringen glaubten, iſt die nationalſozialiſtiſche Bewegung groß geworden, ſondern durch den Mut, den großen Lebensgeſetzen der Völker auf den Grund zu gehen.

„Der Angriff" war darum mehr als ein Nachrichtenblatt, weil er die Idee des Nationalſozialismus verkündete. Was Pazifismus ſei, was man unter Kapitalismus verſtehen müſſe, ob die Todesſtrafe eine überlebte Unmenſchlichkeit bedeute, wer ſich als Volksgenoſſe künftig bezeichnen dürfe, wie man über die Arbeit im kommenden Staat denken werde — dies alles wurde mit ſicherem Inſtinkt vorausgeſagt und aus Lebensgeſetzen begründet, viele Jahre, ehe es Wirklichkeit wurde.

Führer und Idee, Partei und Programm wurden als Einheit ſichtbar.

Revolutionäre Forderungen

Wir ſind nicht in die Parlamente gegangen, um dort unſeren Willen mit den Mitteln der Demokratie durchzuſetzen. Wir wiſſen ſehr wohl, daß das Schickſal der Völker von Perſönlichkeiten gemeiſtert, niemals aber von Majoritäten erredet oder erſtimmt wird. Das Weſen der parlamentariſchen Demokratie iſt die Mehrheit, die Vernichtung des Verantwortungsprinzips und die Glorifizierung der Maſſe, über der ein paar Dutzend Schelme und Betrüger ihren geriſſenen Schwindel treiben.

Was wir fordern, iſt neu, einſchneidend und radikal, darum im tiefſten Sinn revolutionär. Das hat in ſeinem Weſen nichts mit Radau und Barrikaden zu tun. Mag ſein, daß das einmal dazu kommt. Aber es braucht nicht prinzipiell dazu zu gehören. Revolutionen ſind geiſtige Akte. Sie vollziehen ſich zuerſt im Menſchen ſelbſt, dann erſt in den Erſcheinungsformen der Politik und Wirtſchaft. Neue Menſchen formen neue Daſeinsinhalte.

In uns ſelbſt hat dieſer revolutionäre Akt ſeinen erſten Aufriß gemacht. Sein Ergebnis iſt jener neue Typ, der ſich heute dem politiſch geſchärften Auge als Nationalſozialiſt präſentiert.

Er fordert:

Die Wiederherſtellung der deutſchen Ehre. Ohne Ehre kein Recht auf Leben. Ein Volk, das ſeine Ehre verpfändet, verpfändet damit ſein Brot. Die Ehre iſt das Fundament jeder völkiſchen Gemeinſchaft. Im Verluſt unſerer Ehre liegt urſächlich der Verluſt unſerer Freiheit begründet.

An Stelle der Sklavenkolonie die Wiederaufrichtung eines deutſchen Nationalſtaates. Der Staat iſt für uns kein Ding an ſich, ſondern ein Mittel zum Zweck. Selbſtzweck iſt das Volkstum, das heißt die Summe aller im Volk lebendigen und geſtaltenden ſchöpferiſchen Kräfte. Das Gebilde, das ſich heute deutſche Republik nennt, iſt nicht mehr Mittel zur Erhaltung unſerer raſſiſchen Erbgüter. Es iſt Selbſt- und Endzweck geworden, ohne innere Verbundenheit mit dem Volk und ſeinen Lebensbedürfniſſen. Wir wollen die Überwindung dieſer Sklavenkolonie und ihren Erſatz durch einen Volksſtaat der Freiheit.

Für jeden ſchaffenden Volks- und Blutsgenoſſen Arbeit und Brot!

Jede Produktion ſoll ihren Lohn finden auf Grund der Leiſtung. Für das deutſche Arbeitertum mehr Auskommen!

Für das Volk erſt Wohnungen und Brot und dann Reparationen!

Einführung der Bedarfswirtſchaft! Zuerſt die vitalſten Lebensbedürfniſſe des Volkes erfüllen, dann Luxus und Tand. Für den Arbeitswilligen Arbeit! Für den Bauern Land! Die deutſche Außenpolitik, die ſich heute darin erſchöpft, das, was uns gehört, zu verramſchen, muß zielbewußt umgeſtellt werden und radikal die aus der deutſchen Raumnot ſich ergebenden machtpolitiſchen Folgerungen ziehen.

Frieden unter den ſchaffenden Volksgenoſſen! Jeder ſoll an ſeinem Platz ſeine Pflicht tun können zum Wohle der Geſamtheit; dafür übernimmt der Staat den Schutz des Individuums und garantiert ihm den Ertrag ſeines Fleißes und ſeiner Arbeit. Volksgemeinſchaft nicht als Phraſe, ſondern als revolutionäre Errungenſchaft nach radikalſter Durchfechtung der elementaren Lebensrechte des Arbeitertums.

Rückſichtsloſen Kampf gegen das Schmarotzertum! Krieg den Raffern, Frieden den Schaffern! Ausſchaltung aller wirtſchaftskapitaliſtiſchen Einflüſſe auf die Geſtaltung der Politik des Volkes.

Löſung der Judenfrage! Konſequente Ausmerzung aller fremdraſſigen Elemente aus dem öffentlichen Leben auf allen Gebieten. Reinliche Scheidung zwiſchen deutſch und nichtdeutſch allein nach den Rückſichten der Raſſe und nicht etwa einer vorgetäuſchten Nationalität oder gar Konfeſſion.

Schluß mit dem demokratiſchen Parlamentarismus! Überantwortung der Politik an ein politiſches Gremium, das auf Grund des Geſetzes der Kraft und der Ausleſe zuſammengefügt wird.

Wiederherſtellung von Treu und Glauben im Wirtſchaftsleben. Vorbehaltloſe Wiedergutmachung des Unrechts, mit dem man Millionen deutſcher Menſchen beraubt und ausgeplündert hat.

Das Recht der Perſönlichkeit vor dem Pöbel. Kampf dem zerſetzenden Gift international-jüdiſcher Geiſtigkeit. Bewußte Stärkung deutſcher Kraft und deutſcher Sitte! Ausrottung der Fäulnisherde ſemitiſcher Unmoral und Raſſeverderbnis.

Todesſtrafe für Verbrechen gegen das Volk! Galgen für Schieber und Wucherer!

Ein Programm ohne Kompromiſſe, dafür aber mit Männern, die leidenſchaftlich ſeine Durchfechtung wollen. Eine Parole ohne Formel, aber gefüllt mit lebendigen Energien.

Die Revolution iſt auf dem Marſch. Wir fordern!

6. Auguſt 1928.

Pazifismus

Friede auf Erden den Menſchen!

Sagt der Jude und ſchließt den Geldſchrank zu. Er braucht keinen Wärter davor. Das Weltgewiſſen betreut ſein Hab und Gut, und der hochgebildete deutſche Michel ſtaunt, wie ſauber und praktiſch das alles eingerichtet iſt.

Nie wieder Krieg! So ſchreien die Unentwegten. Leider iſt noch kein Witzbold auf den Gedanken gekommen, eine Liga zu gründen mit dem Kampfruf: Nie wieder Bauchgrimmen. Er hätte ebenſo recht wie die Friedensfreunde.

Heißt das, man ſoll den Krieg um des Krieges willen wollen? Bei Gott, nein! Aber man beſeitigt den Krieg nicht, indem man die Waffen niederlegt. Genau ſo wie man dem Bauchgrimmen kein Ende bereitet, indem man den Bauch wegſchneidet.

Auch der Friede muß verteidigt werden, und zwar wie alle Güter dieſer Erde, mit dem Schwert. Wer den Frieden will, rüſte zum Krieg. Und wer den Krieg will, der predige den Frieden. So lautet die Rechnung.

Ruhe und Ordnung! ſchreit ihr. Gut! Warum habt ihr das nicht geſchrien, als Ruhe und Ordnung herrſchte, damals vor dem Kriege? Da machtet ihr Spektakel gegen den Staat, und jetzt, wo ihr durch Unruhe und Unordnung ſelbſt in die Seſſel hineingeſchlüpft ſeid, verlangt ihr von uns, wir ſollen ſchön ruhig ſein; und derweil macht ihr uns ſo ſachte die Taſchen leer. Das könnte euch ſo paſſen!

Wenn einer nachts in eine Villa einſteigt, um das Silberbeſteck zu ſtehlen, auch der iſt für Ruhe und Ordnung. Und ſchreit hinter ihm eine gellende Frauenſtimme: Diebe im Haus!, dann wird er ſehr verwundert tun und erklären, das ſtöre die Stille der Nacht.

Eine Weltanſchauung iſt kein Zierat zum Sonntagnachmittagsgebrauch, ſondern Helfer und Wegweiſer in dieſem harten Leben.

Sie darf nicht nur Gültigkeit haben im blaſſen Reich der Theorien, ſondern vor allem im harten Reich des täglichen Daſeins.

Ein Pazifiſt glaubt daran, daß man dem Frieden am beſten diene durch Verzicht. Der andere werde doch einmal ein Einſehen haben. Fangen wir alſo damit an, die Waffen niederzulegen. Dann wird der Feind ſchon nachkommen.

Alſo: Herr Müller ſpaziert abends durch den Tiergarten, friedlich-ſchiedlich, orgeltönend, hymnenſingend, mit dem Ölzweig in der Hand: Herr Müller iſt Pazifiſt. Plötzlich ſtehen zwei vor ihm, die ihm in nicht mehr mißzuverſtehender Weiſe eine kalte Piſtole auf die Stirne halten. Das ſind alſo vermutlich keine Pazifiſten. Geld oder Leben! Herr Müller gibt das Geld und behält das Leben. Rock oder Leben! Uhr oder Leben! Und ſo fort ad infinitum. So lange, bis Herr Müller nichts mehr hat, oder bis er nein ſagt und Widerſtand leiſtet. Ja, ſo iſt das närriſche Leben! Aber Herr Müller iſt ja gar kein Pazifiſt. Kaum ſieht er bei Nacht eine Piſtole blinken, dann ruft er nach der Polizei. Das weiß Müller auch, daß die Polizei keinen Ölzweig im Wappen trägt, ſondern den Gummiknüppel im Gürtel. Das heißt alſo: Iſt Herr Müller in Gefahr, dann appelliert er an die Gewalt der andern, die er ſelbſt zu feige iſt auszuüben. Das iſt des Pudels Kern.

Pazifismus iſt Verzicht auf Selbſtſchutz und Vertrauen auf den Schutz der andern. Menſchen dafür bezahlen, daß ſie unſer Leben und unſeren Beſitz verteidigen, das iſt für den Pazifiſten die letzte Höhe der Kultur. Dagegen ſelbſt ſein Leben einſetzen eben für dieſes Leben, das iſt für ihn dementſprechend die verabſcheuungswürdigſte Form der Barbarei.

Und ſo ſehen denn dieſe Pazifiſten in der Praxis aus. Draußen vor dem Ausland, da liegen ſie auf dem Bauch, betteln, winſeln, lecken dem Sklavenhalter den Staub von den Stiefeln und küſſen die Hand, die ſie züchtigt; aber drinnen im Lande, da ſchwillt ihnen der Kamm genau in dem Maße, in dem ſie draußen vor dem Feinde niederträchtig, feige und gemein ſind. Da halten ſie ſich ſchadlos für all die Demütigungen, die ſie dummdreiſt grinſend von draußen einſtecken, indem ſie ihr feiges Mütchen am politiſchen Gegner kühlen. Nach draußen lautet die Parole: Nie wieder Krieg!, und drinnen ſingen ſie: Blut muß fließen knüppelhageldick!

Das iſt die Kehrſeite der Medaille. War jemals ſoviel Unfriede

in unſerem Volke wie im letzten Jahrzehnt, wo wir dem Weltfrieden dienten?

Nein, alles iſt Lug und Trug, was uns dieſe Wölfe im Schafspelz lehrten:

Der Friede wird nicht erredet, ſondern erkämpft.

Er iſt der Güter höchſtes nicht. Über ihm ſteht das ewige Leben!

Und der Sinn des Lebens heißt Behauptung!

Ein Volk, das darauf verzichtet, verzichtet damit auf das Recht zu leben. Andere Völker, die dieſem ewigen Geſetz des Daſeins dienen, werden darüber hinwegſchreiten. Denn das iſt das einzige Recht, das Gott den Völkern gab: zu leben und das heilige Leben zu verteidigen.

Alſo wollen wir handeln! 12. März 1928.

Verantwortlichkeit!

Kein Laden, kein Geſchäft, kein Büro und keine Fabrik, kein Verein und kein Kegelklub, in denen nicht einer zu finden wäre, der die Verantwortung trägt; das heißt, deſſen Gedeih und Verderb nicht mit dem Gedeih und Verderb der von ihm vertretenen Sache auf das engſte verknüpft wäre. Wirft eine Fabrik hohe Gewinne ab, dann verdient der Direktor einen guten Happen Geld. Macht ſie Minus, dann iſt Schmalhans auch bei ihm Küchenmeiſter, und muß ſie gar bankrottieren, dann kann auch er ſein Bündel packen.

So und nicht anders iſt es in dieſem närriſchen Leben!

Mit Ausnahme der deutſchen Republik:

Je ſchlechter es der Republik geht, deſto beſſer geht es ihren Miniſtern. Je mehr ihre Bürger an Steuern zahlen müſſen, deſto höhere Gehälter beziehen ihre Generaldirektoren. Niemand iſt da, der die Verantwortung trägt. Wen können wir belohnen, wenn er uns zum Heil führt? Wen können wir beſtrafen, wenn er uns dem Teufel verſchreibt? Ein ſchlechter Miniſter riskiert in der Republik ſchlimmſtenfalls, daß er auf ein paar Jahre kaltgeſtellt wird. Aber dieſe Jahre werden ihm verſüßt durch Aufſichtsratspoſten, Diäten und freigebig ſpendierte Penſionen.

Das iſt doch das mindeſte, was ein Volk von ſeinen Regierern verlangen kann: daß ſie bereit ſind, mit der Richtigkeit ihres Prinzips

zu ſtehen und zu fallen. Wer ſich unterfängt, das Schickſal von ſechzig Millionen Menſchen in ſeine ſchwache Hand zu nehmen, der muß von ſeiner göttlichen Sendung ſo tief durchdrungen ſein, daß, erweiſt ſich einmal ihr Gegenteil, er gern und willig den verhängnisvollen Irrtum mit ſeinem Kopf bezahlt.

Wo finden wir das in der Republik? Miniſter kommen, Miniſter gehen. Sie experimentieren am Volk herum, und ſchlägt ihre Methode fehl, dann ſetzen ſie ſich wieder auf ihren Reichstagsſitz und machen Oppoſition gegen ihre Nachfolger. Parteien treten vor das ſouveräne Volk hin und verſprechen ihm goldene Berge. Nichts, gar nichts können und wollen ſie davon halten. Wo iſt die Inſtanz in der weltberühmten Weimarer Verfaſſung, die die Parlamentarier zur Rechenſchaft zieht, weil ſie bewußt und feige das Volk betrügen? Parteien delegieren ihre Fraktionsführer in die Regierungskabinette. Die treiben Politik, wie es ihnen gefällt, regieren gegen ihr Programm und tauſendfach und feierlich gegebene Verſprechungen. Wo iſt der Gerichtshof, der ſie im Namen des Volkes an ihre Pflicht erinnerte?

Wo nun euer Staat einmal ein Geſchäft iſt, warum vergeßt ihr dabei die Inſtanz, von der ihr wißt, daß ſie ſelbſt in jedem Saftladen wichtig und unumgänglich iſt? Könnt ihr euch einen Betrieb denken ohne den Direktor, der für alles und jedes die volle Verantwortung trägt? Und dürfen wir nicht von euch verlangen, daß ihr nach dem Rezept, mit dem ihr eure Geſchäfte macht, auch das große Geſchäft der deutſchen Geldprovinz einrichtet?

Das Volk wählt Parteien. Verſündigen die ſich am Ganzen, ſo berufen ſie ſich auf die anonyme und deshalb unfaßbare Wählermaſſe, die ſie in die Parlamente ſchickte. Die Parteien wählen Miniſter. Treiben die Schindluder mit den Rechten des Volkes, ſo berufen ſie ſich auf die Parteienmehrheit, die ſie ins Kabinett delegierte. Die Demokratie iſt ein raffiniert ausgeklügeltes Syſtem der Verantwortungsloſigkeit, in dem eine Gaunerhand die andere wäſcht. Und bricht einmal die unvermeidliche Kataſtrophe herein, dann verſtecken ſich die Strauchdiebe hinter den Majoritäten und waſchen ihre ſchmutzigen Hände in Unſchuld.

Wie das zu ändern iſt? Dadurch, daß man einem die Macht vertrauensvoll in die Hand gibt, dafür aber von ihm verlangt, daß er mit ſeinem Kopf für all ſein Tun und Laſſen einſteht. Das iſt

Diktatur? Iſt denn vielleicht eure ſogenannte Demokratie keine Diktatur? Und zwar eine Diktatur der Minderwertigen, die ſich nur deshalb hinter den Majoritäten verſtecken müſſen, weil das Volk ſie niemals dulden würde, wollten ſie offen und unverblümt ihre Macht ſpielen laſſen? Herrſcht denn heute das Volk oder nicht vielmehr der Pöbel des Geldes?

Demokratie iſt Diktatur der Schieber. Das war ſie ſchon zu Platos Zeiten, das iſt ſie auch heute noch.

Wir wollen eine offene Diktatur, deren Regierungskunſt vom Volk kontrolliert werden kann. Wir wollen nicht ſelbſt herrſchen. Wir wollen nur, daß an der Spitze des Volkes Männer ſtehen, zu denen wir das Vertrauen haben, daß ſie etwas wollen und etwas können. Sie ſollen mit allen Rechten ausgeſtattet ſein. Dafür übernehmen ſie dann aber auch die volle Verantwortung für unſer Wohl und Wehe.

Wir wollen nicht mitregieren. Wir wollen nur die Gewißheit haben, daß anſtändig regiert wird.

Wir wollen keine papierenen Rechte, wir wollen Freiheit und Brot!

Eine Regierung ohne feſtumgrenzten Verantwortungsbereich geht an ihrer eigenen Schwäche zugrunde. Das iſt die tiefſte Urſache unſerer gegenwärtigen Not.

Darum weg mit verantwortungsloſen Majoritäten! Her mit einem Mann, der ſeinen Kopf als Einſatz wagt! 16. April 1928.

Werdende Geſchichte

Jetzt kann man die Nationalſozialiſtiſche Deutſche Arbeiterpartei nicht mehr wegdisputieren. Sie iſt da, ſitzt mit einer beachtlichen Gruppe im Reichstag und in den anderen deutſchen Parlamenten und ſchnoddert unſachgemäß, etwas vorlaut und ſo gar nicht im Verhältnis zu ihrer zahlenmäßigen Bedeutung in das eintönige Geplätſcher demokratiſch-pazifiſtiſchen Redefluſſes hinein. Wir haben uns bereits nach allen Seiten hin unangenehm und auf die Nerven fallend bemerkbar gemacht, und die Herren der Erfüllung werden ſchon einen kleinen Vorgeſchmack davon haben, wie die Kirſchen munden, die man mit uns ißt.

Die Partei ſteht jetzt endlich wieder ſicher und unerſchütterbar mit beiden Füßen auf ſolidem Boden, iſt feſt wie keine andere innerhalb

und außerhalb des Parlaments in den breiten Volksmaſſen verwurzelt und dünkt ſich nun ſtark genug, auch im Reichstag maſſiv und in breiter Angriffsfront den Kampf gegen das herrſchende Syſtem von Weimar zu eröffnen. Wer hätte das auszudenken gewagt vor drei Jahren, als der Führer der Partei aus der Feſtungshaft entlaſſen wurde und ſich gegen alles Mahnen und Drohen der Opportuniſten entſchloß, mit wenigen Getreuen den verfallenen Organiſationsapparat der alten Partei aufs neue aufzubauen. Damals war die Bewegung in Süddeutſchland ein wüſter Trümmerhaufen, auf dem ſich die verſchiedenſten Gruppen und Lager auf das erbittertſte bekämpften; in Mitteldeutſchland kaum noch Spuren einſtiger Kraft und Größe, im Weſten und Norden nur erſt junge, keimhafte Anfänge, die keinem ernſten Sturm ſtandzuhalten vermochten. Aber überall lebte doch der alte Wille, der den 8. und 9. November 1923 glühend durchzittert hatte. Kaum blies der Schöpfer ſeinen Odem in die erſtarrten Glieder hinein, da begann allenthalben neues Leben aus den Ruinen zu blühen.

Und nun iſt in hartem, zähem Ringen mit einem übermächtigen Gegner das Fundament der Partei aufs neue gelegt. Der Geiſt der Bewegung wurde ſtark und unerſchütterlich an dem Widerſtand, der ihm von bürgerlichen und marxiſtiſchen Machthabern entgegengeſetzt wurde. Die Partei ſchritt vorwärts und aufwärts, eroberte langſam aber ſicher Terrain um Terrain der feindlichen Abwehr und ſchickt ſich nun an, aus dem rein Parteimäßigen in das Gebiet der großen Politik vorzuſtoßen. Wenn das, was wir ſeit Februar 1925 an Kampf und Opfer hinter uns brachten, nicht bedeutend über den Kreis des Parteiorganismus hinausging, ſo fangen wir nun an, Politik im großen zu betreiben, und erheben uns damit zu Gliedern einer werdenden Geſchichte.

Das iſt ein Kapitel ernſteſter Verantwortlichkeit. Wir arbeiten jetzt nicht mehr für uns, wir arbeiten jetzt unmittelbar an der kommenden Nation. Wenn wir unſere Stimme erheben, ſo geht ſie heute weit über den Kreis einer geſchloſſenen Mitgliedſchaft an das deutſche Volk. Die Nation und darüber hinaus das Ausland muß uns immer mehr vernehmen, muß unſerem Willen Beachtung ſchenken und mit uns als eminent politiſchem Zukunftsfaktor zu rechnen beginnen. Das wird die Gegenſeite nicht gern tun: um ſo lauter aber und unbeirrbarer müſſen wir unſere Forderungen ver-

treten, und zwar ſo ſicher und unanfechtbar, daß ſie allen kritiſchen Bedenken trotzen können. Bisher waren wir nur Agitatoren. Heute ſind wir mehr: Prediger und Repräſentanten des kommenden deutſchen Nationalſtaates. Dem müſſen wir auch nach außen hin in allem Ausdruck geben: in Geſte, Wort, Sinnbild und Tat. Eine Verantwortlichkeit von ſtrengſter Diſziplin und ſchärfſter Selbſtkritik muß Richtſchnur unſeres Redens und Handelns werden. Preſſe, Agitation, Propaganda und Organiſation ſollen von dieſem Augenblick an ſinnfälliger Ausdruck dieſer neuen Kursgebung ſein. Wir reden und ſchreiben nun nicht mehr für uns, ſondern für Deutſchland. Wir ſind keine Partei mehr, wir ſind jetzt ſchon Staat im Unſtaate. Was wir heute betreiben, das iſt wirkliche Politik und als ſolche werdende Geſchichte. Wir treten nunmehr wieder in den breiten Rahmen der hiſtoriſchen Entwicklung ein, und man wird uns nicht mehr aus der Geſchichte ausradieren können.

Bedenke jeder, daß jede Handlung, jedes Wort, jede Zeile und jeder Marſchſchritt einmal das Bild mitbeſtimmen werden, das Enkel nach Generationen von uns gewinnen.

Legen wir alle Hand an! Vor dem Jahrhundert iſt das Beſte gerade gut genug!

25. Juni 1928.

Ein Jahr „Angriff"

Was das heißt, weiß nur der auszumeſſen, der dieſes Kampfblatt mit großgezogen hat. Mitten im Verbot gegründet, zu einer Zeit, in der in der Aſphaltpreſſe mangels geeigneter Senſation mit rührender Pünktlichkeit die Seeſchlange auftauchte, haben wir den „Angriff" in einjährigem Kampf aus ſeiner geiſtigen und auflagemäßigen Enge zu dem gemacht, was er heute iſt. Und wenn er jetzt weit über die Grenzen der Reichshauptſtadt hinaus ſeine parteipolitiſche und völkiſche Bedeutung hat, ſo verdankt er das allein ſeinem konſequenten Kampfgeiſt und der radikalen Methode, mit der er das Syſtem des heutigen Deutſchlands und ſeiner Nutznießer angreift und bloßſtellt. Es war nicht leicht, aus den erſten Anfängen dieſes Blattes zu dem vorzuſtoßen, was es heute bedeutet. Schwierigkeiten über Schwierigkeiten, Widerſtände über Widerſtände galt es zu überwinden. Und heute können wir's offen geſtehen: manchmal ſind wir ſelbſt an der endgültigen Durchſetzung des von uns erſtrebten Zieles

voll Sorgen verzweifelt. Ohne Geld, ohne Organiſation, ohne Hilfe, ja faſt ohne jedes Wohlwollen haben wir den „Angriff“ in zähem Kampf vorwärtsgetrieben. Opfer ohne Maß ſind darum gebracht worden von denen, die ſeine Spalten mit Leben füllten, ſowohl wie von denen, die aus dieſem Leben allmontäglich Kraft und Mut zu neuem Ausharren ſchöpften.

Der „Angriff“ war in ſeinen Anfängen als Waffe gegen ein ungerechtes und ſchamloſes Verbot gedacht. Als ſolche mußte er das Syſtem brandmarken, auf deſſen Boden ſolche Verbote möglich waren und weiterhin möglich ſind, mußte die Träger des Syſtems angreifen, die demokratiſch genug ſind, ſolche Verbote auszuſprechen. Daß er die Dinge nicht mit Glacéhandſchuhen anfaßte, das durfte jeder von vornherein wiſſen, der die Männer kannte, die hinter dieſem Kampforgan ſtanden. Wenn er heute weit über ſeinen eigentlichen Zweck und ſeine zeitweilige Bedeutung hinausgeht, ſo iſt das ein Beweis dafür, daß der Kampf, den die Berliner Nationalſozialiſten gegen das Polizeiverbot geführt haben, nicht im Lokalen ſein Weſen und ſeinen Sinn beendete, ſondern daß er ſelbſt über die Grenzen der Geſamtbewegung hinaus eine Sache des ganzen deutſchen Aktivismus war, der in unſerer jungen Berliner Kampfgruppe als in ſeiner bewußten und folgerichtigſten Formulierung in der Reichshauptſtadt getroffen werden ſollte. Unſere Anklagen gegen das heutige Deutſchland durften und konnten ſich nicht im Prinzipiellen erſchöpfen. Dinge, die man liebt oder haßt, haben Perſonen als Träger und Repräſentanten. Wir haben die heuchleriſche Scheindemokratie des Novemberdeutſchlands als Sache und den Juden als ihren bewußteſten Verfechter aus dem Dunkel der Verborgenheit ins helle Tageslicht gezogen. Es lag in der Natur der ganzen Auseinanderſetzung, daß wir dabei Namen nennen mußten, im guten wie im böſen, und, weil wir eben ein Organ für das werktätige Volk ſein wollten und auch wurden, unſeren Leſern auch die bildliche Darſtellung der Träger dieſer Namen nicht vorenthalten konnten. So ſieht er aus! Dieſe lachende „Angriffs“-Parole wurde zum geflügelten Wort, redlich geliebt von den Unterdrückten und redlich gehaßt von den Ausbeutern. Mit Witz und Bosheit, mit Laune und Satire gingen wir an Menſchen und Dinge heran. Wer uns zwiſchen die Zähne kam, der hatte nichts zu lachen. Ein ſicherer Polizeivizepräſident weiß ein Liedlein davon zu ſingen.

Wir haben ihn durch unſeren unermüdlichen und zähen Angriff zur populärſten Geſtalt der geſamten heutigen antiſemitiſchen Bewegung gemacht, und wenn er ſpäter einmal mit in die Geſchichte hineinſchlüpft — als was, das wird ſich ja noch finden —, dann hat er's allein uns zu verdanken.

Man hat uns vorgeworfen, daß wir manchmal über die Schnur gehauen haben. Die Methoden ſind zu radikal, ſagte der ewige Beſſerwiſſer. Ihr geht zu ſcharf heran, meinte der Spießer. Wo gehobelt wird, da fliegen Späne. Keiner weiß das beſſer als wir, daß wir zuweilen daneben geſchlagen haben. Aber wir haben wenigſtens geſchlagen. Während die Journaille des Tages, auch die der nationalen bürgerlichen Oppoſition der Reichshauptſtadt, in Feigheit verſank und mit den Dingen, die auch ſie als ein Unglück anſah, ſich abzufinden begann, haben wir verbittert und lachend den Angriff proklamiert. Keinem zu Liebe und vielen zu Leide; nur der Sache wegen, die wir mit Leidenſchaft verfechten. Aus Bedingungsloſigkeit, Kampfgeiſt, Opfermut und Zähigkeit wurde dieſe Waffe mit Herzblut geſchmiedet. Darum lieben wir den „Angriff", als wär er unſer eigenes Kind.

Es liegt nicht im Sinne meiner Kameraden, wenn ich heute von den Opfern ſpreche, die wir alle für dieſes Blatt gebracht haben. Das wird und muß einmal geſchehen, wenn ſpäter einer von uns die Geſchichte unſeres Kampfes um ein deutſches Berlin ſchreibt. Für uns iſt das heute vorbei, und unſere geſammelte Kraft geht ſchon wieder aus nach neuen Dingen. Angriff! Angriff! So lautet auch heute noch die Parole.

Vor mir liegt die erſte Nummer dieſes Blattes vom 4. Juli 1927. Beſcheiden, unſcheinbar, gut gemeint und wenig gekonnt. Mit einer gewiſſen Wehmut ſchaue ich durch die Spalten und blättere dann die ihr folgenden Ausgaben bis auf den heutigen Tag durch. Und wieder ſteht vor meinen Augen dieſes gewaltige Ringen um unſer Recht, das wir gemeinſam durchgefochten haben. Ich meine, es iſt gut und richtig geweſen. Deshalb vor allem, weil an ſeinem Ende eins ſteht, das jede Methode rechtfertigt: der Erfolg. Aus einem Unternehmen, das ſchon in ſeinen Anfängen den Bankrott in ſich zu tragen ſchien, wurde dieſes Blatt, wirtſchaftlich geſichert und gefeſtigt, aus ſich ſelbſt lebend, ohne Schulden und mit bedeutenden Überſchüſſen. Dafür ſei allen Schreibern, Leſern und Werbern, Dank und Dank geſagt!

Und nun ſchicken wir dieſe Jahresnummer an unſere Freunde. Es iſt nicht unſere Art, viel zu verſprechen und wenig zu halten. Wie's war, ſo ſoll's bleiben! Tapfer, aufrecht, kompromißlos, bewußt und klar wollen wir weiter angreifen. In unſeren Spalten ſollen auch fernerhin der Mut und die verbiſſene Zähigkeit zu Hauſe ſein, die allein auf dieſer Erde am Ende den Sieg verbürgen, und jenes tapfere, hochmütige Lachen, mit dem der Wiſſende die Schmach erträgt, weil er die Mittel kennt, ſie zu beenden.

Aufs nächſte Kampfjahr! Greift an, Kameraden!

2. Juli 1928.

Politiſcher Katholizismus

Die nationalſozialiſtiſche Bewegung hat ihre Urſachen in dem Verſagen der marxiſtiſchen und bürgerlichen Kräfte des deutſchen Parlamentarismus. Ihre Anfänge reſultieren aus einer ſcharfen Proteſtſtellung gegen die Reaktion von rechts und links, und daher befindet ſie ſich ſeit der erſten Stunde ihres Beſtehens bis heute zwiſchen zwei Feuern: von links wird ihr vorgeworfen, ſie ſei kapitaliſtiſch und von rechts, ſie ſei bolſchewiſtiſch. Ähnlich iſt ihre Poſition in bezug auf den politiſchen Konfeſſionalismus. Während die Ultraradikalen des Geiſtchriſtentums, die Erfinder des neuen Jeſusglaubens, ſich nicht genug tun können in brüchigen Beweiſen unſerer geſinnungsmäßigen und machtpolitiſchen Bindungen dem Vatikan gegenüber, ſucht der parlamentariſche Konfeſſionalismus uns bei ſeinen Anhängern dadurch zu diskreditieren, daß er immer und immer wieder die Legende aufwärmt, wir ſeien Neuheiden und Wodansanbeter und damit die ſchlimmſten und erbittertſten Feinde des Chriſtentums.

Wie liegen nun die Dinge in Wirklichkeit?

Die nationalſozialiſtiſche Bewegung ſteht auf dem Boden eines poſitiven Chriſtentums, ohne ſich dabei an ein beſtimmtes Bekenntnis zu binden. In ihr hat ſowohl der Proteſtant wie der Katholik und der Deutſchchriſt Platz. Wir Nationalſozialiſten ſehen die große Kriſe der chriſtlichen Weltanſchauung überhaupt nicht ſo ſehr im Formalen wie im Inhaltlichen. Chriſtentum iſt für uns ein Wirken, nicht ein Beteuern. Je mehr ein Menſch ſich Jeſus und ſeinem religiöſen Vermächtnis verbunden fühlt, um ſo eher wird er geneigt

ſein, im Gleichgeſinnten das formal Trennende zu überbrücken und das ſeeliſch Einigende zu betonen. So bei uns. Die geſamte nationalſozialiſtiſche Ideologie geht von der fundamentalen Erkenntnis aus, daß zur Löſung der brennenden Schickſalsfragen unſeres Volkstums die formalen Gegenſätzlichkeiten in unſerem öffentlichen Leben beſeitigt werden müſſen, damit die Volksgenoſſen, die zueinander gehören, auch zueinander kommen können. Getrennt ſind ſie meiſtens im Formalen, ſelten nur im Weſentlichen. Das gilt in gleicher Weiſe für die konfeſſionellen wie für die wirtſchaftlichen und politiſchen Spannungen der deutſchen Gegenwart. Es liegt nur im Intereſſe unſeres gemeinſamen Feindes, daß dieſe Spannungen von gewiſſenloſen Elementen immer aufs neue geladen werden. Gelingt es uns jedoch, dieſe Spannungen auf ein Mindeſtmaß herabzumildern, dann bekommen wir Luft und Raum, die eigentlichen Probleme unſerer unerträglich gewordenen politiſchen Lage aufzurollen.

Auf einem anderen Blatt jedoch ſteht geſchrieben, was wir mit dem politiſchen Katholizismus und ſeinen parlamentariſchen Erſcheinungen, dem Zentrum und der Bayeriſchen Volkspartei, auszumachen haben. Wir beſtreiten dieſen beiden Gruppen auf das entſchiedenſte das Recht, im Namen des deutſchen Katholizismus zu ſprechen. Ganz abgeſehen davon, daß nur ein Bruchteil und wahrlich nicht der wertvollſte des deutſchen Katholizismus in ihnen politiſch organiſiert iſt, haben dieſe beiden Parteien durch ihre ſeit Jahrzehnten betriebene Politik längſt das Anrecht darauf verloren, Wortführer der deutſchen Katholiken zu ſein. Da hilft auch alles Geſchrei vom drohenden Kulturkampf nichts mehr. Wir bekämpfen das Zentrum nicht, weil es katholiſch iſt — das iſt es in der Praxis längſt nicht mehr, iſt es überhaupt noch nie geweſen —, ſondern weil es dem Juden dient und unſere Freiheit verkauft hat. Wer Politik treibt, muß politiſch gewertet werden und kann nicht für ſich das Recht in Anſpruch nehmen, ſich bei Beginn der Attacke in die Etappe der Kirche zurückziehen zu dürfen. Die Religion in Ehren: aber wenn eine politiſche Macht, und ſei es die des Vatikans, anfängt, in unſeren Schickſalsfragen mitzureden und mitzubeſtimmen, und ihre Politik — denn das iſt ja dann Politik — iſt für unſere Erkenntnis falſch und verwerflich, dann greifen wir an, ohne Anſehen der Perſon, der Partei oder der konfeſſionellen Würde. Wir handeln dann als Deutſche, nicht als Katholiken oder Proteſtanten. Denn unſere

Kontrahenten handeln ja auch als Politiker, nicht als geiſtliche Inſtanzen. Keinem noch ſo geſchickten Manöver der Gegenſeite kann es auf die Dauer gelingen, dieſe klar formulierte Problemſtellung künſtlich zu verwirren. Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und Gott, was Gottes iſt. Der Diener am Wort diene dem Wort, und der Diener am Volk diene dem Volk. Wir laſſen es nicht zu, daß der beamtete Diener am Wort dem Volk Schaden zufüge und ſich dann damit herausredet, er habe am Wort gedient.

Das tuen das Zentrum und ſeine klerikal-politiſchen Repräſentanten. Sie haben vor allem ſeit 1918 eine Politik getrieben, die in ihrer Verwerflichkeit zu allen Zeiten ihresgleichen ſucht. Deshalb treten wir dagegen auf, Katholiken und Proteſtanten, die ſich als Deutſche ihres im Deutſchtum verankerten Lebens wehren und es nicht weiter dulden wollen, daß man ihnen im Namen Jeſu den Kragen umdreht.

3. Dezember 1928.

Volksgenoſſenſchaft

„Staatsbürger kann nur ſein, wer Volksgenoſſe iſt. Volksgenoſſe kann nur ſein, wer deutſchen Blutes iſt, ohne Rückſichtnahme auf Konfeſſion. Kein Jude kann daher Volksgenoſſe ſein."

So lautet der vierte Punkt der fünfundzwanzig nationalſozialiſtiſchen Theſen.

Was will er beſagen?

Der Begriff Staatsbürger ſchließt in ſich Rechte und Pflichten, die das Verhältnis des einzelnen Deutſchen zu ſeinem Staat, zu ſeinem Volkstum regeln ſollen. Nach unſerer Auffaſſung iſt der Wiederaufbau unſeres Vaterlandes nur möglich unter Proklamation neuer Pflichten. Die Demokratie ſpricht nur von Rechten, aber in Wahrheit bürdet ſie dem einzelnen ausſchließlich Pflichten auf. Das primärſte Recht, das wir ſeit 1918 genießen, iſt das Recht: Maul halten und Steuern zahlen. Je feſter die Republik ihre Untertanen in Steuerfron und Tributpflicht nimmt, deſto lauter redet ſie von den Rechten der Republikaner. Dem macht der Nationalſozialismus ein Ende: bei ihm hat jeder Staatsbürger ſeinen Fähigkeiten entſprechende Pflichten dem Staat gegenüber auf ſich zu nehmen, aber jede übernommene Pflicht bedingt auch ein Recht. Je mehr Pflichten, deſto

mehr Rechte. Eine ſolche Staatsauffaſſung iſt in ihrem Weſen ariſtokratiſch.

Bevor wir jedoch an die Stufung der Volksgenoſſen und Staatsbürger untereinander gehen können, müſſen wir zuerſt die geſamte Volksgemeinſchaft von Beſtandteilen ſäubern, die ihr innerlich weſensfremd ſind, die nicht zu ihr gehören, die ein Fremdleben im Körper des Volkes führen.

Somit erhält der Begriff Staatsbürger eine Abgrenzung durch den Begriff Volksgenoſſe. Die Volksgenoſſenſchaft als ſolche richtet ſich nicht nach dynaſtiſchen oder ökonomiſchen Grundſätzen, ſondern lediglich nach den Geſetzen des Blutes. Deutſch, das iſt weder ein konfeſſioneller noch ein wirtſchaftlicher, ſondern ein blutlicher Begriff. Als ſolcher iſt er raſſenmäßig beſtimmt. Das Prädikat Deutſch iſt alſo nicht zu erwerben, ſondern man bringt es mit. Man kann nicht Deutſcher werden, man iſt es, oder man iſt es nicht.

Die Religion oder die Konfeſſion liegt auf einer ganz anderen Ebene. Ich kann von Konfeſſion zu Konfeſſion wechſeln, nicht aber von Volk zu Volk oder von Raſſe zu Raſſe. Die Konfeſſion iſt das Ergebnis einer ſeeliſchen Überzeugtheit, die den Geſetzen der Wandelbarkeit unterworfen ſein kann. Die Raſſe entſpringt dagegen einem blutlichen Sein, das unwandelbar iſt.

Überſetze ich dieſe Erkenntniſſe ins Politiſche, dann heißt das: das deutſche Volk iſt weder eine Kultur- noch eine Sprach- oder Religionsgemeinſchaft. Das kommt alles erſt in zweiter Linie, iſt gewiſſermaßen nur Ergebnis einer primären Bedingtheit: der des Blutes. Wir bilden als Deutſche eine Raſſengemeinſchaft, und wenn man uns entgegenhält, daß dieſe Raſſengemeinſchaft ſchon ſehr zerriſſen und zerklüftet iſt, ſo iſt das kein Beweis gegen, ſondern für uns. Um ſo mehr müſſen wir dieſen Erkenntniſſen wieder zum Durchbruch verhelfen und ſie zu herrſchenden Staatsprinzipien machen.

Nur eine Gemeinſchaft von Blutsbrüdern iſt in der Lage, einen Staat zu bauen und auch zu erhalten. Dieſe Gemeinſchaft nennen wir Volk, und ihr organiſcher Zuſammenſchluß in einem Staat heißt Nation. National bin ich, wenn ich entweder inſtinkthaft unbewußt oder erkenntnismäßig bewußt den Geſetzen dieſer Gemeinſchaft aus raſſiſchen Gefühlen heraus diene, ſie als für mich verbindlich erachte und danach handle.

Daraus folgt: Volksgenoſſe kann nur ein Blutsgenoſſe ſein. Na-

tional iſt der, der ſich zum Volk bekennt auf Grund ſeiner raſſiſchen Anlage.

Alſo: ein Jude kann weder Volksgenoſſe noch im deutſchen Sinne national ſein. Deshalb geht er auch aller Rechte verluſtig. Er iſt nur geduldet unter uns.

Solange er aber unter uns lebt, ſolange muß er ſich unſerer Art zu leben fügen, nicht wir ſeiner. Es wird ihm nur von Fall zu Fall erlaubt, neben uns zu wohnen, und wo er unſere Generoſität mißbraucht, behandeln wir ihn als läſtigen Ausländer. Dagegen hilft auch kein für Geld erworbener Staatsbürgerſchein.

Das kommt noch beſonders klar zum Ausdruck im fünften Punkt unſerer Theſen.

„Wer nicht Staatsbürger iſt, ſoll nur als Gaſt in Deutſchland leben können und muß unter Fremdengeſetzgebung ſtehen."

Haben wir einmal den nationalſozialiſtiſchen Staat, dann genügen dieſe Prinzipien vollauf. Dann leben in Deutſchland nur noch Deutſche und Gäſte. Gäſte werden eingeladen und kommen nicht ungerufen. Wer gegen unſeren Willen kommt oder da iſt, dem zeigen wir, wo der Zimmermann ein Loch gelaſſen hat.

11. Februar 1929.

Jakubowſki

Jakubowſki, das heißt: „Nieder mit der Todesſtrafe!" Brecht die Guillotine ab und führt den Henkersmann einem ehrſamen Handwerk zu! Du ſollſt nicht töten!

So plakatiert die Liga für Menſchenrechte, und die aufrechte jüdiſche Demokratenpreſſe ſtimmt mit ein in den Entrüſtungsſchrei. Ein Menſch iſt unſchuldig gemordet worden! Der Bürger duckt ſich und kriecht wie immer feige in ſeine vier Wände zurück. Nach einem erſten ſchüchternen Verſuch, die Dinge ins rechte Licht zu rücken, macht er ſchlapp, und aus Angſt vor der Kanonade der öffentlichen Meinung — ſo nennt man jenes Surrogat, das als Ergebnis einer wochenlangen Preſſekampagne für Staatsanwälte, Parlamente und Spießbürger bindende Anſicht zu ſein pflegt — hält er weiſe mit ſeiner wahren Meinung hinterm Berge. Alſo laßt in Gottes Namen die Henkersbeile roſten. Wir leben im Zeitalter der Humanität.

Der ruſſiſche Kriegsgefangene Jakubowſki, der einen kleinen

Knaben feige ermorden ließ, iſt nach ſeinem Tode zu einer traurigen Berühmtheit gekommen. Glaube niemand, es ginge um ihn. Was kümmert es die Humanitätsapoſtel aus der Jeruſalemer Straße, ob ein Kopf ſchuldlos oder ſchuldbeladen in den Sand rollt. Sie pflegen ſich ſonſt doch nicht davor zu grauſen, ein ganzes Volk den Henkern ans Beil zu liefern. Wie ſollten ſie auch nur mit einer Wimper zucken, wenn ein unbekannter polniſcher Pofel aufs Schafott ſteigt! Jakubowſki, das heißt: „Macht Schluß mit der Todesſtrafe!“ Und am lauteſten ſchreien die, die am meiſten Grund dazu haben. Wir glauben nicht an ihre Humanität, wir meinen vielmehr, unter den Schreiern vor allem die zu erkennen, die ein Intereſſe an der Beſeitigung der Todesſtrafe haben, da ſie bei ihrer Aufrechterhaltung ſelbſt Gefahr laufen, einmal am Galgen zu baumeln.

Dieſer Mortimer ſtarb euch gelegen! Und darum dieſe Betulichkeit. Die Gelegenheit iſt günſtig wie noch nie. Ihr ſchreit Jakubowſki, und meint euch ſelbſt und euren volksverbrecheriſchen Anhang. Jakubowſki ſoll euch den Freibrief liefern für jede Untat und jede verräteriſche Gemeinheit am Einzelmenſchen und an der Nation. Um eure Sache geht es, wenn ihr mit viel Lärm die Sache Jakubowſki betreibt. Eure Köpfe wackeln, wenn ihr dem Jakubowſki nicht ein ſpätes, unverdientes „Recht“ erredet.

Nieder mit der Todesſtrafe! Das darf nicht für den Staat, das muß auch für den Mörder gelten. Solange der Verbrecher mit Wiſſen und Überlegung den Dolch zückt und die Piſtole abdrückt, ſolange hat der Staat das Recht und die Pflicht, den Mord mit dem Tode zu beſtrafen. Das iſt er ſich ſelbſt und der Erhaltung ſeiner ſittlichen Exiſtenz ſchuldig. Die Todesſtrafe kann fallen, wenn die Mörder vom Morden, die Ausbeuter vom Ausbeuten, die Schieber vom Schieben, die Wucherer vom Wucher und die Vaterlandsverräter vom Verrat laſſen. Die Guillotinen werden abgebrochen, wenn jeder Staatsbürger ſeines Lebens und die Nation ihrer Ehre ſicher iſt; eher nicht einen Tag.

Du ſollſt nicht töten? Das gilt zuerſt für den Verbrecher und dann für das Strafgeſetzbuch, das gegen ihn in Anwendung gebracht wird. Ein Menſch iſt unſchuldig hingerichtet worden? Das beweiſt noch gar nichts. Denn erſtens entſpricht das in dem angezogenen Fall nicht den Tatſachen, und zweitens, ſollte es das, dann iſt das ein Beweisſtück für die Fehlerhaftigkeit und Unzulänglichkeit der Menſchen,

die die Todesſtrafe in Anwendung brachten, nicht aber gegen die Todesſtrafe ſelbſt.

Man komme uns nicht mit der faden Ausrede, es genüge für die Rechtsſicherheit des Staates, wenn man den Mörder in ſicheres Gewahrſam nehme. Am ſicherſten iſt das Gewahrſam, in das der Mörder den Ermordeten nahm. Und wer garantiert uns dafür, daß nicht einmal in unſerem Lande der unbegrenzten politiſchen Möglichkeiten eine Mehrheit ans Ruder kommt, die es ſich in den Kopf geſetzt hat, einen Mörder zum Miniſter zu machen, und den etwa auf den Kanzlerpoſten beruft, den wir in ſicheres Gewahrſam zu nehmen trachteten?

Die Todesſtrafe iſt eine ſelbſtverſtändliche Forderung jedes ſittlichen Staates. Sie iſt nicht nur ein Abſchreckungsmittel, ſondern darüber hinaus eine einfache Funktion der Selbſterhaltung. Der Mörder iſt ein aſoziales Lebeweſen, ein Subjekt, das für den Staat nicht nur wertlos, ſondern im höchſten Grade gefährlich iſt. Wenn der bürgerliche Staat die Todesſtrafe nur für den Mord kennt und ſogar im Begriff ſteht, ſie ſelbſt da abzuſchaffen, ſo iſt das ſeine Sache. Wir aber erkennen in dieſer defaitiſtiſchen Schwäche ein Verfallsſymptom, mehr noch, einen der Gründe, warum der bürgerliche Staat untergeht und untergehen muß. Wir laſſen uns von dieſer Erkenntnis durch keine, wenn auch noch ſo geſchickt aufgezogene Sentimentalität abdrängen. Unſere Tränendrüſen ſind leer. Wir faſſen unſere Entſchlüſſe nur nach den Überlegungen nüchterner Notwendigkeit, niemals weibiſcher Weichheit und Weinerlichkeit.

Wir verlangen viel mehr noch, als der bürgerliche Staat abzubauen beabſichtigt. Todesſtrafe für Mörder, das iſt für uns eine Selbſtverſtändlichkeit. Darüber hinaus aber haben wir die Abſicht, auch mit Schiebern, Wucherern, Vaterlandsverrätern und Verbrechern an der Ehre und an der Exiſtenz des Volkes ebenſo kurzen Prozeß zu machen. Zu dieſer Abſicht beſtimmen uns nicht irgendwelche Bedürfniſſe nach Rache oder Vergeltung, wir wollen nur das Volk beſchützen und ſein Leben ſicherſtellen. Das Volk ſteht uns höher als die verbrecheriſchen Komplexe irgendeines aſozialen Individuums. Wer den Tod verdient, der ſoll den Tod haben. Wer dagegen anſchreit, der iſt dringend verdächtig, daß er ihn verdient.

17. Juni 1929

Kapitalismus

Kapitalismus iſt nicht ein Ding, ſondern ein Verhältnis zum Ding. Nicht Bergwerke, Fabriken, Haus- und Grundbeſitz, Eiſenbahnanlagen, Geld und Aktienpakete ſind die Urſache unſerer ſozialen Not, ſondern der Mißbrauch mit dieſen Gütern des Volkes. Der Kapitalismus iſt alſo nichts anderes als Mißbrauch mit Volkskapital, und zwar findet dieſe Definition durchaus nicht ihre Begrenzung im rein Wirtſchaftlichen. Sie hat allgemeine Gültigkeit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Sie ſtellt ein Prinzip dar. Kapitalismus iſt mißbräuchliche Verwendung von Volksgut überhaupt, und der Menſch, der dieſen Mißbrauch treibt, iſt ein Kapitaliſt.

Ein Bergwerk iſt dazu da, dem Volk Kohle zu geben, damit es Licht und Wärme habe. Fabriken, Häuſer, Grund und Boden, Geld und Aktienpakete ſind zum Dienſt am Volk beſtimmt und nicht dazu, ein Volk zum Sklaven zu machen. Der Beſitz dieſer Güter vermittelt nicht ſo ſehr Rechte wie Pflichten. Eigentum bedeutet Verantwortung, und zwar nicht vor dem eigenen Geldbeutel, ſondern vor dem Volk und ſeinem Geſamtwohl. Zuerſt waren die Bergwerke da, der Produktion zu dienen, und die Produktion iſt dazu da, dem Volk zu dienen. Nicht das Geld hat die Menſchen erfunden, ſondern die Menſchen haben das Geld erfunden, und zwar damit es ihnen dienſtbar ſei und nicht, damit es ſie unterjoche.

Mißbrauche ich wirtſchaftliche Güter, um mein Volk damit zu quälen und zu peinigen, dann bin ich des Beſitzes dieſer Güter nicht wert. Dann kehre ich den Sinn des Lebens in ſein Gegenteil um, ich bin ein Kapitaliſt der Wirtſchaft. Treibe ich Mißbrauch mit Kulturgütern, z. B. nutze ich die Religion zu wirtſchaftlichen oder politiſchen Zwecken aus, dann bin ich ein ſchlechter Verwalter des mir anvertrauten Gutes, ein Kulturkapitaliſt. Der Kapitalismus nimmt in dem Augenblick unerträgliche Formen an, in dem die perſönlichen Zwecke, denen er dient, den Intereſſen des Volksganzen zuwiderlaufen. Er geht dann von den Dingen aus und nicht von den Menſchen. Das Geld iſt dann die Achſe, um die ſich alles dreht.

Umgekehrt iſt es beim Sozialismus. Die ſozialiſtiſche Weltanſchauung fängt beim Volk an und geht dann über zu den Dingen.

Die Dinge werden dem Volk untertan gemacht; der Sozialiſt ſtellt das Volk über alles, und die Dinge ſind nur Mittel zum Zweck.

Wenden wir dieſe Grundſätze auf das Wirtſchaftsleben an, dann ergibt ſich folgendes Bild:

In einem kapitaliſtiſchen Syſtem dient das Volk der Produktion, und dieſe ihrerſeits iſt abhängig von den Mächten des Geldes. Das Phantom Geld triumphiert über die lebendige Weſenheit Volk. In einem ſozialiſtiſchen Syſtem dient das Geld der Produktion, und die Produktion dient dem Volk. Das Phantom Geld wird der blutvoll-organiſchen Gemeinſchaft Volk untergeordnet. Der Staat kann in all dieſen Dingen nur eine regulierende Aufgabe haben. Er entkleidet die ewigen Auseinanderſetzungen zwiſchen Kapital und Arbeit ihres volkszerſtörenden Charakters. Er iſt der Schiedsrichter zwiſchen beiden, der aber dann unerbittlich eingreift, wenn das Volk bedroht iſt. Da gibt es für ihn nur eine klare Entſcheidung, ſo oder ſo. Stellt er ſich bei Wirtſchaftskämpfen auf die Seite der Volksfeindlichkeit — ſie mag ſich dabei ſo national geben wie auch immer — dann iſt er kapitaliſtiſch. Dient er dagegen der Gerechtigkeit, und was damit gleichbedeutend iſt, der ſtaatlichen Notwendigkeit, dann iſt er ſozialiſtiſch.

So einfach und durchſichtig dieſe Grundſätze in der Theorie erſcheinen mögen, ſo ſchwierig und kompliziert ſind ſie in der politiſchen Praxis. Da werden ſie abhängig gemacht von tauſend Einzelfragen, von techniſchen und geſchäftlichen Erwägungen, von weltwirtſchaftlichen Bedingniſſen und weltpolitiſchen Hemmungen. Unlösbar aber ſind all dieſe Probleme in einem Volk, das nach innen charakterlos und nach außen verſklavt iſt. Das iſt heute bei Deutſchland der Fall. Bei uns ſteht die Frage, ob Sozialismus oder Kapitalismus gar nicht zur Debatte. Wir müſſen für unſere Unterdrücker ſchuften und fronen und haben keine Zeit, an Sozialismus zu denken, ganz zu ſchweigen davon, daß wir die, wenn auch nur beſcheidene Möglichkeit hätten, ihn in die Praxis zu überſetzen.

Das war der verhängnisvolle Irrtum des deutſchen Proletariats an jenem unglücklichen 9. November 1918: man dürfe einen Krieg verlieren, ſich um eine Revolution prellen laſſen, und trotzdem könne man einen kapitaliſtiſchen Staat ſtürzen und einen ſozialiſtiſchen an ſeine Stelle ſetzen. Das war nur möglich mit den Waffen. Niemals

in der Geſchichte hat ſich eine neue Weltanſchauung — und der Sozialismus iſt eine ſolche — in der Kapitulation durchgeſetzt, immer nur im Widerſtand und im Angriff. 1918 gab es für den deutſchen Sozialiſten nur eine Aufgabe: die Waffen zu behalten und den deutſchen Sozialismus zu verteidigen. Das hat man nicht getan. Man redete und faßte Reſolutionen, und der deutſche Arbeiter merkte gar nicht, daß er dabei nur ſeinem erbittertſten Feind, dem Weltgeld, die Steigbügel hielt.

Das Ergebnis dieſer Torheit iſt der Unſtaat von heute. In der Phraſe eine ſoziale Demokratie, in der Praxis eine Plantage des Weltkapitals. Dagegen ſetzen wir uns zur Wehr. Weil wir Sozialiſten ſind, die wollen, daß das Geld dem Volke diene, deshalb rebellieren wir gegen dieſen Zuſtand, bereiten den Willen vor, ein unerträgliches Syſtem zu brechen, auf daß aus den Trümmern der demokratiſchen Geldprovinz einmal der ſozialiſtiſche deutſche Nationalſtaat auferſtehe.

15. Juli 1929.

Politik und Geſchäft

„Die Wirtſchaft iſt das Schickſal!" So ſagte Walter Rathenau, der Großbankier und Truſtgewaltige; und heute beten es ihm alle kleinen Spießer nach.

Ein buntes Sammelſurium von Plattheiten, Schiefheiten, Begriffsverwirrungen und Kleinigkeiten! Die Wirtſchaft iſt in einem Staat jene Funktion, die dem Volk das Brot vermittelt. Das kann ſie nur, wenn ſie frei iſt und von keinem internationalen Einfluß darin beſchränkt und eingezwängt wird. Die Wirtſchaft iſt eine Art der völkiſchen Betätigung, aber auch nur eine. Ihr beigeordnet iſt beiſpielsweiſe die Kultur, die Religion, die Finanz, der Verkehr. Über allem aber ſteht die Politik. Eine geſunde und aufrechte Politik hat immer im Gefolge eine blühende Wirtſchaft. Dieſer Satz verliert ſeine Gültigkeit, wenn man ihn in ſein Gegenteil umkehrt. Eine ſchlechte Politik verdirbt auch immer die Produktion, und ein unfreies Volk kann niemals eine kranke Wirtſchaft zur Geſundung bringen, deshalb muß der Heilungsprozeß bei der Politik anfangen, und er wird ſich dann auch allmählich für die Wirtſchaft auswirken.

Weg mit der Politik! Das heißt nicht mehr und nicht weniger als weg mit der Sorge für das Allgemeinwohl! Mich intereſſiert nur

mein persönliches Schicksal und bestenfalls noch das meines Berufsstandes. Politik verdirbt den Charakter. Das sagen die, die aus der Politik ein Geschäft gemacht haben und mit ihrem schlechten Charakter das verderben, was sie unter Politik verstehen. Wir wollen durch Arbeit frei werden! Das ist die letzte Weisheit eines senil gewordenen politischen Bürgertums, das im Besitz der Macht ist und durch eine Umwälzung der Dinge alles verlieren und kaum etwas gewinnen kann. Nur die Produktion kann uns retten! Das ist dann wahr und richtig, wenn zuvor die Produktion durch die Politik gerettet ist und neben Sense und Hammer der Wirtschaft das scharfe Schwert der Wehrhaftigkeit steht.

In diesen Erkenntnissen liegt auch der Aufschluß jener rätselhaften Unzulänglichkeit, mit der heute der demokratische Parlamentarismus sich in unseren Schicksalsfragen versucht. Wir wählen Parteien in der Annahme, es seien politische Weltanschauungsgruppen, und es handelt sich in der Tat nur um ständische Wirtschaftsorganisationen. Das Bauerntum hat in der DNVP., die Großindustrie in der DVP., die Börse in der DP. und die Handarbeiterschaft in der SPD. ihren wirtschaftlichen Ausdruck gefunden. Die Parteien vertreten nicht mehr ein nationales Gesamtschicksal, sondern nur noch ständische Teilfragen.

Zwar suchen sie das heute noch vor der Öffentlichkeit zu verbergen, aber auch das nimmt bald ein Ende; und schon sehen wir im parlamentarischen Reigen Gebilde auftauchen, die sich nach außen hin jeder Politik begeben und nur wirtschaftliche Belange vertreten oder doch vorgeben zu vertreten (Wirtschaftspartei, Aufwertungspartei, Hausbesitzer- oder Mieterpartei). Damit wird der Sinn zum Unsinn, das Untergeordnete zum Übergeordneten, die Nebensache zur Hauptsache. Darunter geht nicht nur die Politik, sondern ebenso und viel furchtbarer und rapider die Wirtschaft zugrunde. An die Stelle des Politikers tritt nun der Syndikus, der Arbeitersekretär, der Landbundführer oder der Mittelstandsvertreter. Sie alle beurteilen die großen nationalen Schicksalsfragen, vor deren Entscheidung sie im Parlament gestellt werden, aus dem engen Zirkel ihrer berufsständischen Interessen heraus, und da die Belange irgendeiner Klasse in einem ausgebluteten Volk immer auf Kosten der anderen Klassen durchgefochten werden, ist die Politik des demokratischen Parlamentarismus nur noch ein Gaunern und Feilschen um persönliche Interessen

auf Koſten des anderen und damit der Allgemeinheit. Politik iſt hier Fortſetzung des eigenen Geſchäfts mit ſtaatlichen Mitteln. Das verdirbt allerdings den Charakter.

Abhilfe kann da nur geſchaffen werden von einer Organiſation, die die Augen des Volkes wieder auf das Geſamtintereſſe der Nation lenkt und fordert, daß die Einzelfragen vor der Schickſalsfrage des Volkes zurücktreten müſſen, wenn ſie überhaupt einmal mit ihr und durch ſie gelöſt werden ſollen. Das Einzelne ordne ſich dem Ganzen unter, damit das Ganze wieder den Schutz des Einzelnen übernehmen kann. Man ſoll uns nicht mißverſtehen: wir verwehren keinem Beruf und keiner Klaſſe die radikale Vertretung ihrer perſönlichen Intereſſen. Niemand hat ſo klar wie wir erkannt, daß das Volk nur geſunden kann, wenn jeder Stand frei und ſtark iſt. Aber die Einzelintereſſen dürfen nicht die Geſamtintereſſen hemmen, ſie müſſen ſie fördern. Erſt kommt die Politik, das heißt, die Sorge für das Ganze und der radikale Kampf für ſeinen Beſtand, dann die Wirtſchaft, das heißt, die Sicherſtellung der Intereſſen von Ständen und Klaſſen. Das erſte iſt dem zweiten übergeordnet.

Darum fordern wir zur Reinigung unſeres öffentlichen Lebens die Trennung von Politik und Wirtſchaft, Berufung eines politiſchen Rates und Wahl eines Ständeparlaments. In dem einen wird Politik getrieben, in dem anderen über wirtſchaftliche Belange zu Rate geſeſſen. Damit vollziehen wir eine ſaubere Scheidung zwiſchen Primärem und Sekundärem, entgiften das politiſch-wirtſchaftliche Kampffeld und geben der Politik, was der Politik und der Wirtſchaft, was der Wirtſchaft iſt.

22. Juli 1929.

Das Recht auf Arbeit

„Jedem Deutſchen ſoll die Möglichkeit gegeben werden, durch wirtſchaftliche Arbeit ſeinen Unterhalt zu erwerben.“ So beſtimmt Artikel 163 der in Weimar beſchloſſenen Verfaſſung der deutſchen Republik.

Dieſer Satz iſt unſeres Wiſſens bis zum heutigen Tage noch nicht widerrufen worden. Er beſteht alſo noch zu Recht und hat ſeine volle Gültigkeit; und wenn am 11. Auguſt dieſes Jahres die Sturmkolonnen des Reichsbanners aufmarſchierten und wohlbeſtallte Republik-

miniſter ihre tönenden Wortpoſaunen zum Lobe der Verfaſſung erklingen ließen, ſo meinten beide vermutlich auch jenen Satz, nach dem jedem Deutſchen die Möglichkeit gegeben werden ſoll, durch wirtſchaftliche Arbeit ſeinen Unterhalt zu erwerben. Solange Worte aber noch einen Sinn haben — man müßte ja füglich in der Republik daran zu zweifeln beginnen — kann vorläufig mit jenem Artikel des Weimarer Papiers nur eine graue Theorie, nicht aber eine praktiſche Wirklichkeit gemeint ſein; denn ſie ſieht bedenklich anders aus.

Als im Deutſchen Reichstag in den ſchickſalsſchweren Auguſttagen des Jahres 1924 über die Annahme der Dawesgeſetze heiß geſtritten wurde, da war einer der gewichtigſten Gründe, die die damalige Regierung Luther f ü r die Kapitulation vor dem Gelddiktat vorzubringen hatte, der, man müſſe ſchon allein deshalb unterſchreiben, weil damit die einzige Möglichkeit gegeben wäre, die in Deutſchland wachſende Erwerbsloſigkeit — wir zählten damals rund 300 000 Menſchen ohne Arbeit — zu beſeitigen. Soviel auch durch Annahme der Dawesgeſetze an Verfaſſungswerten zerſtört wurde, einen glaubte man dadurch für jeden Deutſchen wieder herzuſtellen — oder man behauptete es doch zu glauben: das Recht auf Arbeit.

Die Entwicklung hat nun allerdings den Skeptikern recht gegeben. Die Erwerbsloſigkeit ſtieg und ſtieg von Jahr zu Jahr, und zwar eben auf Grund der Dawesgeſetze. Aus den Dreihunderttauſend wurden drei Millionen. Der Produktionsprozeß wurde rationaliſiert, die Dawesverpflichtungen zogen in ihrem Gefolge Not und Elend der breiteſten Volksſchichten nach ſich, und nun gewöhnt man ſich allmählich daran, eine Millionenarmee von arbeitsloſen Deutſchen als feſtſtehende Tatſache ſchweigend hinzunehmen. Es würde groteſk erſcheinen, wollte man angeſichts dieſer Wirklichkeit im Ernſt heute noch das verfaſſungsmäßig gewährleiſtete Recht des deutſchen Republikbewohners auf Arbeit verfechten.

So liegen die Dinge.

Und es iſt nicht mehr als recht und billig, wenn ſich heute die erwachende deutſche Arbeitnehmerſchaft gegen eine Verdrehung dieſer feſtſtehenden Tatſache zur Wehr ſetzt. Es geht nicht an, daß weiterhin von Regierungsſeite mit eherner Stirne Dinge behauptet werden, die der Wirklichkeit nicht entſprechen. Entweder geben die Schutzpatrone der heutigen Republik zu, daß der Satz vom Recht auf Arbeit, auch wenn er in der Weimarer Verfaſſung ſteht, eine

fromme Lüge iſt, oder aber ſie beſtehen auf ſeiner Richtigkeit — aber dann hat auch der deutſche Arbeitnehmer ein Recht auf dieſes Recht. Nicht er iſt dann verfaſſungsbrüchig, wenn er unter Umſtänden mit Gewalt gegen die jetzige Regierung auf Durchführung dieſes Rechtes dringt, ſondern diejenigen, die zwar immer bei der Hand ſind, wenn es gilt, der Verfaſſung von Weimar bei rauſchenden Geburtstagsfeſten beſchwingte Lobeshymnen zu ſingen, die ſich aber nicht ſcheuen, im Bedarfsfall, ohne mit der Wimper zu zucken, ihre primitivſten Rechte außer Geltung zu ſetzen und mit Brachialgewalt gegen den vorzugehen, der gegen dieſes ſchreiende Unrecht Proteſt einlegen will.

Das Papier von Weimar iſt eben nur ein Papier. Es hat eine kleine, ehrgeizige Clique von Phantaſten, machthungrigen Arriviſten, Arbeiterbetrügern und größenwahnſinnigen Schwätzern ans Ruder gebracht, nicht aber einen Zuſtand gegründet, in dem dem deutſchen Volk die Möglichkeit zum Leben und die Anwartſchaft auf eine beſſere Zukunft gewährleiſtet wird.

Eine Verfaſſung hat die Aufgabe, ein Volk in beſtmögliche Verfaſſung zu bringen.

Tut ſie das in lebendigem Zuſammenhang mit den zukunftstreibenden Kräften der Gegenwart und emporwachſend aus einem ſicheren Traditionsgefühl der Vergangenheit gegenüber, dann iſt ſie gut. Tut ſie das nicht, dann iſt ſie Buchſtabe, Theorie, Schein und Vorwand für Dinge und Menſchen, die unſichtbar bleiben wollen und ſollen.

Und dann wird ſie auch nicht durch Fackelzüge und Miniſtereſſen das ewige Leben gewinnen.

1. Oktober 1928.

Arbeitspflicht

Die ſchaffende Arbeit ernährt die Völker. Die Arbeit entehrt nicht den Menſchen, ſie adelt ihn.

Der liberale Staat iſt ſeinem Weſen nach auf der einen Seite ein Ausbeuter-, auf der anderen Seite ein Wohlfahrtsſtaat. Er proklamiert das Recht der wirtſchaftlichen Freiheit, ohne ſich im mindeſten um die Mißgriffe und Auswüchſe dieſer zur Willkür werdenden wirtſchaftlichen Freiheit zu bekümmern. Nur wo ſie direkt ſeinen

Beſtand, das iſt bei ihm immer gleichbedeutend mit ſeinem Profitintereſſe, bedroht, da ſetzt er die ſoziale Fürſorge ein. Er gibt Almoſen ſtatt Brot, Geſchenke ſtatt Rechte, Sentimentalität ſtatt Verpflichtung.

Der nationalſozialiſtiſche Staatsgedanke dagegen beruht auf dem Recht und auf der Pflicht zur Arbeit.

Arbeit iſt nicht gleichbedeutend mit Beſchäftigung. Beſchäftigung kann nicht nur zwecklos, ſie kann ſogar ſchädlich ſein. Der Geldſchrankknacker beſchäftigt ſich auch, aber niemand wird behaupten wollen, daß er das zum Segen der Allgemeinheit tut, ſondern nur zu ihrem Schaden.

Das Weſen der Arbeit beruht darin, daß ſie Werte ſchafft. Es iſt nicht ſo ausſchlaggebend, welche Arbeit ich tue, ſondern vielmehr wie und in welcher Geſinnung ich ſie verrichte. Der Straßenkehrer, der mit Eifer und Fleiß ſeine Pflicht tut, iſt für die Volksgemeinſchaft wertvoller als der Miniſter, der mit galiziſchen Schiebern zuſammen zweifelhafte Schrottgeſchäfte macht. Es ſoll damit nicht behauptet werden, daß das möglich wäre oder gar vorgekommen iſt. Wir meinen das nur in der Theorie.

Jeder, der nicht arbeiten will, wird von einem anderen, der für ihn mitarbeiten muß, ernährt. Er iſt alſo nicht ein vollwertiger Staatsbürger, ſondern ein Paraſit. Wir proklamieren demzufolge die Pflicht des Volksgenoſſen zu arbeiten, geiſtig oder körperlich, und zwar muß ſeine Arbeit ſich dem Ganzen einfügen. Sie darf nicht dem Intereſſe der Geſamtheit zuwiderlaufen, ſie muß ihm dienen, oder doch mindeſtens darf ſie ihm nicht ſchaden.

Der liberale kapitaliſtiſche Staat — und der marxiſtiſche geht ja auch, wenn auch radikal verbrämt, von derſelben Grundeinſtellung aus — hat die Arbeit ihres hohen ethiſchen Wertes entkleidet. Er hat ſie degradiert, ſie minderwertig und ſuſpekt gemacht. Je niederträchtiger ſie iſt, je mehr ſie ſich dem Wohl des Volkes entgegenſtellt, deſto höher ſchätzt er ſie ein. Am meiſten achtet er den Börſenſchieber, deſſen Arbeit nutzlos, ja in den meiſten Fällen ſogar außerordentlich ſchädlich iſt. Und am tiefſten verachtet er den einfachen Arbeitsmann, deſſen Arbeit, wenn auch nicht weltbewegend vom einzelnen aus geſehen, ſo doch wichtig und unentbehrlich für die Geſamtheit iſt.

Die Volksgemeinſchaft der ſchaffenden Menſchen! Das iſt das Ziel, dem der nationalſozialiſtiſche Kampf entgegenſtrebt. Wir ſind dabei

keine Ideologen. Wir glauben nicht, daß die Volksgemeinſchaft erreichbar iſt durch Phraſen, Sprüche und Schwüre. Sie wird, wie jedes Hochziel, erkämpft, und zwar unter radikalſter Vernichtung aller ſozialen Unwerte auf jedem Gebiet. Dazu gehört vor allem, daß wir der heutigen, entehrenden Wertung der Arbeit einen neuen Wert der Arbeit entgegenſetzen, und das iſt nur möglich durch Proklamation der Pflicht jedes Staatsbürgers, zu arbeiten.

Wenn der Staat jeden ſeiner Bürger verpflichtet zu arbeiten, dann verleiht er ihm auch das Recht zu arbeiten; und das liegt denn auch in der Tat im Sinn des nationalſozialiſtiſchen Programms.

Man wird hier einwenden, daß das Recht zur Arbeit dann ſeine Begrenzung findet, wenn der Staat keine Möglichkeit hat, Arbeit zu geben. Das iſt kein durchſchlagender Gegenbeweis. Wenn ein Volk arbeiten will, dann findet es auch Arbeit. Dafür iſt die Regierung da. Um vor den Widerſtänden zu kapitulieren — dazu brauchen wir keine Miniſter. Es iſt ſozial ungerecht und politiſch gefährlich, ſolche volksfeindlichen Widerſtände zu überſehen, ſich damit abzufinden und die üblen Folgeerſcheinungen auf die ſozial Schwachen abzuwälzen, die ſich nicht wehren können. Wenn ein Volk feige ſein will und den Kampf verabſcheut, dann geht es nicht an, daß die Reichen ſich vor den Folgen drücken und die Armen, nur weil ſie ſich nicht wehren können, die ganze Laſt dieſes Zuſtandes tragen müſſen.

Solange der Staat ſeinen Bürgern keine Arbeit geben kann — vor allem, wenn er es ſelbſt wie die Weimarer Republik feierlich in ſeiner Verfaſſung verſprochen hat —, dann muß er ihnen eine andere Möglichkeit zu leben geben. Selbſtverſtändlich wird eine ſolche Praxis immer Auswüchſe zeitigen. Aber dieſe Auswüchſe ſind nicht die Regel.

Darum treten wir heute ein für das Recht jedes Deutſchen auf Arbeit. Wo dieſes Recht verſagt wird, hat der Staat die Pflicht auf Schutz und Hilfe für die Arbeitsloſen. Der nationalſozialiſtiſche Staat dagegen wird einen Zuſtand ſchaffen, in dem der Staat jedem Deutſchen ſowohl das Recht als auch die Pflicht zur Arbeit verleiht.

Dieſer Grundſatz hat Ausdruck gefunden im 10. Punkt unſeres Programms, der lautet: „Erſte Pflicht jedes Staatsbürgers muß ſein, geiſtig oder körperlich zu ſchaffen. Die Tätigkeit des einzelnen darf nicht gegen die Intereſſen der Allgemeinheit verſtoßen, ſondern muß im Rahmen des Geſamten und zum Nutzen aller erfolgen."

26. Auguſt 1929.

Großmacht Preſſe

„Die Preſſe iſt die ſiebente Großmacht!" Dieſes Wort Napoleons iſt heute wahrer als damals, da es geſprochen wurde, und es wird in Zukunft wohl noch wahrer ſein, als es heute ſchon iſt. Wer die Preſſe hat, der hat die öffentliche Meinung. Wer die öffentliche Meinung hat, der hat recht. Wer recht hat, der kommt in den Beſitz der Macht.

Die Preſſe iſt die Bildnerin der öffentlichen Meinung und als ſolche im modernen Staat eine lebensnotwendige Funktion. Kein Staat, der mit Fug Anſpruch auf dieſen Titel erhebt, kann deshalb auf die Preſſe oder doch mindeſtens auf ein Kontrollrecht über ſie verzichten. Tut er das, dann gibt er ſich ſelbſt auf.

Wir verwehren es der demokratiſchen Republik durchaus nicht, daß ſie die Bildung der öffentlichen Meinung beaufſichtigt. Das iſt ſeit je ſo geweſen und wird auch, ſolange es Politik gibt, ſo bleiben. Wir machen nur dagegen Front, daß man behauptet, das ſei Meinungsfreiheit und ſo tut, als bedeute das einen Fortſchritt gegen überwundene Zeiten der politiſchen Reaktion.

Da die Preſſe eine ſo eminent wichtige Rolle im modernen Leben ſpielt, liegt die Möglichkeit ihres Mißbrauchs ſehr nahe. Und in der Tat ſehen wir denn auch im heutigen Syſtem, daß ſie nicht mehr Dolmetſch des Volkswillens, Fürſprecher der Volksnot, Wortführer der Volksmeinung iſt, ſondern daß ſie, zum willfährigen Inſtrument in den ſchmutzigen, gierigen Händen einiger Geldmagnaten degradiert, die Meinung eben dieſer Geldmagnaten in die Öffentlichkeit hineinbläſt und damit den Volkswillen verfälſcht, die Volksnot vergrößert und die Volksmeinung umdreht. Das birgt um ſo größere Gefahren in ſich, als ja kein Volk ſo wie das deutſche dem gedruckten Wort glaubt und niemand ſonſt in der ganzen Welt wie der Deutſche ſich ſo feſt und vertrauensvoll an das klammert, was er ſchwarz auf weiß beſitzt.

Damit iſt die moderne Preſſe nicht zum Segen, ſondern zum Fluch des Volkes geworden. Sie iſt das Organ, durch das geriſſene Wortſchieber und Gedankenakrobaten dem Volk den geſunden Sinn verwirren, ihm das Gehirn verkleiſtern und es unfähig machen, normal und folgerichtig zu denken. Die Preſſe iſt nicht an ſich charakterlos. Sie wird es, wenn ſie ſich im Beſitz von charakterloſen Menſchen befindet. Sie mißbrauchen ſie zu volkswidrigen Zwecken und treiben mit ihr ihr frevles kapitaliſtiſches Spiel.

Bezeichnend für die moderne Berliner Preſſe iſt die Tatſache, daß ſie faſt ausſchließlich von Juden geſchrieben und verwaltet wird, und zwar iſt das im gleichen Maße der Fall auf der Linken wie auf der Rechten, im internationalen wie im nationalen Lager. Was der Bürger lieſt, was der Proletarier denkt, was Nationalismus iſt, was Sozialismus bedeutet: der Jude hat es geſchrieben. Da der Jude, wie jeder raſſebewußte Menſch — und zu dieſen gehört er in ganz hervorragendem Maße — alle Dinge, Situationen und Menſchen natürlich nur aus ſeiner blutlichen Bedingtheit ſieht, ſehen kann und letzterdings auch ſehen will, iſt die jüdiſche Preſſe am Ende nichts anderes als das Einfallstor, durch das jüdiſches Denken, jüdiſche Moral und jüdiſche Weltanſchauung in die deutſche Bewußtheit eindringt. Selbſtverſtändlich iſt der Jude klug genug, das unbemerkt und Schritt für Schritt zu betreiben. Wieviel er aber auf dieſem Gebiet ſchon erreicht hat, das mag man ermeſſen, wenn man die heutige ſeeliſche Haltung und charakterliche Verfaſſung des deutſchen Volkes vergleicht mit dem, was man gemeinhin unter deutſch zu verſtehen pflegt.

Wir ſind als Volk verjudet, im Denken wie im Handeln. Wir werden uns dieſer furchtbaren Tatſache nur noch in einer ſchwachen, verzweifelt aufbegehrenden Minderheit bewußt. Erreicht hat das der Jude in der Hauptſache durch ſyſtematiſche Beeinfluſſung der öffentlichen Meinung mit Hilfe der Preſſe.

Ein Staat, der leben will, hat ein Recht darauf, daß die öffentliche Meinung ſo gebildet wird, daß ſie die Exiſtenzmöglichkeiten des Volkes fördert, nicht verbaut. Wo die Preſſe das nicht freiwillig tut, da hat eine verantwortungsbewußte Regierung die Pflicht, jene, die in Bosheit verharren, mit allen legalen Mitteln zu zwingen oder aber ſie unſchädlich zu machen.

Die Preſſe diene dem Volk und ſeinem Wohl, dann dient ſie auch der Wahrheit, der Freiheit und der Gerechtigkeit.

„Darum fordern wir den geſetzlichen Kampf gegen die bewußte politiſche Lüge und ihre Verbreitung durch die Preſſe. Um die Schaffung einer deutſchen Preſſe zu ermöglichen, fordern wir, daß

a) ſämtliche Schriftleiter und Mitarbeiter von Zeitungen, die in deutſcher Sprache erſcheinen, Volksgenoſſen ſein müſſen,

b) nichtdeutſche Zeitungen zu ihrem Erſcheinen der ausdrücklichen Genehmigung des Staates bedürfen,

c) jede finanzielle Beteiligung an deutſchen Zeitungen oder deren Beeinfluſſung durch Nicht-Deutſche geſetzlich verboten wird, und fordern als Strafe für Übertretungen die Schließung eines ſolchen Zeitungsbetriebes ſowie die ſofortige Ausweiſung der daran beteiligten Nicht-Deutſchen aus dem Reich.

Zeitungen, die gegen das Gemeinwohl verſtoßen, ſind zu verbieten. Wir fordern den geſetzlichen Kampf gegen eine Kunſt- und Literaturrichtung, die einen zerſetzenden Einfluß auf unſer Volksleben ausübt, und die Schließung von Veranſtaltungen, die gegen vorſtehende Forderungen verſtoßen." 2. September 1929.

Kataſtrophenpolitik

Eines der Hauptmerkmale nationalſozialiſtiſcher Weltanſchauung iſt die in ihr ſich wie zwangsläufig vollziehende Geſetzmäßigkeit einer nüchternen und ehernen Logik. Der Nationalſozialiſt ſieht das Leben ſo, wie es iſt, nicht ſo, wie der Phantaſt es gern haben möchte. Das beſagt nicht, der Nationalſozialiſt wolle daran nichts ändern. Aber er iſt ſich von vornherein darüber klar, daß wandelbar nur die Formen und Beziehungen ſind, unwandelbar aber die ewigen Grundlagen des menſchlichen Daſeins. Er gibt mit der Feſtſtellung dieſer Geſetze noch kein Werturteil ab über ihre moraliſche Güte. Er ſagt nicht, daß es ſo gut iſt, wie es iſt, ſondern nur, daß es ſo iſt. Und daraus folgert er, daß der Menſch ſich in der Geſtaltung des öffentlichen Lebens danach zu richten habe. Er braucht gar nicht ein Freund des Krieges zu ſein, er konſtatiert nur, daß der Krieg war und iſt und bleiben wird. Er braucht gar nicht den Kampf zu lieben, er ſagt vorerſt nur, daß er notwendig iſt, will man ein Volk vor ſeinem Untergang bewahren.

Die andern wiſſen das auch, ſie ſagen es nur nicht. Sie treiben Vogel-Strauß-Politik, ſtecken den Kopf in den Sand, laſſen die Dinge treiben, wie ſie treiben, und ſehen ſich dann am Ende ungerüſtet und unvorbereitet in zwangsläufig ſich vollziehenden Entwicklungen. Sie ſtehen uns meiſtens nicht nach in der Erkenntnis, ſondern in der Konſequenz. Sie haben nicht den Charakter, den Dingen ins Auge zu ſchauen. Sie verſtecken ſich davor, und wo ſie bei uns feſtſtellen, daß wir ihnen nach Erkenntnis kalt und nüchtern zu Leibe rücken, da behaupten ſie dann, daß wir, weil wir die bitteren Notwendigkeiten erfaßt, ſie auch verſchuldet haben. Wo wir das Übel anprangern, da

ſind wir die Väter des Übels, wo wir den Verfall nicht verſchweigen, da ſind wir die Urheber des Verfalls, wo wir die Kataſtrophe beim Namen nennen, da ſind wir Kataſtrophenpolitiker.

Nun tragen wir nicht deshalb an unſerem Unglück die Schuld, weil wir das Unglück nicht verheimlichen, ſondern ganz im Gegenteil: gerade die ſind ſchuld daran, die uns dieſe Schuld in die Schuhe ſchieben möchten, und ſie vermehren noch ihre Schuld dadurch, daß ſie das Unglück nicht ſehen wollen.

So iſt es auch in der Tagespolitik. Das Reich, die Länder und die Kommunen befinden ſich in einer geradezu deſolaten Finanzverfaſſung. Es iſt nicht mehr möglich, den laufenden Bedarf aus den laufenden Einnahmen zu decken. Der Reichsfinanzminiſter muß zur Begleichung dringendſter täglicher Verpflichtungen bei den Großbanken fortlaufend Kredite aufnehmen. Er zehrt alſo die Subſtanz auf, verwüſtet durch ſein verantwortungsloſes Geldgebaren den deutſchen Beſitz, höhlt die Baſis aus, auf der wir ſtehen. Nun wird kein vernünftiger Menſch behaupten wollen, daß wir ſchuld ſind an dieſem verzweifelten Zuſtand. Wir haben in den zehn Jahren, in denen wir parteimäßig beſtehen, keinen Anteil gehabt an der Regierung, weder im Reich noch in den Ländern. Ganz im Gegenteil: wir ſind nicht müde geworden, gegen dieſes Syſtem der Verramſchung unſeres Nationalbeſitzes immer und überall, wo wir Gelegenheit dazu hatten, auf das entſchiedenſte zu proteſtieren. Die Kataſtrophe iſt alſo nicht durch uns, ſondern gegen uns und unſere Mahnungen gekommen. Nun ſie da iſt, nehmen wir uns das Recht heraus, ſie beim Namen zu nennen. Wer treibt nun Kataſtrophenpolitik? Der, der die Kataſtrophe verſchuldete, oder der, der ſie feſtſtellt? Wäre unſere verzweifelte Lage etwa weniger verzweifelt, wären unſere Finanzen in Ordnung, unſere Freiheit geſichert und unſer Brot garantiert, wenn es keine Nationalſozialiſten gäbe? Und iſt es nicht vielmehr ſo, daß wir uns heute überhaupt nur noch halten können deshalb, weil unſere unabläſſige Kritik die gegenwärtigen Gewalthaber vor noch ſchlimmerem Wahnſinn bewahrte, als ſie ihn ohnehin ſchon ſeit Jahren mit ſtaatlichen Mitteln betreiben?

Daß wir proteſtieren und unſerm Proteſt durch wohlüberlegte Anträge in den Parlamenten draſtiſch Ausdruck geben, daß wir unſere Arbeit darauf einſtellen, dem Syſtem die Maske von der Fratze herunterzureißen, daß wir die roten Zaren zwingen, Farbe zu

bekennen, wer kann uns das verdenken? Wenn ihnen das unangenehm iſt, ſo ſollen ſie's ändern. Und wo ſie's nicht ändern, da wird über kurz oder lang das Volk ſein Urteil abgeben. Je größer die Not, deſto höher ſteigen unſere Chancen. Iſt dabei bewieſen, daß wir die Not verſchulden? Nein! Ganz im Gegenteil! Nur daß das Volk einzuſehen beginnt, daß nur wir der Not ein Ende machen können und wollen.

Wenn wir es nicht dulden, daß die deutſche Kataſtrophe ſich langſam und unmerklich vollzieht, für das Auge des Unwiſſenden faſt unſichtbar, ſo, daß das Volk ſich nach und nach an ſeinen Elendszuſtand gewöhnt, zukünftige Geſchlechter werden uns einmal Dank dafür wiſſen. Wenn wir der verſchleierten Kriſe ein Ende machen, den ſchleichenden Tod zu einem auch für die breiten Volksmaſſen erkennbaren Mord am deutſchen Volkstum vortreiben, das iſt nicht Kataſtrophenpolitik, ſondern Politik gegen die Kataſtrophe. Das wollen wir: aus der latenten Kriſe ſoll eine offene werden, die Dinge ſollen aufbrechen, das Volk muß wiſſen, wie ſeine Lage iſt, der gewerbsmäßigen Täuſchung der breiten Maſſen ſoll ein Ende geſetzt werden. Wir wollen und werden es nicht mehr dulden, daß man uns einen blauen Dunſt vormacht, daß man dem Volk ein Paradies auf Erden vorgaukelt, wo eine wahre Hölle ſeiner harrt.

Die Dinge ſtehen auf Spitz und Knopf. Die Kataſtrophe braucht nicht mehr zu kommen. Sie iſt ſchon da. Wir allein haben den Mut, dem Volk die furchtbare Wahrheit zu ſagen. Aber wir geben ihm auch das Mittel an die Hand, dem drohenden Zuſammenbruch wirkſam zu begegnen.

Sie ſollen uns dafür Kataſtrophenpolitiker ſchelten. Wir haben die Kataſtrophe weder gemacht noch gewollt. Aber wir werden ſie einmal mit radikalen Mitteln beendigen. 15. Dezember 1929.

Ein Zeitprogramm

Es gibt zwei Arten der politiſchen Betätigung: entweder ich ſitze in der Regierung, oder ich ſtehe in der Oppoſition. Schon in der Wortgebung kommt der tiefe Unterſchied dieſer beiden Arten, Politik zu betreiben, zum Ausdruck. In der Regierung ſitzt man, in der Oppoſition ſteht man. Dazwiſchen liegt eine dritte Art, bei der man gewiſſermaßen in der Regierung ſteht oder in der Oppoſition ſitzt. Das iſt jene Art oppoſitioneller Regierungstätigkeit oder regierungs-

mäßiger Oppoſition. Sie iſt kein Kampf gegen das Syſtem und noch viel weniger eine bedingungsloſe Hingabe an das Syſtem. Wir kennen ſie alle aus der parlamentariſchen Praxis. Sie kommt immer dann zum Ausdruck, wenn eine Partei in der Regierung ſitzt, der es dabei nicht ganz wohl zumute iſt, oder wenn eine Partei in die Oppoſition hineingedrängt wird, die gern in der Regierung ſitzen möchte. Die klaſſiſchen Beiſpiele dafür ſind in Deutſchland die SPD. und die DNVP.

Dieſe zwei, drei Arten von Politik haben ſich ihre verſchiedene Programmatik geſchaffen. Eine Regierungspolitik hat meiſt kein Programm, ſie handelt. Eine Oppoſitionspolitik vertritt dem Syſtem gegenüber eine Weltanſchauung, und die zwiſchen beiden liegende halbe Oppoſition verficht ein Programm auf Abruf. Die Regierung handelt nach einer Weltanſchauung, und der Zwitter zwiſchen ihnen nimmt von beiden etwas. Er möchte gern handeln, wo er kritiſiert, und er kritiſiert gern, wo er handeln ſoll.

Gemeinſam iſt allen dreien, ſolange ſie im Betrieb des demokratiſchen Parlamentarismus verhaftet ſind, die Wandelbarkeit ihrer Programmatik. Sie ſtellen ihre Forderungen auf Zeit ein, vertreten ſie nicht auf Grund einer Weltanſchauung, ſondern in Verfolg eines wechſelnden, tauſend Schwankungen unterworfenen Opportunismus. Der Parlamentarismus hat ſie alle im Kern vergiftet. Sie ſind angewieſen auf die Gunſt der öffentlichen Meinung und damit auf die Zuſtimmung der breiten Maſſen. Sie ſind alſo folglich gar nicht in der Lage, Politik der Verantwortung zu betreiben. Sie ſtellen ihr ganzes Handeln ein auf Erhaltung der Popularität, faſſen ihre Entſchlüſſe unter dem Druck der öffentlichen Meinung und meiſt ohne Rückſichtnahme auf Überzeugung und beſſere Einſicht.

Parteien, die zum Selbſtzweck geworden ſind, haben ein unmittelbares Intereſſe nur an der Erhaltung ihrer eigenen Exiſtenz, niemals an der reſtloſen Durchführung ihres Programms. Denn iſt ihr Programm durchgeführt, dann verlieren ſie ihren Zweck und ihre Daſeinsberechtigung und müßten füglich der Auflöſung anheimfallen. Aus dieſer prekären Situation heraus iſt ihr Beſtreben zu erklären, durch Aufſtellung immer neuer Forderungen die Inſtinkte der breiten Maſſe zu reizen. Sie leben von der Unzufriedenheit ihrer Anhänger, und wo die zu ſchwinden droht, da erhalten und ſteigern ſie ſie durch Proklamation immer anderer phantaſtiſcher Ziele, was dann am

Ende ja darauf hinauslaufen muß, überhaupt ein Programm aufzuſtellen, das an ſich unerfüllbar iſt, um damit die Daſeinsberechtigung des Parteikörpers zu verewigen.

Die Nationalſozialiſtiſche Deutſche Arbeiterpartei lehnt dieſes im parlamentariſchen Betrieb beliebte Verfahren auf das ſchroffſte ab. Sie iſt als Partei nicht Selbſtzweck, ſondern nur Mittel zum Zweck. Ihr Selbſtzweck iſt das Wohl und die Freiheit des deutſchen Volkes. Dieſem Selbſtzweck hat ſie einen für den täglichen Gebrauch dienenden Ausdruck in den fünfundzwanzig Theſen ihres Programms gegeben. Das Programm der Nationalſozialiſtiſchen Deutſchen Arbeiterpartei iſt nicht zu einem beſtimmten zeitlichen Zweck aufgeſtellt, es iſt als Programm unabänderlich. Das heißt nicht, daß es im Äußeren, im Stil, in der Darſtellung die beſtmögliche Form unſeres politiſchen Willens ſein muß, aber der Wille ſelbſt, der in ihm zum Ausdruck kommt, iſt einmalig klar, eindeutig und überzeitlich.

Darum wird in dem den fünfundzwanzig Theſen unſeres Programms vorausgeſetzten kurzen Einleitungswort dieſes als „Zeitprogramm" bezeichnet. Das ſoll nicht etwa bedeuten, Programm auf Abruf. Das heißt: Die Formulierung dieſer Theſen iſt der Ausdruck eines ewig bleibenden nationalſozialiſtiſchen Willens und einer unveränderlichen nationalſozialiſtiſchen Geſinnung für dieſe Zeit. Hier iſt der Verſuch gemacht, aus dem Bleibenden das zeitlich Bedingte zu ſubſtantiieren. Hier findet eine Idee, eine Weltanſchauung Ausdruck im Realen, und darum iſt dieſer Ausdruck, wie immer, wenn Tranſzendentales ſich zu realiſieren ſucht, behaftet mit allen Unzulänglichkeiten, die jedem Menſchenwerk eigentümlich ſind, das ſeine Idee aus dem Göttlichen und ſeine Materie aus dem Irdiſchen nimmt.

Unſere Geſinnung iſt ewig und unwandelbar. Sie läßt ſich nicht verändern und nicht ſteigern. Sie iſt der letzte hinreißende Ausdruck einer neuen Weltanſchauung. Dieſe Weltanſchauung iſt einmalig und deshalb unveränderlich.

Unſere Programmatik verleiht dem klaſſiſchen Ausdruck in dem Satz:

„Das Programm der Deutſchen Arbeiterpartei iſt ein Zeitprogramm. Die Führer lehnen es ab, nach Erreichung der im Programm aufgeſtellten Ziele neue aufzuſtellen nur zu dem Zweck, um durch künſtlich geſteigerte Unzufriedenheit der Maſſen das Fortbeſtehen der Partei zu ermöglichen."

29. Dezember 1929.

Kampfjahr 1930

Wenn wir bisher beim Jahresabſchluß eine Stunde Muße fanden, Rückſchau zu halten auf die vergangenen und Ausſchau auf die kommenden zwölf Monate, ſo taten wir das immer mit einer geheimen Bitterkeit. Nicht, als ob wir je an der Richtigkeit und an dem endgültigen Sieg unſerer Bewegung gezweifelt hätten. Sie war für uns in den Stürmen der Zeit der ruhende Pol in der Erſcheinungen Flucht, das einzig Bleibende unter den wechſelnden Erſcheinungen des Alltags, daran wir uns mit all unſerem Glauben und all unſerer Inbrunſt klammerten, um in der feigen Skepſis der Gegenwart nicht verzweifeln zu müſſen. Aber wir ſchauten doch zurück auf harte und ſchwere Kampfjahre, ohne daß uns am Himmel unſerer Sehnſucht ein Stern des Erfolges aufgegangen wäre. Wir hatten zähes und ſchollenſchweres Ackerland gepflügt und Saat in die Furchen geſtreut; aber wir warteten doch vergebens auf den Tag der Ernte.

Das iſt nun anders geworden. Der Wind hat umgedreht, und es geht nun näher zur Ernte hin. Das Jahr 1929 war nicht nur ein Jahr des Kampfes, es war auch ein Jahr des Erfolges. Noch bei ſeinem Beginn ſtand unſere Bewegung in der Anonymität, von Spott und Hohn der Öffentlichkeit umgeben, hinter einer Eiswand des Boykotts. Und dann begann mit einem Male ihr triumphaler Aufſtieg. Wir erlebten Wahlen in allen Teilen des Reiches, bei denen die anderen Parteien die ausnahmsloſen Verlierer und die NSDAP. die einzige Siegerin blieben. Und zwar blieb dieſer Aufmarſch einer neuen Front des bewußten Aktivismus nicht auf Stände, nicht auf Berufe, nicht auf Konfeſſionen und nicht auf Landſchaften beſchränkt. Er ging quer durch die alten und überlebten Klaſſengebilde des dahinſinkenden bürgerlich-marxiſtiſchen Deutſchlands, und es bekannten ſich zu unſerem Ideal der Bauer und der Städter, der Arbeiter und der Bürger, der Proteſtant und der Katholik, der Nord- und der Süddeutſche. Es war in der Tat ein Aufbruch der Nation, wie er in dieſer exploſiven Leidenſchaftlichkeit bis dahin noch nicht erlebt ward. Und dieſer Aufbruch iſt nicht im mindeſten zum Stillſtand gekommen. Er wächſt ſelbſt mitten in dieſen Wochen der politiſchen Ruhe lawinenartig an, und heute vermögen wir noch gar nicht abzumeſſen, wohin er in den nächſten Monaten treiben wird.

Da haben wir wohl allen Grund, auf das Jahr 1929 mit tiefer

Befriedigung rück- und auf das Jahr 1930 mit großer Zuverſicht vorzuſchauen. Was wir ſeit zehn Jahren mit allen Faſern unſeres Herzens erſehnten, es iſt nun beglückende Wirklichkeit geworden: die Dinge ſind ins Rollen gekommen. Die Erſtarrung des politiſchen Lebens in Deutſchland iſt einer erfriſchenden Lebendigkeit gewichen. Die Lager haben ſich geſchieden und in der Scheidung neu formiert, und es unterliegt heute keinem Zweifel mehr, daß es uns in den vergangenen zwölf Monaten mindeſtens gelungen iſt, der Front der Oppoſition vor allem in Idee, Taktik und Methode unſeren Stempel aufzudrücken. Wo heute in Deutſchland rebellierende politiſche Gruppen vorſtoßen, wo die Ideale eines neuen Staatsbewußtſeins mit Leidenſchaft gefordert werden, wo man Proteſt einlegt gegen das Lügen- und Schandregiment dieſer Republik, da geſchieht es unter unſerem Feldgeſchrei. Wir geben heute der Aufmarſchbewegung eines kommenden Deutſchlands Tempo, Idee und Parole. Aus der verachteten und verleumdeten Sektierergruppe von geſtern iſt die heißumſtrittene, redlich gehaßte, aber auch mit Inbrunſt geliebte Trägerin der deutſchen Oppoſition überhaupt geworden.

Es wäre falſch, wollten wir dabei verkennen, daß uns bei unſerem atemberaubenden Aufſtieg Fortuna treu zur Seite ſtand. Gewiß haben wir Glück gehabt, für das wir nicht konnten; aber Glück muß eben der haben, der den Sieg an ſeine Fahnen heften will. Darüber hinaus jedoch wollen und dürfen wir nicht vergeſſen, daß wir uns das meiſte von unſeren Erfolgen durch Arbeit, Opfermut und politiſche Leidenſchaft redlich verdient haben. Es muß das auch einmal geſagt werden. Nur die Lumpe ſind beſcheiden. Keine andere Partei kann ſich heute mit uns meſſen an Fleiß und Beweglichkeit, an Zähigkeit und Aktivität, an Angriffsgeiſt und Tempo. Glück hin und Glück her: auf die Dauer hat es nur der Tüchtige.

Und ſo treten wir voll Erwartung und Hoffnung, bis zum Berſten gefüllt mit Unternehmungsluſt und eifernder Hingabe, in das Jahr 1930 hinein. Es wird ein Kampfjahr in des Wortes beſter Bedeutung werden. Die zunehmenden Kriſen im wirtſchaftlichen und politiſchen Leben werden ſich zu ſpontanen Kataſtrophen verdichten: und ſie erfordern von uns Klarheit im Ziel, Geradheit in der Taktik und Unbeugſamkeit in der Methode. Wir ſind nicht mehr eine Partei von Außenſeitern. Heute ſchon ſchaut Deutſchland auf uns und morgen vielleicht die Welt. Wie dieſe Demokratie zuſammen-

ſchrumpft und politiſch verkruſtet, ſo wächſt unſere Bewegung und gewinnt an Tempo und Manövrierfähigkeit. Der Kampf hat ſie — ohne daß die, die ihn uns aufzwangen, ahnten, was ſie damit taten — eiſern und hart geſchmiedet. An ihrem unerſchütterbaren Willen werden alle Terroriſierungsverſuche und Verfolgungsmaßnahmen zerſchellen. Das iſt vorbei, daß man uns einfach mit einem Federſtrich irgendeines wildgewordenen politiſchen Funktionärs aus der Welt der Tatſachen ausſtreichen konnte. Die NSDAP. iſt bereits, ohne daß ihre Gegner es wiſſen und wahrhaben wollen, in den Anfang ihrer geſchichtlichen Miſſion hineingewachſen.

Klar Schiff! Die Segel ſind geſpannt und blähen ſich ſtolz im ſcharfen Wind, der über Deutſchland hinwegfegt. Hoch vom Deck klingen die dröhnenden Rhythmen der Mannſchaft, die, auf Gedeih und Verderb aneinandergekettet, die Ausfahrt wagen will. Mitten hinein ins Sturmjahr 1930! Aufs Meer der politiſchen Kämpfe, wo um den letzten Sieg gerungen werden ſoll!

Mögen die Stürme blaſen und aufheulen, ſie ſchrecken uns nicht mehr. Im Sturm wuchſen wir auf, und im Sturm werden wir ſiegen oder fallen!

Die Sirenen heulen, die frohe Ausfahrt beginnt!

Auf, Matroſen, die Anker gelichtet!

2. Januar 1930

Die Partei

Die Nationalſozialiſtiſche Deutſche Arbeiterpartei hat im Laufe des letzten Jahres einen Aufſchwung genommen, der wohl in der geſamten deutſchen Parteigeſchichte einzig daſtehend iſt. Dieſer Aufſtieg iſt heute noch nicht im mindeſten ins Stocken gekommen. Ganz im Gegenteil! Man ſpürt es direkt, wie dieſe Bewegung Tag für Tag Feſtung um Feſtung erobert, wie ſie ſich machtvoll und ſiegreich in Stadt und Land durchſetzt und gerade da am triumphalſten zum Durchbruch kommt, wo ſie nach anfänglichem Widerſtand die erſten Hinderniſſe und Hemmungen überwindet und dann in geradezu atemberaubendem Tempo das anfänglich Verſäumte einholt.

Es wäre müßig, im einzelnen all den Gründen nachzuforſchen, die zu dieſem unaufhaltſamen Wachstum geführt haben und noch weiterhin führen. Gewiß iſt ein großer Teil ihrer Erfolge in der ſo

gewitterhaft geballten politiſchen Atmoſphäre der letzten Monate zu ſehen, in den zunehmenden wirtſchaftlichen und politiſchen Kataſtrophen, die ja im allgemeinen und zwangsläufig die breiten Maſſen der Mitläufer radikalen Organiſationen zutreiben. Aber es wäre doch ſehr kurzſichtig und zeugte von einem bedenklichen Mangel an Erkenntnis der wirklich treibenden Kräfte der Gegenwart, wollte man hier allein die Urſachen unſerer Erfolge ſehen. Weit über Tagesbedingtheiten hinaus beginnt heute unſere Bewegung doch immer mehr ſichtbar zu werden als prägnanteſter Ausdruck jenes großen Aufbruchs deutſchen Willens, deſſen Kräfte, bisher unter Schutt und Schlamm der Revolte faſt erſtickt, nun allmählich und unaufhaltſam zum Licht dringen.

Sei dem, wie ihm wolle. Uns jedenfalls obliegt in dieſer Entwicklung die Pflicht, dafür zu ſorgen, daß unſere Tageserfolge zu Dauererfolgen werden, nicht zuzulaſſen, daß die breit anſtrömenden Wogen dieſer hinreißenden Flut am Ende elend im Sand verlaufen — Spreu vom Weizen zu ſcheiden und unbeirrt und folgerichtig gerade jetzt die Aufgaben in Angriff zu nehmen, die zwar im Augenblick weniger populär, für eine endgültige Meiſterung des deutſchen Schickſals aber um ſo notwendiger erſcheinen.

Am unabweisbarſten erſcheint uns da die Aufgabe, aus der marſchierenden Truppe immer bewußter und zielſicherer die Unterführerſchaft herauszuziehen, deren wir ſpäter einmal und unbedingt zur reſtloſen Durchſetzung des Staates mit unſerer Weltanſchauung bedürfen. Unſere Partei hat ein glänzendes Gefolgſchaftsmaterial, und daß ihre höchſten Spitzen mit ſcharfen und radikalen Köpfen beſetzt ſind, ſteht wohl auch außerhalb der Bewegung außer allem Zweifel. Nur fehlt uns, und zwar iſt das augenblicklich unſer bedeutſamſter Mangel, die ausgebildete und in der Parteiſchule zielbewußt trainierte Unterführerſchaft. Die kann man nicht kommandieren, die muß man erziehen. Faſt jeder Gauführer klagt darüber, daß er ſeine wichtigſten Arbeiten in der Hauptſache allein machen müſſe, da er ſich im entſcheidenden Augenblick nur auf ſich ſelbſt verlaſſen könne. Dem muß und kann abgeholfen werden, und zwar dadurch, daß die verantwortlichen Stellen ſich ihre Mitarbeiter heranziehen, daß ſie ihnen ein feſtumriſſenes Arbeitsgebiet zuteilen, ſie ſich darin einarbeiten und ihnen dann aber auch Initiative und Verantwortung laſſen. Dadurch heben ſie den Arbeitseifer und die Verantwortungs-

freudigkeit. Nicht einer ſoll alles machen. Vielmehr müſſen die Maßgebenden ihre Hauptaufgabe darin ſehen, die Arbeiten richtig zu verteilen, keinem Laſten aufzubürden, die er nicht tragen kann, und dann in allen zuſtändigen Reſſorts nach dem Rechten zu ſchauen.

Dadurch erreichen wir zweierlei: erſtens daß der Kreis der verantwortlichen Mitarbeiter wächſt, und zweitens, daß die mit der Hauptlaſt überbürdeten führenden Parteigenoſſen etwas entlaſtet werden und ihre Arbeitskraft wenigſtens hier und da für Dinge frei machen können, die zwar noch nicht heute, aber vielleicht morgen von weittragender Wichtigkeit ſind. Es iſt ein Unding, von einem Menſchen jahrelang zu verlangen, daß er alles und jedes macht und darüber hinaus auch noch Zeit findet, ſich geiſtig weiterzubilden. Auch unſere Bewegung iſt nicht unerſchöpflich an Reſerven, und nichts Schlimmeres könnte uns zuſtoßen, als daß ſie ſich einmal in den Hauptquellen leerläuft. Macht aus den Mitläufern Mitarbeiter! Verteilt unter ſie die vielgeſtaltigen Aufgaben, die die Partei heute organiſatoriſch und propagandiſtiſch zu löſen hat, und legt die produktivſten Kräfte frei zur geiſtigen Vorbereitungsarbeit für morgen und übermorgen.

Und noch eins: je mehr die Partei wächſt, um ſo ſtärker ſtrömen auch Elemente in ſie hinein, die nicht hineingehören. Bei uns ſoll nicht die Zahl, ſondern der Wert entſcheiden. Auch da kann eine illuſionsloſe Nüchternheit niemals von Schaden ſein. Parteigenoſſen, die ihre einzige Pflicht der Partei gegenüber darin ſehen, nur mit Ach und Krach ihre Mitgliedsbeiträge zu bezahlen, gehören nicht in unſere Front, ganz zu ſchweigen von denen, die ſelbſt das nicht einmal tun. Da iſt eine „goldene Rückſichtsloſigkeit" durchaus am Platze. Ein fauler Kunde kann, läßt man ihn jahrelang unter einer kämpfenden Gruppe demoraliſierend wirken, auf die Dauer die ganze Gruppe aktionsunfähig machen. Nichts verdirbt mehr als ſchlechte Beiſpiele. Unſere Bewegung iſt und bleibt eine Partei der Ausleſe. Es ſoll immer mehr eine Ehre ſein, der Partei als kämpfendes Mitglied anzugehören, und nichts iſt unwürdiger und dem Charakter unſerer Bewegung widerſprechender, als um Mitglieder betteln zu gehen. Wer kommt, der iſt willkommen. Aber dann ſoll er auch, wie wir, Pflichten erfüllen und nicht Rechte fordern. Und hin und wieder tun die einzelnen Kaders gut daran, ihre Reihen durch eine General-

ſäuberung zu reinigen, um damit Platz für einen geſunden Zufluß zu ſchaffen.

Die Aufgaben, die die Partei in nächſter Zeit zu löſen haben wird, gehen faſt über das Menſchenmögliche hinaus. Nur wirklich feſte und unbeirrte Kampfnaturen werden ſie meiſtern können. Sorgen wir ſchon heute dafür, daß die Bewegung, kommt es einmal darauf an, innerlich und äußerlich den Anforderungen gewachſen iſt, die das Schickſal an ſie ſtellt.

30. März 1930

Führertagung

Der politiſche Laie fragt ſich manchmal verzweifelt und ohne daß er darauf eine Antwort finden könnte, woher denn eigentlich der für ihn ſo gänzlich unverſtändliche Aufſtieg der nationalſozialiſtiſchen Bewegung komme. Er hat meiſtens keine Ahnung von dem weltanſchaulichen Gedankenkreis unſeres Programms, viel weniger aber noch von dem organiſatoriſchen Aufbau unſeres Parteiapparates ſelbſt; deshalb verfällt er immer wieder in den Fehler, die NSDAP. mit irgendeiner anderen Partei zu vergleichen, und kommt dann allerdings bei ſeinen Unterſuchungen zu keinem Schluß. Die ganze Angelegenheit iſt für ihn ein Buch mit ſieben Siegeln, und je nach ſeiner inneren Veranlagung fühlt er ſich von ihr mit einem heimlichen Gruſeln angezogen, er wendet ſich, weil er ſie nicht verſteht, unintereſſiert davon ab, oder er nimmt dagegen Stellung, weil ihm „die janze Richtung nicht paßt".

Der Tieferſchauende jedoch, der ſich die Mühe macht, den Dingen auf den Grund zu gehen, wird bald bis zum Geheimnis unſerer Weſenheit und damit auch unſeres Erfolges vorſtoßen. Es beſteht genau beſehen in zweierlei: wir ſind Vertreter einer Weltanſchauung, und die Methoden, nach denen wir ſie verfechten, beruhen auf Geſetzen von ewiger Allgemeingültigkeit. Als Weltanſchauungsgruppe gerät unſere Partei niemals in die Gefahr, in Intereſſenklüngel und Geſchäftscliquen zu zerfallen. Bei aller Verſchiedenheit der Ziele, die ſie verficht, und der Charaktere der behandelnden Perſonen, iſt Führer und Gefolgſchaft zuſammengeſchweißt durch einen einheitlichen, niemals veränderlichen prinzipiellen Grundzug. Was uns im einzelnen

ſachlich und perſönlich trennen könnte, das iſt unweſentlich und bedeutungslos im Hinblick auf das große gemeinſame Ziel, das wir verfolgen. Die Organiſation der Partei iſt für uns nur ein notwendiges Übel. Aber weil dieſes Übel ſo notwendig iſt, wird es mit allen Mitteln der Technik aufgezogen und ſtetig vervollkommnet.

Eine Organiſation hat auf die Dauer nur dann Beſtand, wenn ſie ein klarumriſſenes Ziel hat und wenn die Geſetze, nach denen ſie aufgebaut iſt, dem Weſen der Organiſierten entſprechen. Sie darf nicht am grünen Tiſch erdacht ſein, ſie muß vielmehr in lebendiger Entwicklung aus dem blutvollen Leben herauswachſen. Ihr Zweck iſt nicht, die Organiſation zu ſpalten, ſondern ſie zu einigen, nicht Rückſicht zu nehmen auf die tauſendfältigen Verſchiedenheiten in der Gefolgſchaft, ſondern vielmehr ihre Gemeinſamkeiten in den Vordergrund zu ſtellen. Organiſation bedeutet immer Opfer. Wer nicht auf Einzelgängerei verzichten kann, gehört nicht in eine Organiſation hinein. Organiſierte ſind immer Menſchen, die bereit ſind, einem gemeinſamen großen Ziel zuliebe auf, wenn auch noch ſo teure, kleine perſönliche Überzeugungen zu verzichten, um damit die Möglichkeit zu ſchaffen, eine größere und ungleich zukunftsträchtigere Überzeugung in die reale Wirklichkeit zu überſetzen.

Das hat die NSDAP. frühzeitig erkannt, und ihre geſamte Organiſation iſt auf dieſer Erkenntnis aufgebaut. Auch bei uns gibt es Verſchiedenheiten die Menge, in der Auffaſſung von taktiſchen Fragen, in der Beurteilung politiſcher Situationen, in der Einſchätzung gegneriſcher Parteien und Perſonen, in den Charakteren der Führer, der Gaue, der Landſchaften, der Gefolgſchaften. Es wäre ſchade, wenn dem nicht ſo wäre. Aber all dieſe Unterſchiede werden ehern und eiſern zuſammengehalten durch die Parteidiſziplin. Man trägt ſie aus von Mann zu Mann, und, was noch beſſer iſt, im edlen Wettbewerb um die Palme des Erfolges. Und über all dem Tun und Treiben ſteht die unerſchütterliche Autorität des Führers. Er leitet, er ſammelt, er ſpornt an und treibt vorwärts. Das iſt es, was uns Sieg über Sieg erkämpfen läßt. Während die andern Zeit und Kraft in fruchtloſen Diskuſſionen vergeuden, ſtößt die geeinte Wucht und geſammelte Kraft dieſer Kampfpartei nur nach außen gegen den Feind. So haben wir es ſeit je bei uns gehalten in der Partei dem Mitkämpfer gegenüber von unendlicher Langmut und grenzenloſer Verſtändigungsbereitſchaft. Außerhalb der Partei von unerbitt-

licher, grauſamer Gegnerſchaft gegen die Front, die wir bekämpfen. Die Partei hat Anſpruch auf Unterordnung und Diſziplin des Einzelnen, und weil dieſe Forderung von Führern und Gefolgſchaften ſo vorbildlich befolgt wird, darum iſt die NSDAP. heute in ihrer Geſchloſſenheit die einſatzfähigſte und muſtergültigſte Organiſation, die das politiſche Deutſchland aufzuweiſen hat.

Das kam vor allem auf der letzten Führertagung der Partei am vergangenen Sonnabend und Sonntag zum Ausdruck. Noch niemals wurde von der Leitung der Partei ſo einig und ſo geſchloſſen dieſem Willen zur Diſziplin Ausdruck gegeben wie hier. Wenn unſere Gegner glaubten, bei uns ein ähnliches Trauerſpiel zu erleben wie bei irgendeinem bürgerlichen Parteikadaver, dann haben ſie ſich gründlich geirrt. Die Männer, die hier zuſammenſaßen, kamen nicht vom grünen Tiſch, nicht aus der dunſtigen Atmoſphäre der Parlamente, nicht aus irgendeinem Arbeitgeber- oder Gewerkſchaftsbüro. Sie verbringen ihre Tage in der Kampfarena des politiſchen Tagesſtreits. Es ſind keine Literaten und Salonſchwadroneure, ſondern Kampfnaturen, eigenwillig und knorrig gewachſen in den Stürmen des Lebens. Für ſie iſt der Sozialismus keine Angelegenheit des Klamauks oder weinerlicher Sentimentalität. Er fängt bei dem bedrückten Bruder an und hört bei den Grenzen des Landes auf. Sie wollen nicht die Welt befreien, ſondern ihrem Volk das tägliche Brot zurückerobern und darüber hinaus in einer verwegenen Kühnheit einen Staat aufbauen, der auf ein Jahrtauſend dem verfallenden Europäer ein neues Geſicht gibt. Sie kamen nicht zuſammen, um ſich zu zanken oder in fruchtloſen Redeſtreiten billige dialektiſche Kunſtſtücke vorzuführen; ſie wollten Kraft holen und Kraft geben.

Als ſie nach der lapidaren Rede des Führers ſchweigend aufſtanden und die Hände zum Gruß erhoben, da leuchtete in ihren Augen ein glühender, dämoniſcher Wille. Und als ſie auseinandergingen, da ſchlugen ſie wortlos die Fäuſte aufeinander; wir werden es ſchaffen, weil wir es ſchaffen wollen!

Sie erließen keine Erklärungen, denn bei ihnen iſt alles klar.

Ja, ſie werden einmal das Reich erobern, dieſe Männer voll ſchweigender, wilder Leidenſchaft.

4. Mai 1930.

Männer der Zukunft

Zwar will es die Journaille noch nicht wahrhaben, und die alten Parteipäpste sträuben sich mit Händen und Füßen gegen diese Erkenntnis. Aber im Ausland beginnt man das schon allmählich einzusehen, und bei uns zu Hause sagt es einer dem anderen: daß der Siegeszug der NSDAP. nicht mehr aufzuhalten ist, und daß die Nationalsozialisten die Männer der Zukunft sind. Wir empfinden nichts Außergewöhnliches bei dem Gedanken, daß diese Zukunft erreichbar vor uns liegt und das Schicksal uns vielleicht eher, als wir glauben, vor entscheidende Aufgaben stellen wird. Wir haben nie daran gezweifelt, die Entwicklung, die sich jetzt allenthalben anbahnt, ist von uns seit Jahren vorausgesagt worden, und wir erleben heute nur die Bestätigung dieser Voraussagen, man möchte fast sagen, als wäre es selbstverständlich.

Die Bewegung tritt nach und nach in die letzte Etappe ihres Aufstiegs. Sie hat längst die Zeit einer bloßen Agitation hinter sich und fängt nun an, hier und da schon Politik im großen Sinne, das heißt Staatspolitik zu betreiben. Männer, die gestern noch als Phantasten, Hetzer, Putschisten und Hochverräter verschrien waren, stehen heute im Begriff, in ausschlaggebende Staatsstellen einzurücken. Die legale Eroberung der Republik ist in vollem Gange. Vielleicht werden wir eines Tages, ohne daß wir uns viel darum anzustrengen brauchen, das Heft in die Hand bekommen. Der Gedanke daran hat für uns schon jeden sensationellen Reiz verloren. Wir erzittern dabei nicht mehr in einem geheimen Schauder, sondern überlegen schon, wie wir es machen werden, wo wir anfangen und wohin wir die Dinge treiben wollen. Aus der Romantik unserer Ziele ist jetzt harte und unerbittliche Wirklichkeit geworden, und die Männer der Utopie sind heute kühle und tagesnahe Realisten.

Das ist gut so. Der Wille zur Macht verträgt es auf die Dauer nicht, daß er nur Theorie und Ideal bleibt. Er muß sich feste, scharfumrissene und erreichbare Ziele stellen und dann auch mit ganzer Kraft auf diese Ziele lossteuern. Der Weg zum endgültigen Ziel muß in Etappen zerlegt werden, und die Etappen müssen auch im Bewußtsein des kleinen Mannes aus dem Volk übersichtlich sein. Je weiter wir vorschreiten, desto mehr haben wir die Pflicht, uns selbst auf unsere wachsenden Aufgaben vorzubereiten, damit wir nicht

eines Tages vor der Macht ſtehen und nichts damit anzufangen wiſſen.

Wir kommen faſt alle aus der Agitation. Der geiſtige Widerſtand gegen ein Syſtem der Unfähigkeit und Korruption hat uns in die Politik hineingeworfen. Als wir anfingen, da dachte wohl kaum einer von uns daran, daß wir ſelbſt einmal berufen würden. Aber wie die Bewegung wuchs, ſo ſind wir mit ihr gewachſen. In unſerem ſtändigen Verkehr mit der breiten Maſſe lernten wir das Volk kennen, ſeine Bedrängniſſe und ſeine Bedürfniſſe, wie es denkt und wie es fühlt. Im Aufbau der Partei erprobten wir unſere organiſatoriſchen Talente, ſtellten feſt, was erreichbar iſt und was nicht. In der Arbeit mit all den Sektionen, Ortsgruppen und Gauen erfuhren wir, wie man eine Organiſation aufſtellt und wie man ſie verwaltet. Wir mußten unſere Finanzen in Ordnung bringen und in Ordnung halten, den Widerſtänden von Parteien und Staatsgewalt gegenüber hatten wir uns durchzuſetzen. Wir ſtärkten dadurch unſer Wiſſen und unſeren Charakter und feſtigten unſeren Willen. Freund und Feind waren unſere Lehrmeiſter, und in allem, was an uns herantrat, waren wir ihre gelehrigen Schüler.

Gewiß, zu vielem noch fehlte es uns an Ruhe, Sammlung und Zeit. Wir mußten manches ungetan laſſen, weil dringende Tagesaufgaben uns beanſpruchten, und oft vermochten wir nicht einzuſehen, warum denn die kleinen Erforderniſſe unſere Zeit und Kraft auffraßen, die, ſo meinten wir, für beſſere Aufgaben aufgeſpart werden konnten. Und trotzdem war es gut ſo, wie es war. Wir konnten uns nicht bequem und wirklichkeitsfern in die Sterne flüchten, ſondern wurden von der täglichen Arbeit immer wieder auf die wohlgegründete dauernde Erde zurückgeholt.

Aber eine ausſchlaggebende Wandlung haben wir doch alle mitgemacht: aus den bloßen Kritikern wurden im Verlauf der Arbeit aufbauende Menſchen, aus den Agitatoren ſchöpferiſche Politiker. Mehr und mehr machten wir uns vertraut mit den großen Aufgaben, die unſerer harren, und wo einer dem Tag eine Stunde ſtehlen konnte, da ſetzte er ſie ein für ſeine eigene Durchbildung, beſchäftigte ſich mit Dingen, die weniger heute denn morgen von Bedeutung ſind. Viele im Lande wollten das nicht verſtehen. Sie forderten den ununterbrochenen Einſatz der Perſon nur nach außen und dachten nie darüber nach, daß nur der auf die Dauer geben kann, der auch ein-

mal nimmt, und daß ſelbſt der größte Behälter ausläuft, wenn er nie aufgefüllt wird.

Mehr noch als bisher muß dieſe Arbeit an uns ſelbſt verſtärkt werden. Ein Volk führen iſt doch etwas anderes, als eine Partei organiſieren. Es gehört auch eine gewiſſe Technik dazu, und zweifellos ſind unſere Gegner in dieſer Technik haushoch überlegen. Verſtehen wir ſie im entſcheidenden Augenblick nicht, machen wir uns damit von ihnen abhängig, ſind auf ſie angewieſen und werden am Ende gar von ihnen um den Erfolg unſerer Arbeit geprellt.

Technik iſt erlernbar, und zwar um ſo leichter, je tiefer man das Weſen verſteht, das aller Technik zugrunde liegt. Die Politik als ſolche iſt von uns klar erkannt. Die Methoden ihrer Durchführbarkeit aber müſſen von uns Zug um Zug ſtudiert und erlernt werden. Das erfordert Zeit und Fleiß. Den Fleiß haben wir, die Zeit muß man uns laſſen. Die Männer, die für morgen etwas bedeuten wollen, müſſen ſich auf ihre Aufgaben vorbereiten. Je eher das geſchieht, deſto beſſer iſt es für die Partei. Erſt wenn ſie Erfahrung und Sicherheit in allem, was an ſie herantreten kann, gewonnen haben, werden ſie am Ende dem Pflichtenkreis gewachſen ſein, den ſie einmal auszufüllen haben.

27. Juli 1930

Der Führer

Zum Führer gehört dies: Charakter, Wille, Können und Glück. Bilden dieſe vier Grundbedingungen im genialen Menſchen eine harmoniſche Einheit, dann ergeben ſie in ihrer Geſamtheit den idealen Typ des geſchichtlich berufenen Mannes.

Der Charakter ſteht an der Spitze von allem. Wiſſen, Buchweisheit, Erfahrung und Routine ſind eher zum Schaden denn zum Nutzen einer Perſönlichkeit, wenn ſie nicht unterbaut und zuſammengehalten ſind durch die Stärke des Charakters. Der Charakter erſt bringt ſie zur vollen Geltung und Wirkſamkeit. Er bedingt in ſich Mut, Ausdauer, Energie und Konſequenz. Der Mut gibt dem Menſchen die Kraft, das Richtige nicht nur zu erkennen, ſondern auch zu ſagen und zu tun. Die Ausdauer verleiht ihm die Fähigkeit, einem einmal als verbindlich erkannten Ziel auch dann nachzuſtreben, wenn

ſich dem unüberwindlich ſcheinende Widerſtände entgegenſtellen, es zu proklamieren auch dann, wenn es unpopulär iſt und unpopulär macht. Die Energie mobiliſiert jene Kräfte im Menſchen, die ihn bereit machen, auch das Letzte für ein Ziel zu wagen und mit Verbiſſenheit darauf auszugehen, und die Konſequenz gibt dem Auge und Hirn jene zielſichere Schärfe der Erkenntnis und Logik im Denken und Handeln, die den wahrhaft großen Menſchen von der aus einem ins andere Extrem ewig umherirrenden breiten Maſſe heraushebt. Dieſe männlichen Tugenden ergeben insgeſamt das, was wir Charakter nennen. Charakter alſo iſt eine ins Bedeutende geſteigerte ſtil- und haltungsvolle Kraft.

Der Wille erhebt den Charakter aus dem Individualiſtiſchen ins Univerſaliſtiſche. Der Wille erſt macht den charaktervollen zum politiſchen Menſchen. Jeder Mann, der etwas bedeutet, will etwas, und zwar iſt er bereit, an die Durchſetzung ſeines Willens auch die letzten Mittel zu wenden. Der Wille unterſcheidet den bloß denkenden vom handelnden Menſchen. Er iſt der Mittler zwiſchen Erkenntnis und Vollendung. Es kommt nicht nur darauf an, daß wir das Richtige wiſſen, ſondern vielmehr und in der Hauptſache, daß wir das Richtige wollen. Dieſer Satz hat insbeſondere im Bereich der Politik ſeine allgemeingültige Bedeutung. Was nutzt es, wenn ich den Feind erkenne, mit dieſer Erkenntnis aber nicht den Willen verbinde, ihn zu vernichten! Viele wiſſen, warum Deutſchland zugrunde gegangen iſt, aber nur wenige folgern aus dieſem Wiſſen den Willen, das Unglück zu beenden. Das unterſcheidet den zur Führung Berufenen von dem, der bloß erkennt: daß er nicht nur den Willen zum Wollen, ſondern auch das Wollen zum Willen hat.

Es kommt aber in der Politik zuletzt nicht darauf an, was man will, ſondern darauf, was man erreicht. Dieſer Satz leitet über zur dritten Weſenheit des genialen politiſchen Menſchen: zum Können. Forderung bedingt Leiſtung. Führen heißt wollen und Wege weiſen zur Realiſierung deſſen, was man will. Die Geſchichte entſcheidet nicht ſo ſehr nach dem Erreichten. Gerade bei uns Deutſchen iſt es nötig, immer wieder darauf hinzuweiſen. Die Politik iſt eine öffentliche Angelegenheit, und man darf auf dem Gebiete der Allgemeinheit nicht nach den Geſetzen verfahren, die im Privaten vielleicht anwendbar erſcheinen. Wir Deutſchen neigen vielfach dazu, auch in der Politik das Gewollte für das Gekonnte hinzunehmen und jedem Schubbiack

zu verzeihen, wenn er nur betont, er habe das Gute und Richtige gewollt. „Wir haben zwar nicht ſozialiſiert", ſagt der Novembermarxiſt, „aber wir haben es wenigſtens gewollt." Darauf kommt es nicht an; wie es auch bei einem Geigenſpieler gleichgültig iſt, ob er Geige ſpielen will, er muß Geige ſpielen können. Wer in der Politik vorgibt, ein Volk erlöſen zu wollen, der muß vor allem die Fähigkeit dazu haben.

Charakter, Wille und Können, dieſe drei Vorbedingungen zum Führertum liegen im genialen Menſchen ſelbſt begründet. Sie ſind da, oder ſie ſind nicht da. Dazu kommt ein Viertes, das ihn ſozuſagen mit jeder Kraft verbindet, aus der er kommt, und deren Willen er als Werkzeug erfüllt: das Glück. Der Führer muß Glück haben. Seine Hand muß geſegnet ſein. Man muß an all ſeinem Tun und Laſſen erkennen können, daß er im Schutz und in der Obhut einer höheren Gewalt ſteht. Alles kann die Maſſe dem Führer verzeihen, nur nicht den Mangel an Glück. Da allein iſt ſie erbarmungslos.

Die Maſſe iſt nicht führerfeindlich; ſie wehrt ſich nur inſtinktiv gegen jene Uſurpatoren, die die Macht beanſpruchen, ohne dazu den Willen und die Fähigkeit mitzubringen. Der Führer iſt ebenſowenig maſſenfeindlich. Er verabſcheut nur die billige Methode einer feigen Maſſenſchmeichelei, die dem Volk Phraſen ſtatt Brot gibt.

Der Führer muß alles können. Das will nicht heißen, daß er in jedem die Technik der Dinge verſteht; aber er muß ihr Weſen kennen. Für die Technik ſetzt er die anderen ein, dienſtbare Geiſter, die das Getriebe ausmachen am Räderwerk der Politik.

Die Kunſt der Organiſation iſt einer der wichtigſten Faktoren im Fähigkeitsbereich des politiſchen Menſchen. Organiſieren heißt Arbeit und Verantwortung richtig teilen. Der Führer iſt gewiſſermaßen der Maſchinenmeiſter an dem Räderwerk einer bis ins kleinſte funktionierenden politiſchen Organiſation.

✠

Wir begehen heute feierlich den vierzigſten Geburtstag Adolf Hitlers. Wir glauben daran, daß das Schickſal ihn dazu berufen hat, dem deutſchen Volk den Weg zu zeigen. Darum grüßen wir ihn in Hingabe und Verehrung und wünſchen nur, daß er uns erhalten bleibe, bis ſein Werk vollendet iſt.

22. April 1929.

Wenn Hitler ſpricht

Es iſt das Weſen des Genies, das Große und Notwendige zu ſchauen, während das Talent es nur zu erkennen vermag. Das Genie bringt meiſt einen fundamental-ſchöpferiſchen Gedanken hervor und wandelt ihn in den mannigfaltigſten Formen ab. Das Talent fördert viele gute Ideen zutage, aber ſie ſind faſt ausnahmslos ſchon irgendwo und irgendwann einmal gedacht worden. Zum Genie gehört das Neue, das Schöpferiſche, die Überſchwenglichkeit und die Unbedingtheit. Das Talent begnügt ſich mit dem Auchgelten. Es iſt nicht einmalig, nicht zeitlos, nicht ewiggültig in ſeiner Wirkſamkeit wie das Genie. Werke des Talents ſind Ergebniſſe von Fleiß, Ausdauer und Begabung. Das Genie iſt ſelbſtſchöpferiſch allein durch die Gnade.

Im Inſtinkt wurzelt die tiefſte Kraft des wahrhaft großen Menſchen. Er vermag manchmal nicht einmal zu ſagen, warum alles ſo iſt. Er begnügt ſich damit: es iſt ſo. Und dann iſt es ſo. Was Fleiß und Wiſſen und Schulweisheit nicht zu löſen verſtehen, das kündet Gott durch den Mund derer, die er auserwählt hat. Genie auf allen Gebieten menſchlicher Wirkſamkeit iſt Berufung. Der ſchöpferiſche Dämon zwingt den großen Menſchen, ſo zu ſein und zu handeln, wie er iſt und handelt, und damit bringt er dann ſein Geſetz zur Erfüllung.

Wenn Hitler ſpricht, dann bricht von der magiſchen Wirkung ſeines Wortes aller Widerſtand zuſammen. Man kann nur ſein Freund oder ſein Feind ſein. Er ſcheidet die Heißen von den Kalten. Aber die Lauheit ſpeit er aus aus ſeinem Munde. Es gibt Menſchen, die ihn zum erſten Male als ihren glühendſten Gegner hörten, und nach zehn Minuten waren ſie ſeine leidenſchaftlichſten Anhänger. Er iſt der große Vereinfacher, der mit wenigen Worten von den zerriſſenen Problemen der deutſchen Gegenwart das Beiwerk abſtreift und ſie in ihrer ganzen herben, nackten, unerbittlichen Grauſamkeit zeigt. Vor ihm kann keine Phraſe beſtehen. Die Regierer Deutſchlands haben ſchon gewußt, warum ſie dieſem Mann das Reden verboten. Von ihnen aus geſehen paßt auf Hitler das Wort, das einmal Robespierre von Marat ſagte: „Der Mann iſt gefährlich, er glaubt, was er ſagt.“

Das Volk hat ein feines Empfinden dafür, ob man es ehrlich mit ihm meint. Der Nationalinſtinkt läßt ſich auf die Dauer nicht darüber hinwegtäuſchen, wenn ein Mann oder eine Bewegung anders

ſpricht, als ſie handelt, anders redet, als ſie denkt. Bei Hitler ſteht das außer allem Zweifel. Man lehnt ihn kategoriſch ab, oder aber man ſieht in ihm allein noch die Möglichkeit einer Wiederaufrichtung des Reiches. Aber niemand hat ihn je gehört, der nicht bis ins Innerſte davon überzeugt wurde, daß er ſelbſt an die von ihm vertretene Weltanſchauung glaubt.

Das iſt das Geheimnis ſeiner Kraft; ſein fanatiſcher Glaube an die Bewegung und damit an Deutſchland. Man hat ihm heute entgegengehalten, daß das, was er ſagt, Selbſtverſtändlichkeiten ſeien. Aber leider iſt ihr genaues Gegenteil heute in unſerer Politik ſelbſtverſtändlich. Warum kommt denn in Deutſchland niemand auf den Gedanken, ſeine Selbſtverſtändlichkeiten in die Praxis zu überſetzen?

Zum Staatsmann gehört dreierlei: die Gabe, inſtinkthaft zu ſchauen, die Gabe, dieſe Schau dem Außenſtehenden erkenntlich zu machen und die Gabe, ſie in politiſche Machtwerte umzuſetzen. Der Staatsmann muß zugleich Erkenner, Redner und Organiſator ſein. Dieſe drei Gaben finden wir bei Hitler. Deshalb iſt ſeine Propaganda heute ſchon mehr als Rede. Sie iſt Politik, auch wenn er in der Oppoſition ſteht. Sie iſt der Mittler zwiſchen Erkenntnis und politiſcher Geſtaltung. Erkennen mögen viele, organiſieren noch mehr, aber aus einer ſchickſalhaften Erkenntnis durch die Gewalt des Wortes politiſche Zukunftswerte aufzubauen, das kann heute in Deutſchland nur er. Viele ſind berufen, aber wenige nur auserwählt. Wir alle ſind unerſchütterlich davon überzeugt, daß er ihr Wortführer und Wegweiſer iſt.

Darum glauben wir an ihn. Über ſeiner mitreißenden menſchlichen Geſtalt ſehen wir in dieſem Mann die Gnade des Schickſals wirkſam ſein und klammern uns mit all unſeren Hoffnungen an ſeine Idee und damit verbunden an jene ſchöpferiſche Kraft, die ihn und uns alle vorwärts treibt.

Zur Zukunft!

19. November 1928.

Das ſozialiſtiſche Wort

Auf ein beſonderes Wort wartete der Arbeiter, weil ſeine Sprache fünfzig Jahre auf eigene Wege gelenkt worden war. Die alten Phraſen von „Patriotismus", „Heldentum" und „Untertanentreue" ſprachen ihn ſchon lange nicht mehr an. Man hatte ſie durch neue, durch „Mehrwert", „Lohngeſetz" und „Klaſſenkampf" erſetzt. Aber auch dieſe waren inzwiſchen abgenutzt.

In die Leere der Begriffe, der Gedanken und Überzeugungen trat das neue Wort des Nationalſozialismus. Es wandte ſich an die Davongelaufenen, die Abſeitsgetriebenen, die Verleugneten der Nation. Der Sozialismus, die alte Hoffnung der heimatloſen Maſſen, mußte aus dem Geplänkel der Schlagworte zu einem fruchtbaren Einſatz gebracht werden.

Das Ruhrgebiet, Sachſen, Hamburg und vor allem Berlin waren die Gebiete, in denen der nationale Sozialismus ſeine Probe zu beſtehen hatte. Denn hier ſaßen die ſozialiſtiſchen Maſſen, die überredeten, die überzeugten und geſchulten ſozialiſtiſchen Funktionäre. Ihnen galt es die Untrennbarkeit von Sozialismus, Freiheit und Nation zu beweiſen.

Internationale

Die Internationale erkämpft das Menſchenrecht!

Singt der deutſche Proletarier und ſchlägt aus lauter Bruderliebe dem Volksgenoſſen den Schädel ein. Der Jude aber ſteht im Hintergrund und macht die Begleitmuſik zu dieſem anmutigen Schauſpiel.

Die Internationale lehnt alles ab, was Volk, Nation und Raſſe bedeutet und ſchwört auf die Menſchheit. Da die Menſchen gleich ſind, ſind demzufolge auch die Völker gleich. Und wenn die Völker gleich ſind, dann iſt es ein Wahnſinn, daß ſie ſich ſchlagen; ſie ſollen ſich vielmehr vertragen. Denn der Krieg hat nur einen Sinn, wenn es Starke und Schwache, Helden und Feiglinge gibt. Sonſt iſt er ein wahnwitziges Blutvergießen.

So lautet die marxiſtiſche Beweisführung. Allerdings gerät dieſe Logik ſchon bei den unbedeutendſten Nebenfragen ins Wanken. Wenn die Völker gleich ſind, warum ſind dann die einen fleißig und die anderen faul? Das macht das Klima, ſagt der Kommuniſt. Und warum haben die einen Sinn für Kunſt und Bildung und die anderen für Kattun? Das macht das Milieu. Und warum tragen die einen in ihrem Angeſicht eine gerade und die andern eine — mit Verlaub zu ſagen — republiktreue, krumme Naſe? Hier ſtock' ich ſchon! Vielleicht machen das die ökonomiſchen Verhältniſſe. Nein, nein! Das hat der liebe Gott ſo gewollt. Er hat das eine Volk mit allen Gaben des Geiſtes und des Herzens, mit Verſtand, Erfindungsgabe, Mut, Ausdauer und Tapferkeit ausgeſtattet, und die anderen kamen dabei zu kurz. Sie ſind dumm, faul, inſtinktlos und feige. Und da ſie weder arbeiten wollen noch können, möchten ſie gern am Fleiß der andern herumſchmarotzen. Das iſt eben ungerecht, wird der waſchechte Internationaliſt mir zur Antwort geben, daß die Natur den einen ſegnet und den andern verflucht. Warum wirft er das mir vor? Ich habe es nicht ſo eingerichtet. Ich ſtelle ja nur feſt, daß es ſo iſt, und da es ſo iſt, fordere ich allerdings, daß wir uns danach richten und nicht aus grauer Theorie ein Luftſchloß bauen, das doch beim erſten Windesſäuſeln wie eine Seifenblaſe zerplatzt.

Und eine kleine Erkundigung mit Verlaub! Wenn ihr ſagt, die Internationale erkämpft das Menſchenrecht, welche iſt dann eigentlich gemeint: die erſte, die zweite, die dritte oder die jetzt neugebildete vierte? Die von Amſterdam oder die von Moskau? Die, mit der in

Deutſchland die Scheidemänner, oder die, mit der in Rußland die Trotzki das Volk betrogen haben? Vier Richtungen, und die Weltanſchauung ſoll das Menſchenrecht erkämpfen? Ihre Anhänger prügeln ſich untereinander. Sind ſie damit fertig, dann vermöbeln ſie den Bourgeois, und auf ihren Fahnen ſteht geſchrieben: Nie wieder Krieg!

Auf dieſen aufgelegten Schwindel kann nur ein Deutſcher hereinfallen. Draußen in der Welt glaubt ſelbſt der naivſte Prolet nicht an dieſen Wahnſinn, und bei uns zu Hauſe regiert man damit ſechzig Millionen Menſchen.

Dieſe Regiererei iſt dann auch danach. Not, Hunger, Arbeitsloſigkeit, fette Bonzen und magere Arbeiter, auf der einen Seite Glück und Flitter, auf der anderen Seite Weinen und dumpfer Groll: das ſind die für jeden Beobachter ſeit langem ſchon ſichtbaren Erfolge dieſer Politikaſterei. Man verſprach uns das Menſchenrecht und machte dann Deutſchland zur Sklavenprovinz des internationalen Leihkapitals. Man ließ uns demonſtrieren für den Achtſtundentag und gab drei Millionen Arbeitsloſen den — Nullſtundentag. Man redete von Freiheit und Gleichheit, und nun haben wir die Freiheit, Kohldampf zu ſchieben, und vor dem Tode ſind wir alle gleich.

Schreit man: China den Chineſen! und demonſtriert wacker mit für die „nationale Freiheit der unterdrückten Kolonialvölker", dann iſt man ein Soldat der Revolution und ein klaſſenbewußter Kämpfer für die Internationale. Sagt man beſcheiden, auch Deutſchland ſei eine Kolonie, wir alſo demzufolge ein Kolonialvolk; auch das müſſe national befreit werden, und darum laute die Parole für uns, die wir nun einmal Deutſche ſeien, zuerſt: „Deutſchland den Deutſchen!"; und ſolange in China keine Chineſen rufen: Hände weg von Deutſchland! ſehen wir keinen Grund, unſere Haut für die chineſiſchen Kulis zu Markte zu tragen: dann iſt man ein Faſchiſt, ein Militariſt, ein Kapitaliſtenſchwein, ein Bluthund und ein ausgehaltenes Subjekt der Reaktion.

Man faßt ſich verzweifelt an den Kopf und fragt ſich, ob es noch höher im Unſinn gehe. Ein Volk pfeift auf dem letzten Loch — die Volksgenoſſen ſchlagen ſich gegenſeitig für ein Phantom die Schädel ein.

Dieſem Wahnſinn muß ein Ende gemacht werden. Gelingt uns das nicht, dann ſind wir verloren. Noch zehn Jahre Bruderkampf, dann

iſt Deutſchland ein Trümmerfeld und unſer Heldenvolk eine Herde von Schafen und Arbeitstieren.

Darum rufen wir auf zur Sammlung. Nationaliſten, werdet Sozialiſten, dann werden die Sozialiſten von ſelbſt Nationaliſten ſein. Reißt die Mauer nieder, die dem Proletarier den Weg nach Deutſchland verſperrt, dann wird er euch helfen, die Mauern der Sklaverei zu zerbrechen, die uns allen den Weg in die Welt verſchließen.

Hört auf, Bürger zu ſein! Hört auf, Proletarier zu heißen!

Werdet Deutſche!

26. März 1928.

Warum ſind wir Sozialiſten?

Wir ſind Sozialiſten, weil wir im Sozialismus, das heißt im ſchickſalsmäßigen Angewieſenſein aller Volksgenoſſen aufeinander die einzige Möglichkeit zur Erhaltung unſerer raſſemäßigen Erbgüter und damit zur Wiedereroberung unſerer politiſchen Freiheit und zur Erneuerung des deutſchen Staates ſehen.

Der Sozialismus iſt die Befreiungslehre des Arbeitertums, und da der Aufſtieg des vierten Standes und ſeine Einfügung in den politiſchen Organismus unſeres Vaterlandes unlösbar mit der Brechung des gegenwärtigen Sklavenzuſtandes und der Wiedergewinnung der deutſchen Freiheit auf das innigſte verknüpft iſt, darum iſt der Sozialismus nicht nur eine Angelegenheit dieſes unterdrückten Standes, ſondern darüber hinaus Sache aller, denen die Befreiung des deutſchen Volkes aus der Sklaverei Sinn und Zweck aller Gegenwartspolitik iſt. Der Sozialismus erhält ſo ſeine eigentliche Formgebung erſt durch ſeine bedingungsloſe Waffenbrüderſchaft mit den vorwärtsſtrebenden Energien eines neu erwachenden Nationalismus. Ohne ihn iſt er nichts, ein Phantom, eine erdachte Theorie, ein Luftgeſpinſt, ein Buch. Mit ihm alles, die Zukunft, die Freiheit, das Vaterland!

Es war die Sünde des liberalen Bürgertums, im Sozialismus die ſtaatsbildenden Kräfte zu überſehen und damit ſeine formgebende Energie in antinationalen Tendenzen leerlaufen zu laſſen.

Es war die Sünde des Marxismus, den Sozialismus zu einer Lohn- und Magenlehre zu degradieren und ihn damit in einen Gegenſatz zum Staat und zur Verfechtung ſeiner nationalen Exiſtenz hinein-

zumanövrieren. Aus dieſen beiden Erkenntniſſen heraus folgern wir die begriffliche und politiſche Beſtimmung des Weſens eines neuen ſozialiſtiſchen Gefühls, das ſeiner Natur nach nationaliſtiſch, ſtaatsbildend, befreiend und aufbauend iſt.

Das politiſche Bürgertum iſt eben im Begriff, von der Bühne der hiſtoriſchen Geſtaltung abzutreten. An ſeine Stelle rückt der bis heute unterdrückte Stand des ſchaffenden Volkes der Fauſt und der Stirn, das Arbeitertum, um ſeine geſchichtliche Miſſion zu beginnen. Seine Eingliederung in den nationalen Organismus iſt verbunden mit einem zähen, erbitterten Ringen um die politiſche Macht. Begonnen hat dieſer Kampf im Wirtſchaftlichen, enden wird er im Politiſchen. Es geht nicht nur um mehr Lohn, nicht nur um die Feſtlegung der Arbeitszeit — wenngleich wir nie verkennen dürfen, daß dieſe Forderungen einen weſentlichen und vielleicht den überragenden Beſtandteil des ſozialiſtiſchen Wollens ausmachen —, es geht vielmehr darum, einen kraftgeladenen, verantwortungswilligen Stand in den Staat mit einzugliedern, ja vielleicht ihn zur Dominante der zukünftigen Politik des Vaterlandes zu machen. Das Bürgertum will dieſe Willenskräfte des Arbeitertums nicht anerkennen. Der Marxismus hat ſie auf eine Ebene gedrängt, auf der ſie ſich nicht entfalten können, vielmehr verkümmern und erſtarren müſſen. Und während das Arbeitertum in ſeinen marxiſtiſchen Fronten allmählich ſich leerläuft, haben Bürgertum und Marxismus ſich längſt auf der Linie des Kapitalismus geeinigt und ſehen nunmehr ihre erſte und wichtigſte Aufgabe darin, unter verſchiedener Maske und in geſchickt verteilten Rollen die Kräfte des Sozialismus mählich, aber ſicher auszuſchalten und zum Schluß vollkommen verſanden zu laſſen.

Wir ſind Sozialiſten, weil für uns die ſoziale Frage eine Frage der Notwendigkeit und der Gerechtigkeit und darüber hinaus der ſtaatlichen Exiſtenz unſeres Volkes, nicht aber eine Sache billigen Mitleids oder gar beleidigender Sentimentalität iſt. Der arbeitende Menſch hat Anſpruch auf ein Leben, das ſeinen Leiſtungen entſpricht, und wir haben nicht die Abſicht, für ihn um ſein Recht betteln zu gehen. Daß er verantwortlich eingegliedert wird in den ſtaatlichen Organismus, das iſt nicht allein für ihn, ſondern für die Geſamtheit der Nation eine Exiſtenzfrage.

Es geht um mehr als um den Achtſtundentag. Es geht um die

Formung einer neuen ſtaatlichen Bewußtheit, die jeden ſchaffenden Volksgenoſſen umſchließen ſoll. Und da die politiſchen Mächte der Gegenwart nicht willens ſind, dieſe Bewußtheit zu ſchaffen, es auch gar nicht ſein können, deshalb muß der Sozialismus durchgefochten werden.

Er iſt eine Kampfparole nach innen und nach außen. Seine Spitze richtet ſich innerpolitiſch gegen die Bürgerparteien und gegen den Marxismus zugleich, weil beide die geſchworenen Feinde des kommenden Arbeiterſtaates ſind. Sie richtet ſich außenpolitiſch gegen alle Mächte, die unſere völkiſche Exiſtenz und damit die Möglichkeit eines kommenden ſozialiſtiſchen Nationalſtaates bedrohen.

Der Sozialismus iſt nur durchführbar in einem Staat, der nach innen einig und nach außen frei iſt. Beide Ziele, die innere Einheit und die äußere Freiheit, ſind uns durch die Schuld von Bürgertum und Marxismus verlorengegangen. Dieſe beiden Machtgruppen ſind überhaupt, ſo national und ſozial ſie ſich immer gebärden mögen, die geſchworenen Todfeinde eines ſozialiſtiſchen Nationalſtaates.

Darum gilt es, dieſe beiden Machtgruppen politiſch zu brechen. Damit iſt die Front des deutſchen Sozialismus klar aufgewieſen und unſer Weg zwangsläufig vorgezeichnet.

Gegen das politiſche Bürgertum: für den echten Nationalismus!
Gegen den Marxismus: für den wahren Sozialismus!
Für den erſten deutſchen Nationalſtaat ſozialiſtiſcher Prägung!

16. Juli 1928.

Warum Arbeiterpartei?

Die Arbeit iſt nicht der Fluch, ſondern der Segen des Menſchen. Durch ſie wird der Menſch erſt zum Menſchen. Sie veredelt ihn, macht ihn groß und bewußt, erhebt ihn über alle anderen Lebeweſen. Die Arbeit als etwas Minderwertiges zu betrachten und ſie zu verachten nach dem Grade, in dem ſie die Hände ſchmutzig macht, das iſt jüdiſch, nicht deutſch gedacht. Der Deutſche fragt, wie bei allem, ſo auch hier, nach dem Wie und dann erſt nach dem Was. Es kommt nicht ſo ſehr darauf an, an welcher Stelle ich ſtehe, ſondern vielmehr darauf, wie ich die Stelle, an die mich Gott beſtimmt hat, ausfülle.

Wir nennen uns Arbeiterpartei, weil wir den Begriff Arbeit aus

ſeiner gegenwärtigen Verfälſchung herausreißen und ihn wieder in ſeine urſprünglichen Rechte einſetzen wollen. Jeder werteſchaffende Menſch iſt ein Schöpfer, alſo ein Arbeiter. Wir lehnen es ab, Unterſcheidungen zu machen nach der Art der Arbeit, die der einzelne verſieht. Wir unterſcheiden nur nach dem Maßſtab, ob eine Arbeit ſich dem Dienſt am Ganzen eingliedert oder ihm doch zumindeſt nicht entgegenwirkt, oder ob ſie der Geſamtheit ſchädlich iſt. Arbeit iſt Dienſt.

Es blieb dem Marxismus vorbehalten, jenem Irrwahn, der da vorgab, die Arbeit befreien zu wollen, eben dieſe ſelbe Arbeit vor ſeinen Gläubigen zu degradieren und die mit ihr Geſchlagenen als fluchbeladen und dem Verderben preisgegeben zu brandmarken. Es kann nicht unſere Aufgabe ſein, die Arbeit zu beſeitigen, vielmehr ihr einen neuen Sinn und Inhalt zu geben. Der Arbeiter im kapitaliſtiſchen Staate iſt — das bedeutet ſein tiefſtes Unglück — kein lebendiger Menſch mehr, kein Schöpfer, kein Schaffer. Er iſt zur Maſchine geworden. Eine Nummer, ein Rad am Getriebe ohne Sinn und Verſtand. Er fühlt ſich nicht mit dem verbunden, an dem er ſchafft. Die Arbeit iſt ihm lediglich Mittel zum Broterwerb, nicht mehr Weg zur Höhe, Segen und Ausgleich, nicht mehr Freude, Stolz, Bewußtſein, Anſporn, Weiſer zu Charakter und Größe.

Wir ſind eine Arbeiterpartei, weil wir uns in der kommenden Auseinanderſetzung zwiſchen Geld und Arbeit, die den Anfang und den Ausgang der Geſamtgeſtaltung des zwanzigſten Jahrhunderts beſtimmt und beſtimmen wird, eindeutig auf die Seite der Arbeit und damit gegen das Geld geſtellt haben. Das Geld iſt der Wertmeſſer des liberalen, die Arbeit, die Leiſtung der des ſozialiſtiſchen Staates. Der Liberaliſt fragt, was biſt du? Der Sozialiſt fragt, wer biſt du? Dazwiſchen liegt eine ganze Welt.

Wir ſind keine Gleichmacher und Menſchheitsanbeter. Wir wollen Schichtung des Volkes; hoch und niedrig, oben und unten. Aber die Ariſtokratie des kommenden Staates richtet ſich nicht nach dem Beſitz oder gar nach dem Geld, ſondern einzig und allein nach der Qualität und nach der Leiſtung. Verdienſt erwirbt man durch Dienſt. Die Arbeit ſtellt den Menſchen nach oben und nach unten. Sie iſt der untrügliche Meſſer für den Charakter und die Güte eines Menſchen. Der Wert einer Arbeit wird im Sozialismus immer danach beſtimmt werden müſſen, inwieweit ſie dem Staat, dem Volksganzen dienſtbar

iſt, es fördert und hebt. Arbeiten heißt Werte ſchaffen, nicht aber Werte verhandeln. Auch der Soldat iſt ein Arbeiter, wenn er das Schwert ſcharf hält zum Schutz und Trutz der Volkswirtſchaft. Auch der Staatsmann iſt ein Arbeiter, wenn er dem Volk Geſtalt und Willen gibt, der werteſchaffenden Produktion Leben und Freiheit zu erkämpfen. Eine durchfurchte Stirn iſt ebenſo Zeichen der Arbeit wie eine ſchwielige Fauſt. Der Kopfarbeiter ſoll ſich nicht ſchämen, das zu ſeinem Ehrentitel zu machen, wozu der Handarbeiter ſich mit Stolz bekennt: Arbeit. Aus dem Aufeinanderangewieſenſein dieſer beiden Typen ergibt ſich ohne weiteres ihre gemeinſame Schickſalsbeſtimmung. Weil der eine ohne den andern nicht auskommt, weil beide nur Glieder ſind an einem Organismus.

Darum nennen wir uns Arbeiterpartei, weil wir die Arbeit loslöſen wollen aus den Ketten, in denen Kapitalismus und Marxismus ſie gefangen halten. Im Kampf um die deutſche Zukunft bekennen wir uns frei und offen zur ihr und nehmen auch dem liberalen Bürgertum gegenüber das ihr noch anhaftende Odium auf uns. Wir wiſſen, es wird uns gelingen, aus ihrem Fluch einen neuen Segen zu geſtalten.

Gott gab den Völkern Boden, damit ſie Getreide darauf bauen. Aus Saat wird Korn, aus Korn wird Brot. Der Mittler zwiſchen allen iſt die Arbeit.

Ein Heuchler, der die Arbeit verachtet, aber ihre Früchte für ſich in Anſpruch nimmt.

Das iſt der tiefſte Sinn unſerer Bewegung: ſie gibt den Dingen ihren urſprünglichen Inhalt zurück. Wer Werte ſchafft, arbeitet. Wer arbeitet, iſt ein Arbeiter. Eine Bewegung, die die Arbeit befreien will, iſt eine Arbeiterpartei.

Darum nennen wir Nationalſozialiſten uns Arbeiterpartei.

Und darum ſingen wir, wenn vor uns unſere ſiegverheißenden Fahnen flattern:

„Wir ſind das Heer vom Hakenkreuz,
Hebt hoch die roten Fahnen!
Der deutſchen Arbeit wollen wir
Den Weg zur Freiheit bahnen!“

23. Juli 1928.

Sozialismus und Eigentum

Es ist ein Irrtum, wollte man annehmen, Revolutionen änderten die Dinge an sich. Dinge bleiben in ihrem Wesen immer dieselben. Was geändert wird, das ist das Verhältnis der Menschen zu den Dingen.

Der Sozialismus ist eine geistige Revolution. Er hat deshalb nicht die Aufgabe, das Wesen der uns umgebenden Dinge umzuformen, er will nur die Menschen in ein anderes Verhältnis zu ihnen bringen. Was wir bekämpfen, ist die falsche Inbeziehungsetzung der Individuen und Klassen zu den Gegebenheiten. Wir sind nicht gegen das Kino, sondern gegen den Mißbrauch des Kinos; nicht gegen das Radio, sondern gegen den Mißbrauch des Radios; nicht gegen das Geld, sondern gegen den Mißbrauch des Geldes; nicht gegen das Kapital, sondern gegen den Mißbrauch des Kapitals, oder besser und zusammenfassend ausgedrückt: gegen den Kapitalismus in jeder Form, das ist gegen den Mißbrauch von Volksgut. Wer diesen Mißbrauch betreibt, ist ein Kapitalist, und er stößt auf unsere Gegnerschaft als Person, als Träger eines uns feindlichen Prinzips.

Genau so verhält es sich mit unserer Stellungnahme dem Eigentum und seiner Begrifflichkeit gegenüber. Wir sind nicht eigentumsfeindlich; im Gegenteil! Wir sehen im Eigentum die Grundlage aller menschlichen Kultur. Die Vernichtung des Eigentumsbegriffs ist gleichbedeutend mit der Vernichtung aller und jeder sozialen Bindung. Der Versuch einer eigentumslosen Wirtschaftsform läuft im Ergebnis immer — die Erfahrungen der letzten fünfzehn Jahre in Rußland und Deutschland beweisen das hundertmal — auf die unsozialste Praxis hinaus, die man sich denken kann. Der Trieb zum Eigentum im Menschen ist naturhaft. Er läßt sich nicht durch ein Programm wegdisputieren. Wir achten ihn und setzen ihn in unsere politische Rechnung ein. Auch für uns ist das Eigentum heilig.

Das soll nun nicht besagen, daß wir im Chor derer mitsingen, die aus dem Eigentumsbegriff ein verzerrtes Monstrum gemacht haben, das in seiner lebensfremden und entwicklungsfeindlichen Formelhaftigkeit die Bildung jedes neuen Gemeinschaftsgeistes unterbindet. Eigentum ist nur dann heilig, wenn es auf heilige Weise erworben ist und auf heilige Weise verwaltet wird. Wir wehren uns dagegen, daß Eigentum gleichbedeutend sein soll mit schrankenloser Nutz-

nießung ohne Verpflichtung. Eigentum ſchließt in ſich vorerſt und ausſchlaggebend einen kategoriſchen Imperativ ein. Der perſönliche Gebrauch findet da ſeine Grenze, wo er zum Mißbrauch wird und ſich mit den Intereſſen der Geſamtheit ſtößt. Da beginnt das aſoziale Element des Eigentumsbegriffs, und hier machen wir Front. Wir tun damit dem Beſitzer keinen Schaden. Wir glauben vielmehr, in ſeinem wohlverſtandenen Intereſſe zu handeln, das ja zuletzt doch immer gleichbedeutend iſt mit dem Geſamtwohl.

Ein Bauer, der als freier Mann auf freier Scholle ſitzt, hat das Recht, aus ſeinem Acker und aus ſeiner Arbeit den Ertrag zu ziehen, der nötig iſt, ſein Leben, ſeinen Wohlſtand und ſeine Freiheit zu erhalten und zu mehren. Jede Arbeit iſt ihres Lohnes wert; aber wie überall, ſo bedingt auch hier das Recht eine Pflicht. Der Bauer ernährt durch ſeine Arbeit nicht nur ſich ſelbſt und ſeine Familie, ſondern, wie jeder ſchaffende Menſch, auch ſein Volk. Es wäre ein Widerſinn, wollte man ihn daran hindern und durch lebensfremde, eigentumsfeindliche Experimente ſeine Freude an der Arbeit und am Beſitz zerſtören. Da iſt Eigentum ein heiliger Begriff, und der ſoll und darf nicht angetaſtet werden.

Welches Intereſſe aber hat dieſer Bauer daran, daß gewiſſenloſe Spekulanten ihm durch geriſſene Geldmanöver den heimatlichen Boden vor der Naſe weggaunern, um ihn am anderen Tage zu doppeltem und dreifachem Preiſe wieder zu verſchachern? Der Gewerbetreibende, der durch fleißige Arbeit von früh bis ſpät ſeinen Hausſtand und das Glück ſeiner Familie mehrt und fördert, darf und ſoll ſtolz auf ſein Beſitztum ſein. Warum aber wollte er einer verantwortungsbewußten Staatsführung verwehren, mit harter Hand einzugreifen in jene ungeſunde und volksfeindliche Kapitalbildung, die in den Trutzburgen moderner Warenhäuſer Geſtalt angenommen hat? Sind Bodenſpekulanten und Warenhausſchieber auch Eigentümer, und fallen demgemäß auch ſie unter den Schutz eines Volksſtaates? Seit wann haltet ihr das, was uns Kriegs- und Revolutionsſchieber, Inflations- und Deflationshyänen ſeit 1914 abgaunerten, für wohlerworbenes Eigentum und fordert, daß der Staat es beſchütze? Hier wird der Sinn zum Unſinn, der Begriff zur Begriffloſigkeit, die Heiligkeit zur Sünde und zum Verhängnis.

Und daraus folgert der Nationalſozialiſt: Eigentum iſt nicht das, was ich beſitze, was ich mir auf irgendeine Weiſe angeeignet habe,

um nun ſchrankenloſe Vorteile daraus zu ziehen. Damit wäre ja jeder Betrüger gegen ſtaatlichen Zugriff immun, und der arbeitſame Menſch müßte noch jene gemeinen Praktiken, mit denen man ihm ſeinen Beſitz geſtohlen hat und noch weiter ſtiehlt, als heilig anbeten. Eigentum iſt das, was ich auf ehrliche und redliche Weiſe erworben habe und zu meinem eigenen Nutzen und zum Wohle meines Volkes verwalte. Dieſes Eigentum iſt heilig und findet in uns ſeine konſequenteſten Beſchützer. Wir haben ſeine kulturbildende Kraft ſo klar erkannt, daß wir geradezu unſere ſoziale Aufgabe darin ſehen, möglichſt alle ſchaffenden Menſchen zu Eigentümern zu machen.

Ein Volk von freien und verantwortungsvollen Beſitzern: das iſt das Ziel des deutſchen Sozialismus. Eigentum iſt Diebſtahl: das ſagt der Schieber, und zwar nur ſo lange, bis er unſer Eigentum beſitzt. Allen alles, bis einer alles hat, das will der Marxismus. Der Nationalſozialismus dagegen fordert:

Jedem das Seine! 14. November 1929.

Was will der deutſche Arbeiter?

Der deutſche Arbeiter will aus der Enge ſeines materiellen und ſeeliſchen Daſeins heraus und als Perſon ſowohl wie auch als Stand in den Organismus des Geſamtvolkes eingegliedert werden. Er ſtrebt nicht nur nach den Vorteilen dieſer Eingliederung, er iſt auch bereit, ihre Nachteile, Sorge und Verantwortung um den Geſamtbeſtand der Nation auf ſich zu nehmen. Er hat längſt erkannt, daß ein poſitives Bekenntnis zum Staat immer und überall Opfer und Hingabe verlangt. Aber vermehrte Pflichten ſollen auch vermehrte Rechte nach ſich ziehen. Das iſt ſeine von höchſter Sittlichkeit getragene Auffaſſung vom Staat.

Die Wiedereingliederung eines entrechteten Standes in die Volksgemeinſchaft bedingt zuerſt und allem anderen vorangehend die Hebung und Förderung ſeiner materiellen Exiſtenz, und zwar bis zu einem Grade, der in gerechtem Verhältnis zu ſeiner Arbeitsleiſtung und ſeiner Verantwortlichkeit ſteht. Dieſe Hebung und Förderung iſt Grundlage ſeiner ſittlichen Wiederaufrichtung. Sie wird nicht mit ſozialen Phraſen und unverbindlichen Redensarten erkämpft, ſondern mit ſozialpolitiſchen Taten.

Darum verlangt der deutſche Arbeiter Anteil am deutſchen Nationalbeſitz. Er will mitbeſtimmen an ſeiner Leitung und teilhaben an ſeinem Gewinn, der auch, und zwar in erſter Linie durch ihn erarbeitet wird. Soweit er dieſen Anteil nicht ſelbſt als Perſon innehaben kann, will er ihn verwaltet wiſſen durch Faktoren, zu denen er auf Grund ihrer wirtſchaftlich-politiſchen Vergangenheit Vertrauen haben kann. Jedenfalls aber nicht durch ſolche, die auf der ihm feindlichen kapitaliſtiſchen Seite am Produktionsprozeß perſönlich intereſſiert ſind.

Der deutſche Arbeiter kann und wird es nicht dulden, daß der Staat und ſeine Wirtſchaft ein billiges Ausbeutungsobjekt internationaler Produktions- und Finanztruſts iſt. Er hat es ſatt, als geduldiger Eſel zuzuſchauen, wie ihm feindliche Wirtſchaftsgewaltige aus ſeiner Arbeit und aus ſeinem Schweiß Geld münzen, das ſie ihm in goldenen Sklavenketten um den Nacken legen. Er will ſein Recht auf Arbeit und daraus folgernd ſein Recht auf menſchenwürdige Exiſtenz. Dieſe erſcheint ihm nur geſichert in einem auskömmlichen Lohn, in der Möglichkeit zum Aufſtieg nach Leiſtung, in der auch beſitzmäßig geregelten Anteilnahme an der Nation und ihrer Arbeit und in der vom Staat garantierten Sicherheit ſeines Lebensabends. Er fordert das alles nicht auf Grund irgendeiner ſentimentalen Humanität, ſondern in eherner Konſequenz ſeiner geſchichtlichen Aufgabe und des in ihr natürlich ſich auswirkenden Geſetzes ſozialer Gerechtigkeit und nationaler Notwendigkeit.

Der deutſche Arbeiter treibt keine Gleichmacherei. Jedem, was ihm gebührt! Er ſieht im Sozialismus nicht eine Lehre der Faulheit und der Bequemlichkeit, einen Freibrief für Dummheit und Streberтum, ſondern das Evangelium der Leiſtung, der Arbeit und des Könnens. Wer viel leiſtet, ſoll viel verdienen, wer wenig, wenig, und wer nichts leiſtet, ſoll auch nichts verdienen. Der Sozialismus ſagt nicht, daß der Fleißige für den Faulen und der Kluge für den Dummen mitarbeiten ſoll. Jeder ſtehe für ſich und an ſeinem Platz ſeinen Mann.

Der deutſche Arbeiter weiß, daß wirtſchaftliche Kämpfe naturnotwendig ſind und naturnotwendig bleiben werden. Er huldigt nicht dem Phantom einer klaſſenloſen Geſellſchaft, wie es die gelben Marxiſten auf der äußerſten Linken und auf der äußerſten Rechten

erſtreben. Der Kampf um das tägliche Brot iſt nicht durch Beſchlüſſe am grünen Tiſch aus der Welt zu ſchaffen. Er muß wie jeder Kampf ausgefochten werden. Er findet nur ſeine Grenze da, wo er in ſeinen Auswirkungen den nationalen Beſtand des Volkes gefährdet. Aber da darf man ihm nicht nur nach links, da muß man ihm auch nach rechts ein Ende ſetzen.

Solange der Staat und ſeine wirtſchaftliche Ordnung ſich nicht dazu bekennen will, ſteht der deutſche Arbeiter ihm mit berechtigtem Mißtrauen gegenüber. Er ſieht in dieſem Staat nicht mehr ein Inſtrument zur Förderung des Gemeinwohls, ſondern nur noch eine Pflegeſtätte einſeitiger kapitaliſtiſcher Wirtſchaftsintereſſen. Dieſer Staat verdient nichts anderes als den Haß und die Verachtung des arbeitenden Volkes, und er wird auch einmal einem natürlichen Geſetz zufolge unter ſeinen Fauſtſchlägen zuſammenſtürzen.

An ſeiner Stelle will der deutſche Arbeiter einen Staat, in dem das ſchaffende Volk, Arbeiter, Bauern und Soldaten, den beſtimmenden Einfluß ausüben. Dieſer Staat ſoll nicht ein Klaſſeninſtrument, er ſoll in Wahrheit der Unterbau einer ſozialiſtiſchen Verſtändigung der arbeitenden Schichten ſein, auf dem jedem ſchaffenden Menſchen ſein Recht wird auf Grund ſeiner Leiſtung und der in ihr ſich offenbarenden Verantwortungsbereitſchaft. Er ſoll in Wahrheit ein Arbeiterſtaat ſein: ein Staat, in dem der höchſte Wertmeſſer die von nationalem Willen beſtimmte Arbeit iſt. Das Geld ſoll in ihm Diener an der Produktion und die Produktion Diener am Volk ſein. Das Volk aber iſt in ihm jene ſouveräne Macht, von der alles Leben ausgeht.

Das will der deutſche Arbeiter. Er fängt nun an zu erkennen, daß der Erfüllung ſeines Wollens ein großer und furchtbarer Feind im Wege ſteht. Dieſer Feind heißt innenpolitiſch Weimar und außenpolitiſch Young. Er iſt in Wahrheit ein und derſelbe.

Darum marſchiert der deutſche Arbeiter auf, um dieſen Feind in die Knie zu zwingen!

13. Oktober 1929.

Peinliche Fragen

Wir haben eine erſte, eine zweite, eine dritte und eine vierte Internationale. Wir haben die SPD., die USPD., die KPD. und den Leninbund. Alle dieſe Gruppen ſtehen auf dem Boden des Marxismus. Sie lehnen die Raſſe, den Perſönlichkeitswert und die Schickſalsgemeinſchaft eines Volkes ab. Sie wollen die Zertrümmerung aller nationalen Bindungen und über die Landesgrenzen hinweg die Solidarität des Weltproletariats. So fein ausgeklügelt dieſe Idee theoretiſch iſt, ſo wenig hat ſie ſich in der Praxis durchzuſetzen vermocht, und zwar weil ſie erdacht und nicht gewachſen iſt. Nur in Deutſchland hat man zeitweilig verſucht, ihr auch praktiſch Geſtalt zu geben. Die Folge davon iſt, daß Deutſchland wie kein anderes Land verſklavt und dem Feind der ehrlichen Arbeit tributpflichtig iſt. Statt nun wenigſtens im eigenen Volke ein klaſſiſches Beiſpiel proletariſcher Solidarität zu geben, ſchlagen ſich die einzelnen marxiſtiſchen Gruppen gegenſeitig tot.

Glaubſt du angeſichts dieſer Tatſachen noch im Ernſt daran, daß aus dieſer vollkommenen Verwirrung einmal die Weltverſöhnung kommt, und biſt du bereit, auf dieſem ſchwankenden Glauben deine Hoffnung auf eine Befreiung des Arbeitertums zu begründen?

In Deutſchland hat die KPD. monatelang den Kampf für die Befreiung der unterdrückten Kolonialvölker gekämpft. Gut und ehrenhaft! Ihre wirkſamſte Parole lautete: China den Chineſen! Glaubſt du, daß es in China auch nur einem Menſchen einfiele, Deutſchland den Deutſchen! zu rufen? Und kannſt du mir einen Grund angeben, weshalb wir uns verpflichtet fühlen ſollen, für die Freiheit Chinas einzutreten, wenn in China kein Menſch auch nur im entfernteſten daran denkt, ein Gleiches für Deutſchland zu tun?

Der Sozialiſierungsverſuch in Deutſchland endete mit der Verſchacherung der deutſchen Eiſenbahn an die Welthochfinanz. Der Sozialiſierungsverſuch in Rußland wechſelte mit der Wiedereinführung des Privatkapitalismus, der Hereinnahme amerikaniſch-jüdiſcher Kredite nach Rußland und der Überlaſſung von Grund und Boden an den Bauern als Privateigentum durch Lenin. Der Sozialiſierungswille der breiten Maſſen Produktionszweigen gegenüber, die noch der perſönlichen Schöpferkraft bedürfen, iſt nichts anderes als der irregeleitete Wunſch auf Mitbeteiligung am Beſitz. Der Arbeiter will —

mit Recht — ſelbſt beſitzen, weil er auch ſelbſt ſchafft. Kein vernünftiger Menſch kann ſich heute mehr dieſem gerechten Willen entgegenſtemmen. Wo man jedoch verſucht hat, ihm durch ſinnloſe marxiſtiſche Experimente Genüge zu tun, da ſind dieſe Verſuche immer mit grenzenloſem Elend der arbeitenden Menſchen bezahlt worden.

Warum willſt du heute noch eine falſche Sozialiſierung, die den Juden fett und dich mager macht, anſtatt gerechten und erfüllbaren Anteil am Nationalbeſitz deines Volkes zu fordern, daraus aber auch zu folgern, daß dieſer Nationalbeſitz, da er uns reſtlos verlorengegangen iſt, vom ganzen Volk wiedererobert werden muß?

Zwei Klaſſen, ſo ſagſt du, ſtehen ſich ewig feindlich gegenüber: der Bürger und der Proletarier. Dabei iſt das Bürgertum ſchon bis in ſeine höchſten Spitzen hinein vollkommen verproletariſiert, und über dem ganzen ausgeplünderten Volk herrſcht eine kleine Clique von bewußten Betrügern und deren bezahlten Bütteln. Trotzdem fährſt du fort in deinem Kampf gegen die Bürgerklaſſe, bringſt dabei dein Volk zum Ausbluten, ſicher nicht zum Leidweſen deiner und unſerer Unterdrücker.

Warum machſt du nicht Schluß mit dem Klaſſenkampf und proklamierſt den Volkskampf?

Es gibt Leute, die geben offen zu, daß ſie Kapitaliſten ſind; Börſenbarone, Geldfürſten, demokratiſche Zeitungsſchieber und ähnliches Gelichter. Daneben gibt es auch Idealiſten, die bemühen ſich wenigſtens — das wirſt du nicht leugnen können — Sozialiſten zu ſein. Das ſind wir!

Warum ſchlägſt du uns den Schädel ein und tuſt ſo, als wohnten auf dem Kurfürſtendamm lauter Engel?

Antwort!

4. Juni 1928.

Arbeitermörder

„Gleich bei Beginn der Verſammlung wußten die klaſſenbewußten Proletarier, wohin die Reiſe gehen ſollte. Der Verſammlungsleiter erklärte im Kaſernenton: Hier wird die Schnauze gehalten! Wer nicht kuſcht, der wird herausgeſchmiſſen! Ihr roten Hunde ſollt heute abend Blut riechen! Am Schluß der Verſammlung fiel dann das Faſchiſtenpack über die anweſenden Arbeiter her. Allein dieſes Mörder-

geſindel hatte nicht damit gerechnet, daß Proletarier mit ihren Fäuſten ſich zur Wehr ſetzen, wenn es um die Sache des Marxismus geht. Und ſo erlitten die Arbeitermörder eine blutige, aber verdiente Niederlage."

Dieſen blühenden Wahnſinn ſchreibt die „Rote Fahne", wenn ſie wochen- und monatelang die politiſchen Kinder des Herrn Severing bis zur Weißglut aufgehetzt hat, ſich dann ſchließlich der angeſammelte Haß gewaltſam entlädt und ihre harmloſen Leſer und Parteigänger bei dem Faſchiſtenpack in die Verſammlungen eindringen, ſie durch allerhand geiſtloſe Mätzchen unmöglich machen, um dann zum Schluß zur höheren Ehre Judas dem reaktionären Mörderpack die Schädel einzuſchlagen. Und befriedigend regiſtriert dann das „Berliner Tageblatt", daß „die Arbeiter" (das „Berliner Tageblatt" tritt bekanntlich immer für „die Arbeiter" ein, ſolange ſie vom Juden geführt werden und Fabriken ſtillegen) endlich einmal dem antiſemitiſchen Spuk ein kurzes, unrühmliches Ende bereitet hätten. Nun werde den nationalſozialiſtiſchen Strolchen wohl die Luſt vergehen, weiterhin die Konfeſſionen (ſagt das „Berliner Tageblatt") gegeneinander aufzuhetzen und ſtatt des judennährenden Klaſſenhaſſes den chriſtenfeindlichen Raſſenhaß zu predigen. Und reißt dann einmal den oft Verprügelten der Geduldsfaden, erklären ſie frank und frei, daß auch ſie Arbeiter ſeien, daß, wo die Roten Arme, ſie keine Leberwürſte hätten und ſie beim nächſten Male Leben und Geſundheit ſo teuer wie möglich verkaufen wollten, und machen ſie dann aus Worten Taten, ſetzen ſich zur Wehr, und wird dabei einem Proleten, der genau dasſelbe dem antun wollte, der ihm ſeinerſeits das antut, aus Notwehr und Verzweiflung, der Schädel eingeſchlagen, dann ſchreit die ganze Judenpreſſe von links bis rechts:

Faſchiſtenhunde! Unſchuldiges Proletarierblut iſt gefloſſen. Arbeitermörder!

Mit Verlaub! Wer hat mit dem Morden angefangen? Ihr oder wir? Seit ſechzig Jahren iſt eure Geſchichte nichts anderes als eine fortlaufende Kette von Brudermord, Terror, Hinterliſt und Feigheit. Wo erlebte man je, daß zehn von euch ſich zehn von uns gegenüberſtellten, und wenn's not tat, mit den Fäuſten um eine andere Weltanſchauung kämpften! War es nicht vielmehr immer ſo, daß hundert von euch über einen von uns aus dem Hinterhalt herfielen, ihn

blutig ſchlugen, ihm das Geſicht zu Brei zertrampelten, feige den Dolch der Niedertracht in ſeine Bruſt ſtießen, um ſpäter vor Gericht den Harmloſen, den Unbeteiligten, den Biedermann, den Parteiloſen zu ſpielen? Der Marxismus iſt ja Mord an und für ſich. Völkermord! Brudermord! Er hält ſich ja nur durch Blut und Terror aufrecht. Er kann ja nicht auf geiſtigem Wege ſeinen Wahnſinn verteidigen. Darum bedient er ſich der millionenfachen Fauſt des Proletariats, um ſeinen blühenden Irrſinn gegen die Völker in Marſch zu ſetzen. Dazu bedurfte es ſchon der rabuliſtiſchen Frechheit des Juden, der maßloſen Feigheit des Spießers und der vernagelten Dummheit des Proleten, um die Dinge ſo ins Gegenteil zu verkehren. Alle Menſchen ſind gleich! ſchreit ihr. Und züchtet Verbrechen, Irrſinn und Terror unter euch groß. Alle Menſchen ſind gut! ſchreit ihr. Und ſteht dabei auf zwei Millionen Leichen in Rußland, nährt euch von Bruderblut und ſeid wahre Beſtien in Menſchengeſtalt. Es gibt keine Qual und keine Marter, die ihr dem Volksbruder nicht anzutun bereit ſeid, wenn er nur einem anderen politiſchen Glauben huldigt als ihr.

Waffen! Waffen! Das Pack hat Waffen! ſchreibt ihr. Ja, zum Teufel und eins: Glaubt ihr denn, wir ließen uns von euch niederſchlagen auf offener Straße wie die räudigen Hunde, zögen dabei den Hut und ſagten freundlich lächelnd: Danke, Bruder Prolet?

Iſt das eines Proleten würdig, den Gegner niederzuſchlagen und dabei zu verlangen, er ſolle mit Freuden und Handkuß verrecken? Und glaubt ihr, die Sache des Arbeitertums werde gewinnen können, wenn ihr ſie durch Feigheit, Mord und Niedertracht vorwärtstreibt? Kein Menſch wird an euer heuchleriſches Nie-wieder-Krieg glauben, wenn ihr ſelbſt im Vaterlande den blutigſten, rückſichtsloſeſten Bürgerkrieg entfeſſelt. Irrt euch nicht! Wir billigen euch nicht den guten Willen zu, auf den ihr ſo gern, wenn wir gleich zu gleich ſtehen, Anſpruch erhebt: So wie ihr handelt kein ehrlicher deutſcher Prolet.

Mit euch muß man Fraktur reden: Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil!

Nicht wir, ihr ſeid Arbeitermörder. Ihr habt mit dem Morden angefangen.

Wir ſtoßen euch euren heuchleriſchen Notſchrei in den Hals zurück: Arbeitermörder! Arbeitermörder!

Ein ehrlicher deutſcher Prolet hat mit euch nichts zu ſchaffen. Er ſpuckt aus und ſagt: Pfui Teufel!

10. Oktober 1927.

Heil Moskau!

In Köpenick erſchießen ſich nach der Zehnjahrfeier der ruſſiſchen Revolution drei junge Berliner Kommuniſten, nachdem ſie in rührender Weiſe von ihren Angehörigen Abſchied genommen und ihnen kühl und ſachlich erklärt haben, daß ſie an der Zukunft der Internationale verzweifelten.

Von dem deutſchen Kommuniſtenführer Ernſt Thälmann erzählt man ſich, daß er während des Hamburger Aufſtandes ſteinhägerbetrunken, umrahmt von Wurſtzipfeln, „in ſeiner eigenen Kotze" gelegen habe.

In Berlin-Wedding findet vor einigen Wochen eine Verſammlung der Oppoſition der KPD. ſtatt, in der Ruth Fiſcher zum Kampf gegen die Dritte Internationale auffordert. Als ein Vertreter der KPD. das Wort ergreifen will, wird er von ſeinen früheren Genoſſen niedergebrüllt und zum Schluß unſanft an die friſche Luft befördert. Das Ganze endet mit einer ſolennen Maſſenprügelei.

In Moskau findet die Zehnjahrefeier der ruſſiſchen Revolution ſtatt. Im Angeſicht der Ehrengäſte, die aus der ganzen Welt herbeigeſtrömt ſind, um dem Staatsprinzip Moskau ihre Huldigungen darzubringen, läuft die Oppoſition gegen die Arbeiter- und Bauernregierung Sturm, ſtört ihre Umzüge, ſprengt Feſtverſammlungen und nimmt ſchließlich gewaltſam von der Univerſität Beſitz. Das Ende vom Liede iſt, daß zwölf führende Bolſchewiſten, die alte Garde, faſt ausſchließlich Juden, aus der kommuniſtiſchen Partei herausgeworfen werden.

Was bedeutet das alles?

Es wird Tag allenthalben! Der Rauch und Phraſennebel verſchwindet, und übrig bleibt ein ekler Reſt von katzenjämmerlichen Phantaſtereien, deren keine, aber auch gar keine zur hiſtoriſchen Realität geſtaltet wurde. Das Proletariat, vor allem das deutſche,

iſt um eine, vielleicht um die letzte Hoffnung ärmer. Marx hat ausgeſpielt. Nun hat die Natur wieder das Wort und macht unerbittlich, zäh und grauſam ihre ewigen Rechte geltend: das Geſetz der Perſönlichkeit, des Kampfes und der Raſſe.

Mußte das ſo kommen?

Ja und tauſendmal ja!

So und nicht anders war es vorauszuſehen. Und wir haben das, was ſich heute im Weltbolſchewismus abſpielt, hundertfach prophezeit. Wo der Jude das Wort ergreift, da müſſen die Völker Obacht geben. Der Jude iſt wurzellos, das Ferment der Dekompoſition. Er lebt vom Zuſammenbruch der Völker, mag er ſich leihkapitaliſtiſch oder bolſchewiſtiſch garnieren, er bleibt in jeder Larve er ſelbſt: Ahasver, der ewige Zerſtörer. Sein Evangelium iſt das Chaos, und wo er Revolte wittert, da kommt er gleich nach oben. Er hat die Arbeiterbewegung zu dem gemacht, was ſie heute in ihren jämmerlichſten Auswüchſen iſt: ein Gemiſch aus Phraſen, Feigheiten, Terror und Klaſſenhaß. Was hat die Sache des Proletariats mit Pazifismus, mit Republikſchutz, mit Entwertung des Perſönlichkeitsgedankens und mit Vernichtung der nationalen Würde und Ehre zu tun? Wo ſteht es geſchrieben, daß Utopien, Wünſche, Programme und Bücher die Welt regieren und nicht vielmehr Macht und Tatſachen? Warum demonſtriert ihr für die nationale Freiheit der unterdrückten Kolonialvölker und vergaßet, daß Deutſchland eine Provinz des Geldes iſt? Warum riefet ihr: „China den Chineſen!“ und ſaht feige zu, wie der Jude Deutſchland Stück für Stück aus euren Händen wand und in zähem Kampf für die Weltdiktatur eroberte? Nun ſchreit ihr Reaktion, wenn man vom verlorenen Vaterland ſpricht. Nun wittert ihr Verrat, wenn man die Dinge beim Namen nennt. Nun rennt ihr ſtur und dumm weiter in euer eigenes Unglück hinein, und dann bleibt euch zum Schluß nichts als Verzweiflung und Piſtole.

Sagt nicht die erſte, die zweite, die dritte Internationale iſt ſchuld! Gründet eine neue, eine vierte! Sie wird euch ebenſo betrügen wie ihre drei Vorgängerinnen.

Die Internationale ſelbſt iſt falſch. Sie iſt erdacht, nicht erlebt. Der Jude redet ſie euch ein, weil ſie das letzte Mittel iſt, ihn an der Gewalt zu halten. Sie hat die Völker vernichtet, die Raſſen zerſtört.

Sie treibt den Blutsgenoſſen gegen den Blutsgenoſſen, mordet und vergiftet die Gemeinſchaft, ſät Zwietracht unter die Völker, und über allem triumphiert dann hohnlachend euer Feind, unſer Feind: Der ewige Jude!

Ihr ſteht auf Hekatomben von Leichen. Um euch ſteigt Blutgeruch hoch. Kinder klagen euch an, Mütter weinen, Völker ſtehen vor dem Untergang! Und was habt ihr erreicht: Nichts als Chaos, Hoffnungsloſigkeit, Hunger und Verzweiflung!

Soll das ſo bleiben?

Steht auf und fordert: Ein Deutſchland, das euch gehört, und das frei zu machen von Sklavenketten der Unterdrücker die hiſtoriſche Aufgabe des deutſchen Arbeitertums iſt.

Freiheit und Brot!

Ruft dieſen Schrei der Anklage in die verfaulende Welt des Kapitalismus hinein!

Zertrümmert das Reich der Phraſen! Wagt es, der harten Wirklichkeit in die unerbittlichen Augen zu ſchauen.

Reicht euch die Hand, ihr deutſchen Arbeitsmänner! Der Tag der Freiheit kommt, wenn ihr ihn wollt!

Adolf Hitler zeigt euch den Weg!

21. November 1927.

Wer ſabotiert den Achtſtundentag?

Als der Reichskanzler Müller in ſeiner Regierungserklärung vom 3. Juli von der Notwendigkeit der Wiedereinführung des Achtſtundentages für das ſchaffende Volk ſprach, da antwortete ihm aus den Reihen der Nationalſozialiſten ein höhniſches, verſtändnisloſes, undankbares Lachen. Der Herr Reichskanzler ſah mit einem ſtrafenden Blick von ſeinem Manuſkript auf, und als er bemerkte, daß die peinliche Unterbrechung von einer Richtung kam, von der es ſich auch in dieſem noch ganz jungen Reichstag bereits herumgeſprochen hatte, daß es in ihr nicht ganz geheuer ſei, da zog er es vor, ſeine melancholiſch-müden Augen wieder in das von wieviel Regierungsräten wohl entworfene Regierungsprogramm hineinzuwerfen und antwortlos weiterzuleſen. Er hatte wohl ſeine guten Gründe dafür, denn der Reichskanzler Müller iſt nicht ſo dumm, als daß er nicht wüßte,

daß der Achtſtundentag eine der vielen Achillesferſen der Sozialdemokratie iſt.

Der Achtſtundentag iſt eine der berechtigtſten Forderungen der Arbeitnehmerſchaft. Normalzeit acht Stunden Arbeit. Für beſonders ſchwere und gefährliche Arbeit weniger, für Landwirtſchaft und Saiſongeſchäft je nach Bedarf weniger oder mehr. Niemand, der auch nur eine Spur von ſozialem Empfinden in ſich fühlt, wird ſich der ſittlichen ſowohl wie auch der ſozialpolitiſchen Berechtigung dieſer Forderung verſchließen können. Nun iſt die Arbeit bekanntlich kein Selbſtzweck, ſondern nur ein Mittel zum Zweck. Selbſtzweck iſt die durch die Arbeit garantierte Erhaltung des Volkes, das heißt alſo, die Arbeit muß ein Volk ernähren. Es ſteht außer jedem Zweifel, daß eine achtſtündige Arbeitszeit, rigoros und generell in allen ſchaffenden Schichten durchgeführt, bei der faſt ſprichwörtlichen Intelligenz und dem Fleiß des deutſchen Volkes, auch bei modernen erhöhten Anſprüchen an das Leben vollkommen ausreicht, achtundſechzig Millionen Menſchen bei Brot zu erhalten und überdies noch ein Erkleckliches abzuwerfen für Zwecke der Bildung, der Kultur, der Wehrhaftigkeit und der ſchönen Künſte.

Jedoch: iſt ein Volk verpflichtet, über die Erhaltung ſeiner eigenen Exiſtenz und über die Förderung ſeines Volkstums auch noch eine Unzahl von Drohnen und Paraſiten zu ernähren und für ſie im Jahre eine runde Summe von zweieinhalb Milliarden an ſtaatsvertraglichen Verpflichtungen allein zu erarbeiten, dann reichen eben acht Stunden nicht aus. Dann muß, wie der Amerikaner Mc. Garrah einmal mit zyniſcher Offenheit ſagte, der Knabe die Scholle umwerfen, die Mutter ſich vor den Pflug ſpannen und der Vater zwölf bis vierzehn Stunden arbeiten. Das ſollte eigentlich jedem einleuchten, denn dieſe Rechnung iſt lückenlos und eindeutig und logiſch beweiskräftig.

Und nun die letzte Folgerung:

Eine Partei, die zu dieſen unerträglichen internationalen Verpflichtungen Ja und Amen ſagt, darüber hinaus ſie noch als Sieg und Triumph ihrer Politik feiert, hat für alle Ewigkeit das Recht verwirkt, für den Achtſtundentag zu kämpfen, denn ſie unterſchrieb ja Geſetze und Verträge, die nicht nur den Achtſtundentag, ſondern jeglichen ſozialen Ausgleich glatterdings unmöglich und indiskutabel machen. Spricht ſie von dieſen Dingen, dann lügt ſie bewußt, heuchelt

und treibt ein falſches Spiel, ſtreut ihren Anhängern Sand in die Augen und macht mit Wiſſen Verratspolitik.

So iſt es: die Sozialdemokratie hat Dawes unterſchrieben. Damit hat ſie der arbeitenden Bevölkerung den Weg zum Achtſtundentag endgültig und mitleidlos verbaut. Sie hat deshalb kein Recht mehr, an die arbeitenden Maſſen zu appellieren, denn ſie hat ſie um ihre vitalſten Intereſſen betrogen. Eine ſozialdemokratiſche Regierung, die vom Achtſtundentag ſpricht, lügt, heuchelt und treibt Spiegelfechterei. Ihr muß man auf die Pfoten und nicht aufs Maul ſchauen.

Das ſind maſſive Anſchuldigungen. Wir ſind uns ihrer Schwere vollauf bewußt. Der Reichsarbeitsminiſter hat es in der Hand, ſie zu entkräften, und zwar nicht dadurch, daß er uns von ſeinem Genoſſen Severing verbieten läßt, ſondern indem er das Verſprechen des Reichskanzlers einlöſt und ſofort den Achtſtundentag wieder einführt. Tut er das nicht, dann beweiſt er damit, daß wir unſere Anſchuldigungen, ſo ſchwer ſie ſind, zu Recht erhoben haben.

17. September 1928.

Panzerkreuzer-Volksbegehren

Nun hilft kein Herausreden mehr: es wird in dieſen Tagen auch dem letzten deutſchen Spießer klar werden müſſen, wie tief ſich der Marxismus in die Seele des deutſchen Arbeitertums hineingefreſſen hat. Die Vorgänge, die ſich augenblicklich in der politiſchen Öffentlichkeit abſpielen, ſind ſo eindeutig und allgemeinverſtändlich, daß ſie kaum eines Kommentars bedürfen. Die kommuniſtiſche Partei legt auf Geheiß Moskaus ein Volksbegehren auf, nach dem es in der ganzen Welt einzig und allein Deutſchland verboten ſein ſoll, ſein Leben, wenn auch nur mit den durch den Verſailler Vertrag uns noch belaſſenen, beſcheidenſten Machtmitteln zu verteidigen. Es iſt nur dem Zufall, daß ſich die SPD. augenblicklich in der Regierung befindet, zu verdanken, daß dieſe ſich nicht mit großem Geſchrei an dieſen fetten Biſſen mit heranmacht. Und ſäßen auch die Herren Demokraten nicht in den warmen Seſſeln, dann würden wir das uneingeſchränkte Vergnügen haben, wie beim Fürſtenenteignungsrummel, die ganze Front der bewußten Vernichter des deutſchen Volkstums, von der „Roten Fahne" bis zum „Berliner Tageblatt", Arm in Arm aufmar-

ſchieren zu ſehen. „Panzerkreuzer oder Brot!“ So lautet die durch und durch verlogene Parole dieſes neueſten Volksbetruges, und ſie iſt in dieſer Aufmachung gerade dumm und ſchlau genug, daß der deutſche Stimm- und Wahlpöbel prompt darauf hereinfällt. Dabei iſt ſich kein Menſch im unklaren darüber, daß die ganze Kampagne umſonſt ſein wird. Kommt es zum Volksentſcheid, dann wird dieſe Aktion mit Pauken und Trompeten durchfallen. Das weiß der Spießer auch, und deshalb findet er angeſichts ſeiner ſonſtigen hoffnungsloſen politiſchen Vereinſamung einen billigen Troſt in dem Umſtand, daß ihm unmittelbar nichts Böſes widerfahren könne.

Dabei ſpielt es für die geſchickten Regiſſeure dieſes neueſten Rummels gar keine Rolle, ob der Volksentſcheid durchgeht oder nicht. Es handelt ſich für ſie vielmehr darum, die Panzerkreuzerfrage als Sprungbrett zu benutzen, von dem aus der Bolſchewismus in ein neues Terrain deutſcher Macht hineinſpringen kann. Es kann nicht oft genug darauf hingewieſen werden, daß der Rote Frontkämpferbund und die KPD. nur eine ruſſiſche Fremdenlegion auf deutſchem Boden ſind, zuſammengeſtellt aus ruſſiſchem Geld und deutſchem Menſchenmaterial. Die Schlacht, die in der deutſchen Öffentlichkeit in dieſen Tagen um die Panzerkreuzerfrage geſchlagen wird, iſt ein Handſtreich gegen die letzten Reſte deutſcher Wehrhaftigkeit, die, ob gewonnen oder verloren, immer zugunſten des ruſſiſchen Zukunftswillens ausſchlagen wird. Der Rubel rollt. Die goldenen Kugeln werden verſchoſſen gegen deutſches Lebensblut, und wir ſind dabei, wie immer, die Leidtragenden.

Ein Staat, der ſich das gefallen läßt, ja auf Grund ſeiner Verfaſſung ſich noch gehalten fühlt, dieſem Wahnſinn die geſetzliche Handhabe zu geben, iſt kein Staat mehr, ſondern ein Unſtaat, und er verdient nichts anderes, als daß er hinweggefegt wird. Ein Volk, das auf dieſen aufgelegten jüdiſchen Schwindel hereinfällt, beweiſt damit, daß es nicht reif iſt, aus freiem Willen ſein politiſches Schickſal zu meiſtern, und daß es das Unglück verdient, das ihm heute und morgen beſchieden iſt.

Dabei kann nichts die verkommene Heuchelei der kommuniſtiſchen Parole beſſer dartun als der Umſtand, daß die KPD. ihren Feldzug gegen die deutſche Wehrkraft mit ſozialen Argumenten belegt. In Rußland heißt es Panzerkreuzerbau ſtatt Brot. In Deutſchland heißt es Brot ſtatt Panzerkreuzer. Nicht eine Krume Brot wird der aus-

geplünderte deutſche Arbeitsprolet mehr erhalten, ob der Volksentſcheid ſo oder ſo ausfällt. Wo aber bleibt der Volksentſcheid der KPD. gegen die doch ſonſt von ihr ſo bierehrlich bekämpfte Erfüllungspolitik? Man laſſe die arbeitenden Maſſen darüber entſcheiden, ob ſie weiterhin damit einverſtanden ſind, daß aus ihrem Fleiß jährlich zweieinhalb Milliarden an Frontributen herausgepreßt werden. Und wenn ſie mit Nein votieren, dann ſage man ihnen, daß Sklavenverträge nur durch Kampf und mit Waffen gebrochen werden.

Man komme uns nicht mit der albernen Begründung, ein Panzerkreuzer helfe auch nichts gegen eine Welt von Waffen. Wenn zehn über mich herfallen mit Dolchen, Knüppeln, Schlagringen und Piſtolen, dann werfe ich nicht meine einzige Waffe weg, ſondern gebrauche ſie, bis die letzte Kugel aus dem Lauf iſt.

Es geht nicht um Brot und nicht um Panzerkreuzer. Es geht um dieſelben Dinge, um die ſeit nahezu ſechzig Jahren in Deutſchland gefochten wird; hier das Vaterland, hier ſeine Feinde. Der Marxismus ſteht auch bei dieſem Waffengang, wie immer, auf ſeiten der Feinde Deutſchlands. Und das Arbeitertum iſt dabei wieder einmal das Opfer, das zur Schlachtbank geführt wird.

Dagegen machen wir Front. Als Sozialiſten, die wir das Arbeitertum vertreten, und als Nationaliſten, die wir das Vaterland beſchützen.

15. Oktober 1928.

Betriebszellen

Die Erkenntnis, daß Deutſchland nicht gegen und nicht ohne die Arbeiterſchaft, ſondern nur mit ihr und durch ſie befreit werden kann, haben wir uns nun bald ſchon an den Schuhſohlen abgelaufen. Sie iſt die erſte und wichtigſte, die der deutſche Politiker der Gegenwart zu machen hat, und fehlt ſie ihm, dann bleibt ihm das Schickſal unſeres Volkes ewig ein Buch mit ſieben Siegeln. Durch dieſe Erkenntnis ſelbſt unterſcheiden wir uns von den bürgerlichen Parteien, und in der Zielſetzung dieſer Erkenntnis von denen des Marxismus. Der Nationalſozialismus läuft darauf hinaus, das deutſche Arbeitertum mit vollen Rechten und Pflichten in den Organismus der Nation einzugliedern, ihm eine ſeiner Größe und Bedeutung vollauf angemeſſene Funktion im ſtaatlichen Leben zuzuweiſen und dadurch das Volk ſelbſt wieder in Form zu bringen, ſo daß eine neue poli-

tiſche Führerſchicht wieder deutſche Außenpolitik betreiben kann. Das Ziel dieſer Außenpolitik wird und muß dasſelbe ſein, das ſich jede Außenpolitik immer und zu allen Zeiten geſtellt hat und ſtellen wird: die Freiheit der Nation und die Sicherung ihrer Daſeinsnotwendigkeiten.

Darüber iſt ſich jeder unter uns klar. Es handelt ſich nur noch darum, die Wege aufzuweiſen, auf denen wir überhaupt an die deutſche Arbeiterſchaft herankommen können. Marxiſtiſche Demagogie hat uns hier ſo gut wie alle Zugänge verbaut, und es bedarf einer von Zähigkeit und Geduld getragenen Minier- und Bohrarbeit, um hier überhaupt Breſche zu ſchlagen. Bis vor etwa zwei Jahren erſchien dieſe Arbeit ziemlich erfolglos. Die Wahlen des Jahres 1928 brachten uns zwar zahlenmäßig beachtliche Erfolge, aber die marxiſtiſche Preſſe konnte zu Recht mit Hohn feſtſtellen, daß unſer Zuwachs allergrößtenteils aus Zugängen aus dem bürgerlichen Lager kam. Die marxiſtiſche Front blieb davon nahezu unberührt, und nur hier und da gelang es uns, ſie unbedeutend zu ritzen.

Das iſt nun anders geworden. Schon die Wahlen des Jahres 1929 brachten uns großen Zuzug aus dem marxiſtiſchen Lager. Allein in Berlin gelang es uns, bei den Kommunalwahlen im November 1929 den Roten beiderlei Couleur an die ſiebzigtauſend Stimmen abzujagen. Gewiß iſt das noch nicht viel. Aber wenn man dabei in Betracht zieht, daß dieſer Einbruch in die rote Klaſſenfront ohne jegliche organiſatoriſche Vorarbeit vollzogen wurde, ſozuſagen nur improviſiert, dann kann man ſich ungefähr vorſtellen, welche Möglichkeiten hier unſer warten, wenn wir die Arbeit ſyſtematiſch in Angriff nehmen und reſolut in den Betrieben auf das Ziel der Eroberung der Arbeiterſchaft losſteuern.

Die bisherige Erfahrung hat gelehrt, daß durch reguläre öffentliche Werbeverſammlungen immer nur ein Bruchteil der Arbeiterſchaft erfaßt werden kann. Es kommen meiſt nur und vereinzelt die wenigen Sucher, die wir dann auch reſtlos gewinnen. Erſcheinen die marxiſtiſch verhetzten Parteigänger in Maſſen, dann legen die ſie begleitenden und betreuenden Leithammel es darauf an, durch Radau und Terror eine ſachliche Auseinanderſetzung von vornherein zu unterbinden. Der Erfolg iſt dann meiſt gleich Null. Der Kampf wird unentſchieden abgebrochen, und wir haben beſtenfalls das zerſchlagene Mobiliar zu bezahlen.

Trotzdem darf uns die ſchwere und Geduld erfordernde Arbeit nicht reuen, und wir müſſen auch den Mut haben, beim Erkennen der Ungangbarkeit eines Weges wendig und mit taktiſchem Geſchick neue Wege zu ſuchen und zu beſchreiten. Einen ſolchen Weg weiſt uns die Betriebszellenorganiſation. Sie iſt in Berlin vor etwa Jahresfriſt zum erſtenmal in Arbeit genommen worden und war von vornherein gedacht als ſinnvolle Ergänzung zu unſerer politiſchen Zellenorganiſation. Sie beruht darauf, mit Hilfe von kleinen Trupps, ſogenannten Zellen, in die Betriebe einzudringen, ſie allmählich mit unſeren Gedankengängen zu infizieren, Betriebsgruppen zu bilden und von hier aus dem Nationalſozialismus in Fabriken und Kontoren die Bahn freizumachen. Wie alle Organiſationen, ſo hat auch dieſe in der erſten Zeit ihres Beſtehens eine Reihe von Kinderkrankheiten durchgemacht. Dieſe ſchienen ihr vorerſt um ſo gefährlicher zu werden, als unſere tapferen Pioniere vom Schraubſtock und Amboß ſich faſt immer einer überwältigenden marxiſtiſchen Mehrheit gegenüber ſahen, die gewillt war, die erſten Anfänge nationalſozialiſtiſcher Zellen auch mit den brutalſten Mitteln des Betriebsterrors zu erdrücken. Zudem empfanden ſie die Fehlerhaftigkeit unſerer eigenen Organiſation um ſo peinlicher und drückender, je geſchloſſener und maſſiver ihnen die fertigen und tadellos funktionierenden marxiſtiſchen Gewerkſchaften gegenübertraten.

Aber wie wir bisher alle politiſchen Hinderniſſe, ſo haben wir auch dieſe organiſatoriſchen ſiegreich überwunden. Es war ja ſeit je Mode bei uns, daß wir an den Widerſtänden nicht zerbrachen, ſondern nur an ihnen lernten und darum auch an ihnen erſtarkten. So auch hier. Die nationalſozialiſtiſche Betriebszellenorganiſation iſt nun auf der ganzen Linie im Vormarſch begriffen, und die letzten Betriebsratswahlen haben gezeigt, daß unſere Arbeit nicht vergebens war. Schon wittern die Roten Unrat. Sie wiſſen, daß ſie in den Betrieben ihre letzten Feſtungswerke halten. Verlieren ſie die, dann ſind ſie verloren. Darum ſind ihre Zeitungen voll von Drohungen und beweglichen Klagen. Die Geſcheiten unter ihnen, die geſtern noch lachten, ſind heute ſehr ſtill geworden. Und morgen werden ſie wie die betrübten Lohgerber ihren fortſchwimmenden Fellen nachſchauen dürfen.

Im Sommer des vergangenen Jahres haben wir in entſagungsvoller, zäher Kleinarbeit die Organiſation der Partei neu und

modern aufgebaut. Die großen politiſchen Erfolge dieſes Winters haben uns dafür reichlich und überreichlich belohnt. In dieſem Sommer wollen und werden wir unſer Betriebszellenſyſtem programmatiſch und organiſatoriſch auf Draht bringen, und im kommenden Winter werden wir dann ſiegreich Einzug halten in den Fabriken und Kontoren.

Wir rufen jetzt ſchon unſere Pioniere an den Maſchinen und Büchern zur Mitarbeit auf. So ſchwer auch das Werk ſcheint, es muß gelingen! Der deutſche Arbeiter gehört in unſere Front. Und wir wollen nicht ruhen und raſten, bis jeder Betrieb eine Hochburg des Nationalſozialismus iſt.

1. Juni 1930

An den deutſchen Arbeiter!

Seit ſechzig Jahren kämpfſt du in den marxiſtiſchen Parteien gegen das kapitaliſtiſche Staats- und Wirtſchaftsſyſtem für eine ſozialiſtiſche Umformung unſeres geſamten Produktionslebens und damit verbunden des deutſchen Gemeinſchaftsdaſeins. Sechzig Jahre Kampf um ein Ideal, das berechtigt und ſittlich notwendig iſt, haben dieſes Ideal jedoch nicht erreichen laſſen. Im Gegenteil! Der deutſche Arbeiter iſt heute von der Erfüllung ſeiner tiefen Sehnſucht weiter entfernt als je zuvor. Zwar herrſcht über uns die Internationale, aber nicht die der Arbeit, ſondern die des Geldes. Zwar ſitzen die Vertreter des deutſchen Proletariats in Mengen in den bürgerlichen Parlamenten, zwar haben ſie Staat und Parlament erobert, herrſchen dort zum Teil unumſchränkt und können unbehindert ihre Weltbeglückungspläne zur Durchführung bringen. Aber ſie ſind nicht mehr Vorkämpfer eines wahren, zielbewußten Sozialismus der Arbeit, ſondern längſt ſchon Lakaien und Nutznießer des Börſenkapitalismus, dem ſie dienſtbar ſind, und an den ſie Tag für Tag für Geld und fette Pfründe die Rechte der Arbeiterſchaft verkaufen und verpfänden.

„Wir müſſen uns im Kapitalismus wohnlich einrichten!“ Dieſes unvorſichtige Wort des führenden öſterreichiſchen Sozialdemokraten Bauer beleuchtet blitzartig und abſolut beweiskräftig den weltgeſchichtlichen Verrat, den die Deutſch ſprechenden Marxiſten an der

Arbeiterſchaft begangen haben und täglich aufs neue zu begehen gewillt ſind.

Wie konnte das alles ſo kommen?

Der Marxismus iſt keine deutſche, ſondern eine jüdiſche Lehre. Ihr Erfinder iſt der Trierer Rabbinerſohn Mardochai, der ſich ſpäter den Namen Marx beilegte. Ihre wiſſenſchaftlich-ökonomiſchen Grundſätze ſind längſt widerlegt, zum Teil ſogar von führenden Marxiſten. Sie werden nirgendwo mehr ernſt genommen. Um ſo furchtbarer aber zerſtören ihre weltanſchaulichen Forderungen unſer geſamtes Volksleben. Der Marxismus iſt pazifiſtiſch. Seine Vertreter haben deshalb in Deutſchland vor dem Kriege die Wehrkraft zerſchlagen, während des Krieges den deutſchen Widerſtand unterhöhlt und am Ende des Krieges die deutſche Nation und damit die deutſche Arbeiterklaſſe waffenlos der Willkür des Weltkapitalismus ausgeliefert.

„Deutſchland ſoll — das iſt unſer feſter Wille als Sozialiſten — ſeine Kriegsflagge für immer ſtreichen, ohne ſie das letztemal ſiegreich heimgebracht zu haben."

Das ſchrieb der „Vorwärts", ein ſogenanntes Arbeiterblatt, am 20. Oktober 1918, alſo im entſcheidenden Augenblick deutſchen Daſeinskampfes.

Und ſo iſt es auch gekommen. Durch die Börſenrevolte am 9. November 1918 wurde die deutſche Armee entwaffnet. Die Folgen davon waren Verſailles, London, Dawes und Young. Das Wort des ſozialdemokratiſchen Volksbeauftragten Scheidemann, „der Beſitz werde die Laſten des verlorenen Krieges zu tragen haben", hat ſich als weltgeſchichtlicher Betrug herausgeſtellt. Der Arbeiter bezahlt. Drei Millionen Arbeitsloſe, ſtillgelegte Fabriken, Streiks, Ausſperrungen und Arbeiterexport in die Kolonien der imperialiſtiſchen Siegerländer: das ſpricht eine grauſamere Sprache als die Phraſen ſozialdemokratiſcher Volksbetrüger.

Der Marxismus iſt demokratiſch. Er zerſtört durch den Mehrheitswahn alle ſchöpferiſchen Kräfte im Volk, überantwortet Fleiß, Zucht und Genialität dem unſittlichſten Terror der Majorität. Der Deutſche Reichstag iſt ein lebendiges Abbild dieſes wahnwitzigen Unfuges.

Der Marxismus iſt international. Er zerſtört Volk und Nation

und ſchneidet damit die Wurzeln unſeres organiſchen Daſeins ab. Je ſchärfer die anderen Völker ſich in der Vergangenheit national organiſiert haben, deſto blöder huldigten wir einem verſchwommenen Verbrüderungsirrwahn. Nun ſtarrt die Welt in Waffen. Wir aber ſind wehrlos und deshalb der Prügelknabe fremder Raub- und Siegerländer.

Du ſagſt, der Kommunismus ſei anders. Schau nach Rußland, und du wirſt eines Beſſeren belehrt. Dort herrſcht eine kleine Clique von weltfremden Ideologen oder gewerbsmäßigen Volksbetrügern. Die breiten Maſſen aber ſeufzen unter der Knute des Bolſchewismus ebenſo, wenn nicht noch mehr, als ehedem unter der Peitſche des Zarismus. Wieder ſtehen dort die arbeitenden Menſchen Reihe vor den Bäcker- und Fleiſcherläden. Und wer aufmuckt, der wird mit Terror und Brutalität niedergeknüppelt.

So ſieht das Paradies des Marxismus aus.

Wir aber ſetzen uns dagegen zur Wehr. Wir erkennen das Recht des deutſchen Arbeiters auf Freiheit und Brot an. Wir wollen ihm keine Almoſen geben. Wir fordern, daß er in die Nation eingefügt wird mit vollen Rechten und Pflichten. Wir fordern eine ſtrenge ſoziale Gerechtigkeit, Arbeit und Auskommen für die breiten Maſſen, Wohnungen und Brot und damit Lebensfreudigkeit für das deutſche Arbeitertum.

Aber das alles iſt nur durchführbar, wenn wir als Volk frei ſind vom Joch des Auslandes. Darum fordern wir Wehr und Waffe, Widerſtand anſtatt feiger, pazifiſtiſcher Duldung. Wir müſſen zu dieſem Zweck den Mehrheitswahn zertrümmern und erſetzen durch eine Führerautorität. Die ſoll getragen werden durch die breiten Maſſen der Arbeiter und Bauern. In ihnen wird der deutſche Staat der Ehre und Arbeit neu organiſiert als Nation. Gerecht nach innen, ſtark nach außen, ein feſtes Bollwerk gegen die Zerſtörungsgelüſte des Weltkapitalismus! Ein neues Deutſches Reich, in dem der Proletarier ſeine Wiedergeburt erfährt zum diſziplinierten und verantwortungsbewußten deutſchen Arbeiter und damit auch die Erfüllung ſeines ſechzigjährigen Kampfes erreicht: Freiheit und Brot, ein Staat der ſchaffenden Arbeit!

Wer das mit uns will, der wählt Liſte 9, Hitlerbewegung!

24. Auguſt 1930.

Die Blutzeugen

Wer in Berlin zur SA. kam, trat unter die Verfemten. Sein Weg wurde zum engen Paß zwiſchen Polizei und Pöbel. Hier hatte er zu ſtehen oder zu fallen.

Dieſe Stadt war unbarmherziger als alle anderen. Ganze Stadtviertel gehörten den Kommuniſten; wer ſich dort im Braunhemd zeigte, war gezeichnet.

Noch ehe die Bewegung ein paar tauſend Anhänger hatte, fielen die erſten Blutzeugen unter den Piſtolen und Meſſern der roten Banden.

Kütemeyer wurde, völlig verſtümmelt, im Landwehrkanal ertränkt, Horſt Weſſel in ſeiner Arbeitermanſarde niedergeſchoſſen. Sein Lied zog von ſeinem Grabhügel durch die Straßen hinaus ins Reich und wurde das, was Goebbels ihm vorausſagte: Das Lied der ganzen Nation.

Wir gedenken der Toten!

Grau laſtet ein ſchwerer Novembertag über deutſchem Land. Die Sonne des Sommers iſt verblaßt. Der Herbſt hat angefangen, und hinter ihm ſteht ſchon unerbittlich grauſam der Winter. Nacht im deutſchen Volk! Das geſchäftige Schwätzen von Frieden, Freiheit und Brot macht einem betretenen Schweigen Platz, und hinter dieſem Schweigen verbirgt ſich die nackte, feige Angſt vor den kommenden Dingen. Vor neun Jahren hob man die ſozialſte Republik der Welt aus der Taufe.

Zum neuntenmal feiern wir den Geburtstag der Republik. Selbſt die eigentlichen Väter dieſes ſogenannten Staates können an ihrem Kinde keine rechte Freude mehr finden. Sie ſtreiten ſich um die Vaterſchaft. Nicht als wenn jeder von ihnen ſich drängte, als Erzeuger und Schutzpatron dieſes allerheiligſten Staates zu gelten, ſondern keiner von ihnen will es heute geweſen ſein. Sie lehnen es alle einmütig ab, für den Wahnſinn des 9. November 1918 verantwortlich gemacht zu werden, und begnügen ſich damit, auf dem bequemen goldenen Boden der Tatſachen zu ſtehen.

Ein ausgeplündertes, ausgeblutetes Volk, hungernde, frierende Kinder, Mütter, die das Weinen längſt verlernt haben, Söhne, die in ohnmächtigem Grimm die Fäuſte ballen, und Väter, die ſich vor dumpfem Groll verzehren: Das iſt das Leben in Schönheit und Würde, von dem ihr ſo oft und ſo beredt geſprochen habt.

Im kreiſchenden Totentanz eines verlumpten Volkes klingt eine Fanfare. Trommeln ſchlagen hinein. Dumpf und ſchwer. Die Mützen ab! Wir denken der Toten!

Wir denken der zwei Millionen, die in den Gräbern von Flandern und Polen verbleichen. Wir denken der tauſend und tauſend Soldaten, denen das Weltmeer in ſeiner Unendlichkeit ein ewiges, ruhlosbewegtes Grab bettete. Wir denken aller, die aus den Lüften ſtürzten, die in den Löchern der Erde ſtarben, die unter dem Meeresſpiegel ihr letztes Amen beteten, und die bei den verſengenden Gluten der Tropenſonne verkamen in Durſt und Qual.

Wir denken der Soldaten der deutſchen Revolution und all derer, die für die Aufrichtung des Vaterlandes ihr dreimal heiliges Leben auf den Altar der Zukunft legten. Wir denken der Märtyrer für ein anderes Reich, die den Glauben, den unerſchütterbaren, mit

ihrem Herzblut beſiegelten. Wir denken der tollkühnen Männer, die in der Zeit der größten Schmach unſeres Volkes wiſſend dem Feind in die Gewehrläufe liefen und zuſammenbrachen unter dem Ruf: Es lebe das Vaterland!

Die Fahnen nieder! Und ſenkt die Knie! Gebe Gott Euch Kraft zum Haſſen und Trotzen!

Unter flatternden Standarten marſchiert eine neue Jugend mit lichten Stirnen einem anderen Morgen entgegen. An der Spitze geht der kommende Adel des Mutes und der Tapferkeit Sieg oder Tod entgegen. Die Würfel fallen auf Tod. Sechzehn deutſche Arbeiter und Studenten, von den höchſten Höhen und aus den tiefſten Tiefen des Volkes von Gott zum Symbol herausgenommen, werden von den Kugeln der Reaktion rechts und links niederkartätſcht und röten für eine beſſere Zukunft mit ihrem Blut das Pflaſter. Wehrt der Tränen nicht! Aber ſagt ihnen, daß ſie den Händen gebieten, zu geballten Fäuſten zu werden, und hebt die Fäuſte, dieſe Arbeitsfäuſte hoch und ſchwört bei Gott und allem, was euch heilig iſt:

Wir werden Euch nicht vergeſſen!

Unſer Dank ſei die Rache!

Auf den Tag!

Wir denken der Toten, die uns jedes Jahr das Schickſal als Unterpfand unſeres Sieges nimmt. Der unbekannte braune Soldat hebt die Fahne mit dem ſchwarzen Kreuz auf Blutigrot und weiſt ſchweigend den Weg der Pflicht. Opfer und Blut waren immer noch Triebkräfte zum endlichen Triumph.

Kameraden! Ein Jahr iſt um; ein neues Jahr beginnt. Wir denken der Toten! Mit Schmerz und Freude: Schweres und nie Gekanntes hat das Schickſal über uns beſtimmt. Wir werden den Kelch des Leidens auskoſten müſſen bis zur Neige. Wer weiß: morgen trifft's dich, übermorgen mich. Die ewige Richterin Geſchichte holt aus unſeren Reihen heraus, des ſie zu unſerem Ruhm, zu unſerem Anſporn, zu unſerem Willen zur Tat bedarf.

Wir trauern nicht; wir ſtehen auf und ſchwören:

Vergeltung! Vergeltung! Der Tag bricht an!

Wir grüßen Euch, Ihr Toten. Deutſchland beginnt neu zu glänzen im Morgenrot Eures Blutes. Wir ſchlagen den Scharlachmantel Eurer Hingabe um dieſes geknechtete Volk, das ſelbſt im tiefſten

Unglück in ſeinen beſten Söhnen, in Euch, ſeinen königlichen Adel bewahrt.

Soldaten der deutſchen Revolution! Bindet den Helm feſter! Im Totentanz klingt eine Fanfare. Trommeln ſchlagen hinein. Dumpf und ſchwer. Aus den Lüften klingt und ſchlägt es wieder. Die Armee der Toten gibt Antwort.

Laßt dröhnen den Marſchrhythmus der braunen Bataillone: Zur Freiheit!

Das Heer der Toten marſchiert mit Euch, Ihr Sturmſoldaten, in eine beſſere Zukunft hinein.

7. November 1927.

Fahnen über der Stadt

Nürnberg! In dieſem Namen liegt ein Zauber ohnegleichen. Nürnberg bedeutet das Deutſche ſchlechthin. Unter den Mauern dieſer Stadt wurden Kulturtaten von weltgeſchichtlichem Range getan. Wenn man von Nürnberg ſpricht, dann meint man beſte deutſche Tradition, die zukunftsträchtig nach vorne weiſt.

In dieſer Stadt marſchierten ſchon einmal deutſche Männer in ſchickſalsſchwangerer Zeit auf zu Zehntauſenden, begrüßt und umjubelt von deutſchen Patrioten, die nun meinten, das neue Reich ſei erſtanden. Was damals ſo gewaltig aufwuchs, verſank in ſich ſelbſt, da es noch nicht bis zum Letzten gefügt und geſtaltet war, da ein großes Erbe in unglücklichen Monaten verwaltet wurde von Menſchen, die ſich dieſer Aufgabe nicht gewachſen zeigten.

Nun blickt das nationale Deutſchland wieder einmal nach Nürnberg, wo heute die nationalſozialiſtiſchen Braunhemden zu Zehntauſenden aufmarſchieren, um gegen die Kolonie und für den Staat zu demonſtrieren. Glaube und Hoffnung vieler Hunderttauſende geleiten dieſen Siegesmarſch von jungen Aktiviſten, die in nunmehr achtjährigem Ringen um die politiſche Geſtaltung bewieſen haben, daß weder Tod noch Teufel ſie zu vernichten vermag.

Am 9. November 1923 brach das erſte Werk zuſammen. Es hatte ſeine hiſtoriſche Aufgabe erfüllt und mußte einem vorläufigen Chaos Platz machen. Nach Zeiten tiefſten Zuſammenbruchs begann im Februar 1925 der Wiederaufbau der Bewegung, und heute zeigte ſie

zum erſten Male in einem Maſſenaufgebot, daß der Stand von 1923 bereits weit überholt iſt und die Bewegung heute an der Spitze der revolutionären Zukunftsgeſtaltung ſteht.

Braunhemden! Wieder einmal ſchaut ganz Deutſchland auf Euch, wenige voll Glauben und Vertrauen, viele, viele voll Haß und Verachtung. Seid Euch deſſen bewußt! Wieder ſeid Ihr die eherne Spitze am bleiernen Keil, und Ihr verdankt das allein Eurer Tapferkeit, Eurem Mut und Eurer zähen Ausdauer. Heute iſt ein Tag, wo Ihr ſtolz darauf ſein dürft. Ihr habt wieder einmal vor der Geſchichte bewieſen, daß Gott zuletzt doch nur dem hilft, der ſich ſelber hilft. Als alle verzweifelten, da habt Ihr die ſinkende Fahne aufgegriffen und ſie in Nacht und Finſternis vorangetragen. Nun ſteht das Banner feſt! Allüberall, in jeder Stadt, in jedem Dorf kennt man Euch, und wo man Euch nicht lieben lernen wollte, da hat man doch zum mindeſten Euch haſſen und fürchten gelernt.

Heute iſt Euer Tag! Ihr ſtrömt aus allen deutſchen Gauen zuſammen in der alten ehrwürdigen Stadt, aus den Fabriken kommt Ihr, aus Gruben und Kontoren, von Pflug und Egge. Und mitten unter Euch ſteht der Führer, der einzige Führer, der wegeweiſend zum neuen Deutſchland voranſchreitet. Ihm dankt Ihr es, daß Ihr bis heute noch nicht einen Zentimeter vom geraden Kurs abgewichen ſeid. Er iſt Euch Gewähr dafür, daß das auch in der Zukunft ſo ſein wird.

Braunhemden! Nun lichtet die Stirnen und geht aufrecht und ſtolz durch die Straßen dieſer Stadt. Zeigt, daß Ihr Euch mehr dünkt als die anderen. Heute ſchaut ganz Deutſchland auf Euch. Heute biſt Du nicht Schreiber und Du nicht Prolet, Du nicht Bauernknecht und Du nicht kleiner Beamter. Heute ſeid Ihr alle mehr: Ihr ſeid die letzten Deutſchen, die nie verzweifelten. Ihr ſeid die Träger der Zukunft, die Gewährsmänner, daß Deutſchland nicht zum Untergang, ſondern zur Freiheit beſtimmt iſt. Ihr ſeid heute ſchon Symbol einer neuen Glaubensſtärke für Hunderttauſende und Millionen. Wenn Ihr nicht wäret, dann müßten wir alle verzweifeln!

Denkt daran, wenn Ihr dieſe Stadt betretet! Hebt die Banner hoch und hoch die Herzen!

Das junge Deutſchland ſteht auf und fordert ſeine Rechte!

Fahnen flattern über der Stadt. Ungezählte von Euch haben unter dieſen Fahnen geblutet, Ungezählte ſind dafür in die Gefängniſſe ge-

worfen worden, und manch einer iſt darunter gefallen für ein beſſeres Deutſchland.

Vergeßt das nie! Vergeßt das vor allem heute nicht, wo Ihr dieſe Fahnen unter einer leuchtenden Sonne und umjubelt von Zehntauſenden durch die Straßen dieſer Stadt tragt.

Ihr und Ihr allein habt ein Recht zu fordern, da Ihr allein auch bereit ſeid, für dieſes Recht zu kämpfen.

Wohlan denn, Ihr von der jungen Garde des Dritten Reiches! Hebt Fahnen und Hände zum Schwur und ruft, daß Ihr nicht laſſen wollt vom Recht!

Und fordert: Das neue Dritte Deutſchland!

Den freien deutſchen Staat!

22. Auguſt 1927.

Das heilige Tuch

Vierzig deutſche Proletarier aus Berlin, die im Dawesreich von Schönheit und Würde weder Arbeit noch Brot finden, machen ſich an einem Julitag auf den Weg nach Nürnberg, den Torniſter vollbepackt mit Flugzetteln, Zeitungen und Büchern. Jeden Tag, ob er Regen oder glutheiße Sonne bringt, marſchieren ſie fünfundzwanzig Kilometer. Und wenn ſie abends ins Quartier kommen, dann haben ſie bis in die tiefe Nacht hinein weder Raſt noch Ruhe, ihren politiſchen Glauben zu predigen.

In den Großſtädten werden ſie beſpuckt und niedergeſchlagen.

Schadet nichts! Sie pauken ſich durch. Vor der Zeit kommen ſie in Nürnberg an.

Aus einer von der hohen Polizei im Intereſſe von Ruhe und Ordnung verbotenen Ortsgruppe Berlin finden ſich ſiebenhundert ſchaffende Männer und Frauen zuſammen, die den Weg nach Nürnberg ſuchen. Sie ſparen ſich monatelang das Brot vom Munde ab, verzichten auf Bier und Tabak, ja, mancher hungert ſich buchſtäblich das Fahrgeld zuſammen. Sie verlieren zwei Arbeitstage an Lohn, und der Preis für den Sonderzug allein beträgt fünfundzwanzig Mark. Manch einer von dieſen Siebenhundert verdient in der Woche zwanzig Mark.

Er bringt ſein Fahrgeld zuſammen, und am Samstagmorgen klet-

tert auch er mit klopfendem Herzen neben den anderen aus den Waggons, die von Berlin nach Nürnberg rollten.

Und abends marſchiert er mit den Zehntauſenden am Führer vorbei, ſchwingt ſeine brennende Fackel hoch und grüßt. Die armen, ſchweren Augen, die ſoviel Not, ach, ſoviel Jammer ſahen — und wieviel werden ſie noch ſehen müſſen, bis ſie ſich einſt zum letzten Schlummer ſchließen — fangen plötzlich an zu glänzen. Er weiß gar nicht, ob er glauben darf, daß das alles wahr ſei. Zu Hauſe hat man ihn nur beſpuckt und begeifert, niedergeknüppelt und ins Gefängnis geſteckt. Und jetzt ſtehen an den Straßenrändern Tauſende und Tauſende von Menſchen, die grüßen ihn und rufen Heil!

Über der alten Reichsſtadt wölbt ſich ein tiefer, blauer Himmel. Die Luft iſt klar wie Glas, und die Sonne lacht, als hätte ſie nie einen ſolchen Tag geſehen.

Fanfaren ſchmettern! Der Zug ſetzt ſich in Marſch. Endlos, endlos! Man möchte faſt glauben, es ſollte das ewig ſo fortgehen. Und an den Straßen warten ſchwarze Menſchenmauern. Keiner ruft Pfui, bewahre, ſie alle winken und lachen und jubeln, als kämen die Zehntauſende aus ſiegreicher Schlacht; und werfen Blumen, Blumen.

Die Siebenhundert marſchieren an der Spitze, weil ſie ein Jahr den ſchwerſten Kampf durchfochten, darum werden ſie nun mit Blumen überſchüttet. Sie ſtecken ſie in den Gürtel, immer mehr, immer mehr! Die Mützen ſind bald nur noch blühende Blumenſträuße, und die Mädchen winken und lachen ihnen zu. Daheim ſpuckt man ſie an.

Und nun marſchieren ſie am Führer vorbei. Tauſende, Zehntauſende rufen Heil! Sie hören's kaum. Aus den Gürteln reißen ſie die Blumen und werfen ſie den jubelnden Menſchen zu.

Vorbeimarſch! Die Beine fliegen, während die Muſik den Parademarſch der langen Kerls ſchmettert.

Und dann kommt der Abend. Müde und ſchwer. Es beginnt zu regnen. Noch ein einziger Jubelſchrei: Auf Wiederſehen! Der Zug keucht aus der Halle.

Vor Berlin! Es beginnt zu dämmern! Ausſteigen! Blitzende Bajonette. Der Gummiknüppel winkt. Hämiſch, neidiſch, gemein. Berliner Polizei. Ausſteigen! Man reibt ſich die Augen. Ja, gewiß, das mit Blumen haben wir ja nur geträumt.

Kamerad, die Fahne! Das Tuch heruntergeriſſen! Hemd auf! Du, ſchau, daß der Grüne nichts ſieht. Lege das liebe rote Tuch um die Bruſt; da ruht es gut auf klopfendem Herzen.

„Was haben Sie da unter Ihrem Hemd? Aufmachen!“

Der blonde Junge erbleicht. Raſch reißt eine ſchmutzige Hand das braune Hemdtuch auf, und dann beginnt der Junge zu glühen. Er tobt, er kratzt, er ſpuckt und geifert. Mit acht Mann muß man ihn überwältigen. Das heilige Tuch reißt man ihm in Fetzen von der Bruſt herunter.

Ich frage euch: iſt das eine Heldentat? Du blonder Junge, wenn dir die Tränen in die Augen ſteigen, ſchluck' ſie hinunter.

Und plötzlich ſteht er hoch und beginnt zu ſingen. Dann ſtimmt ſein Nebenmann ein, und dann mehr und mehr, bis ſchließlich alle, alle ſingen. Iſt das ein Gefangenentransport? Iſt das nicht vielmehr ein Zug von Helden?

Deutſchland, Deutſchland über alles!

Als ſie in der großen Halle als Gefangene ſtehen, werden ſie einzeln vor den Kadi gerufen. Jeder von ihnen macht die Augen trotzig und groß auf und ſagt feſt und unbeirrbar: „Ich verweigere jede Auskunft!“ Von draußen bricht Geſang der Kameraden herein:

„Noch iſt die Freiheit nicht verloren!“

Ihr lieben, tapferen Jungens! Mit euch marſchieren wir gegen den Teufel.

Bindet die Fahnen um die Herzen, ihr alle, alle!

Das heilige Tuch ruht in guter Hut. Ich weiß, es wird einmal wieder leuchten! Kameraden! Kameraden!

29. Auguſt 1927

Kütemeyer

Eines Tages kommt er auf die Geſchäftsſtelle und fragt, ob er etwas mitarbeiten dürfe. Er ſei erwerbslos, lebe mit ſeiner Frau ſchlecht und recht von der Arbeitsloſenunterſtützung und ſtelle gern Zeit und Kraft der Partei zur Verfügung. Man nimmt ihn an, ſtill und beſcheiden ſetzt er ſich an den ihm zugewieſenen Platz, redet kaum, macht nicht ein kleines Aufſehen von ſich und ſeinem freiwilligen Dienſt, und nach vier Monaten hat er in emſigen Fleiß die

durch Verbot und Verfolgung vollkommen durcheinandergeratene Kartothek wieder in Ordnung gebracht.

Morgens kommt er als erſter, abends geht er als letzter. Der Gruß beim Kommen und Gehen iſt faſt das einzige, was er am Tage ſagt. Gerate ich durch einen Zufall in ſeine Abteilung hinein, dann ſpringt er von ſeinem Platz auf, ſteht ſtramm, ſchüttelt mir die Hand und iſt gerührt und ſchüchtern wie ein Kind.

Er diente draußen an der Front als tapferer Feldſoldat. Nach dem Kriege wurde er Kaufmann, die Inflation warf ihn aus Brot und Beruf; er ging aufs Land als Arbeiter, verlor dann durch ſeine politiſche Aufklärung Dach und Nahrung, kam zurück in die Stadt und reihte ſich ſchweigend ein in die Armee der drei Millionen, die heute ſchon in Deutſchland zu viel ſind.

Am Abend vor der Hitlerverſammlung: er geht mit Kameraden los zum Plakatkleben. Bis zum Morgengrauen iſt er auf den Beinen. Todmüde kehrt er heim. Seine treuſorgende Frau zwingt ihm drei Stunden Schlaf ab, dann ſteht er wieder zum Dienſt bereit.

Heute klopft das Herz zum Zerſpringen. Das bleiche, abgehärmte Geſicht überfliegt eine jähe Röte, wenn er daran denkt, daß er am Abend zum erſten Male ſeinen Führer ſehen und hören ſoll. Um fünf Uhr tritt er an zum Kaſſendienſt im Sportpalaſt. Als er ſich von der Geſchäftsſtelle verabſchiedet, fragt er in einer dumpfen Ahnung einen Kameraden: „Wer wird wohl der nächſte ſein, den wir beerdigen?“

Als ich gegen halb ſieben Uhr zu kurzer Kontrolle in den Sportpalaſt komme, ſehe ich ihn am Schalter hantieren. Ich kann mich nicht erinnern, ihn vorher einmal lachen gehört zu haben. Jetzt lacht er. Das ganze Geſicht verklärt eine einzige große Freude. Er ruft mir noch etwas nach, das ich im Trubel nicht verſtehe.

Um 8.15 Uhr ſagt ihm der Kaſſenverwalter: „Kütemeyer, Sie haben Hitler noch nicht gehört, rechnen Sie ſchnell ab, und dann marſch in den Saal.“ Er rechnet ab. Auf den Pfennig genau. 420,40 Mark. Nun noch die Quittung, und dann weg In die hinterſte Reihe klemmt er ſich, denn alles, alles iſt drückend voll. Da ſteht er zwiſchen Tür und Angel, erlebt den Jubelſturm, als Hitler den Saal betritt, hört mit klopfendem Herzen dieſes aufpeitſchende Evangelium des jungen Deutſchlands, und am Ende erhebt er ſich mit den ſechzehntauſend anderen und ſingt mit Tränen in den Augen: „Deutſchland, Deutſchland über alles, und im Unglück nun erſt recht.“

Wer wollte es ihm verargen, daß er in dieſer Hochſpannung der ergriffenen Gefühle noch nicht in die Dürftigkeit ſeines kargen Lebens zurückkann. Zwei Stunden ſitzt er mit den Kameraden in freudig erregten Debatten zuſammen. Dann will er heim zu ſeiner Frau, die gleich nach Schluß der Verſammlung nach Hauſe gegangen iſt.

An einer Straßenecke wird er angepöbelt. Er wehrt ſich. Mit zwanzigfacher Übermacht ſchlägt man ihn nieder. Das Geſicht wird ihm im Nu zu einem blutigen Ecce-Homo zerquetſcht; das Naſenbein gebrochen, die Augen blutunterlaufen, die Lippen zerriſſen, ſo wankt er langſam, von ſeinen Kameraden nunmehr endgültig abgedrängt, dem ſtillen Ufer zu. Dort hofft er, in der Dunkelheit der blutrünſtigen Meute zu entkommen, vielleicht auch einen ſeiner Kameraden, die man wie ihn, gleich gehetztem Wild, einzeln durch die Straßen treibt, wieder zu treffen.

Durch die Regennacht ſtößt das Fauchen einer Autotaxe. Vollbeſetzt mit rotem Blutgeſindel. Hämiſch grinſt der Fahrer und gibt Vollgas. Unten am Ufer pürſchen ſie ihn auf, wie ein angeſchoſſenes Wild. Dort lehnt ein bleicher Mann am Geländer, das Geſicht zu blutigem Brei zerquetſcht. Los auf den Hund! Ein paar Schläge mit Eiſenſtangen auf den Kopf, daß er ganz bewußtlos wird, angepackt, übers Geländer mit der Kanaille, hinein in den Kanal! Iſt er ſchon tot, oder ſtirbt er jetzt?

Man hört laute Hilferufe, während die Autotaxe davonraſt. In den kalten, kalten Wellen geht ein Deutſcher unter. Es iſt nur ein Arbeiter. Was gilt das? Einer von den drei Millionen.

Morgens um ſechs Uhr wird die Leiche geländet. In ſeiner Taſche findet man eine Mitgliedskarte und Propagandazettel der Partei. Sonſt nichts. Kein Geld, keinen Dolch, keine Piſtole. Nur Zettel, auf denen der Name Hitler ſteht. Der Beamte der Partei, der ihn zuerſt im Schauhaus ſieht, kennt ihn kaum wieder, ſo zerquetſcht iſt ſein Geſicht.

Um vier Uhr nachts wacht ſeine Frau auf. Es iſt ihr, als hörte ſie ihren Mann „Mama, Mama!“ rufen. Das war die Stunde, in der er ſtarb.

„Selbſtmord! Unfall! Betrunken! Ertrunken!“ ſtammelt die Journaille.

Die Polizei faſelt von einem bedauerlichen Fehltritt am Ufer. Ein todwunder Menſch iſt über ein meterhohes Geländer gefallen. An der Spitze dieſer Polizei ſteht ein Mann jüdiſchen Volkstums. Der Tote iſt nur ein deutſcher Arbeiter.

Die Mützen ab und die Fahnen in Trauer geſenkt! Aber nur einen Augenblick! Dann ſchnallt die Sturmriemen herunter und beginnt im Werk der Rache an den Vernichtern unſeres Volkes. Arbeiten, Kameraden, arbeiten!

Auch dieſer Tote hat ein Recht zu fordern.

26. November 1928.

Nur ein deutſcher Arbeiter

In einer Nacht wird ein deutſcher Arbeiter auf dem Nachhauſewege aus einer politiſchen Verſammlung von rotem Straßenmob überfallen und blutig geſchlagen. Man zertrümmert ihm mit einem Pflaſterſtein das Naſenbein, haut ihm die Stirne auseinander und treibt ihn dann wie ein angeſchoſſenes Wild durch die menſchenleeren Straßen der ſchlafenden Großſtadt. Er wird wieder eingeholt, wieder, obſchon bereits ſchwer verwundet und kaum noch am Leben, zu Boden geſchlagen, harte Arbeitsſtiefel trampeln auf ſeinem wunden Geſicht herum und zerquetſchen es zu einem einzigen blutigen, ſchmutz- und lehmbedeckten Brei. Zeugen beobachten, wie hinter dem kraftlos Davonwankenden nach einiger Zeit eine Autodroſchke raſt, in der brutale Männer aufeinander hocken, vielleicht dieſelben, die ihn zuerſt ohne Grund mißhandelten und dann beim zweiten Überfall auf den Tod verletzten. Am Lützowufer des Landwehrkanals muß auf der gegenüberliegenden Seite ein auf Poſten ſtehender Reichswehrſoldat zuſehen, wie ein dunkles Etwas von einigen nicht erkennbaren Perſonen in den Kanal geworfen wird. Er glaubt, es ſei eine Hundeleiche, hört aber dann vom Waſſer her ein, zwei Hilferufe und alarmiert die Wache. Eine Putzfrau, die in dieſer Stunde zu ihrer gewohnten Arbeit geht, verſichert auf das beſtimmteſte, daß ſie die Gruppe von Männern ganz aus der Nähe geſehen hat, von der ein lebloſer Gegenſtand ins Waſſer geworfen wurde. Ein Portier ſagt unter ſeinem Eid aus, daß der Schwerverletzte gegen ſeine Haustür getaumelt und dann auf die andere Straßenſeite gegangen ſei, und daß dann in ſein Blickfeld eine Menſchengruppe kam, die zu

beobachten er keine Gelegenheit mehr hatte, da zwiſchen ihn und ſie ſich eine Reihe von Fuhrwerken und Autodroſchken hineinſchob.

Am andern Morgen findet man den Leichnam des Arbeiters am Kanalrand angeſchwemmt. Der Kopf weiſt die ſchwerſten Verletzungen auf. Das Naſenbein iſt zertrümmert, die Naſe hängt nur noch loſe an einem Fetzen Haut, die Stirne iſt weit aufgeriſſen und die Schädeldecke eingeſchlagen.

Das nennt man Mord!

In dieſem Falle aber iſt alles anders. Der Mann, den die mitleidigen Wellen ans Ufer tragen, iſt ein Arbeiter, und er hat in ſeinem dürftigen Leben dazu noch den anderen Fehler gehabt, daß er deutſch war, daß er aus dieſer für ihn ſelbſtverſtändlichen Geſinnung kein Hehl machte und deshalb politiſch unterm Hakenkreuz marſchierte.

Und nun kommt das Unglaubliche: Die Partei nimmt ſich der Sache des Ermordeten an. Auf ihre Anfrage beim zuſtändigen Polizeidezernat, ob auf die Ergreifung der Mörder eine Belohnung ausgeſetzt ſei, wird ihr zur Antwort, daß man das nicht könne, da der Tote nicht ermordet worden, ſondern einem Unglücksfall zum Opfer gefallen ſei. Die Polizei nimmt alſo hier das Ergebnis einer Sache vorweg, die zu unterſuchen ihre Aufgabe iſt. Die Partei entſchließt ſich, von ſich aus eine Belohnung von tauſend Mark auszuſetzen. Die Parteizentrale in München erhöht dieſe Summe auf zweitauſend Mark. Die Polizei verbietet die öffentliche Plakatierung der Belohnung. Sie beauftragt mit der Unterſuchung des Mordfalles einen Kriminalbeamten, deſſen bisherige jahrelang geübte Tätigkeit darin beſtand, die Bewegung, der der Tote angehörte, zu beſpitzeln und zu denunzieren. Es ſtellt ſich heraus, daß bei der Unterſuchung der Leiche nach ihrer Ländung kein Arzt zugegen war, daß ſie von einem Kriminalbeamten vorgenommen wurde, der auch nicht die blaſſeſte Ahnung von mediziniſchen Dingen hatte, und dem gleich bei den erſten Feſtſtellungen ſo große Fehler unterliefen, daß man ſich unter dem Druck der Öffentlichkeit gezwungen ſah, von Polizeiſeite aus einen Sachverſtändigen mit der Unterſuchung zu beauftragen. Dieſer Sachverſtändige iſt ein Jude. Er ſtellt das feſt, was feſtgeſtellt werden muß, und was das Polizeipräſidium feſtgeſtellt haben will.

Der ermordete Arbeiter wird beerdigt. Das Polizeipräſidium, an deſſen Spitze ein Jude ſteht, verbietet ſeinen Kameraden, dem Toten die letzte Ehre zu geben. Dem Leichenwagen folgen nur die drei

nächſten Anverwandten des Ermordeten, und gleich dahinter fährt ein offenes Auto, in dem mit verſchränkten Armen der Jude Dr. Bernhard Weiß, Polizeivizepräſident von Berlin, ſitzt.

Die Partei bombardiert die Öffentlichkeit. Nichts geſchieht! Das Polizeipräſidium ſchickt an die Preſſe erlogene Berichte und erfundene, von dreiſten Verdrehungen ſtrotzende Dementis. Aus einem nichtigen Anlaß bricht eines Tage eine Horde von Kriminalbeamten in die Räume der nationalſozialiſtiſchen Abgeordneten. Man verſucht, das privat geſammelte Material in dieſem Mordfall aufzuſtöbern und verhaftet den mit den Recherchen beauftragten Beamten der Partei, um ihn aus nichtigſtem Anlaß auf vier Monate einzuſperren. Damit iſt die letzte Spur, die zur Aufdeckung des Verbrechens führen konnte, endgültig verwiſcht.

Am Mittwoch ſtanden die Mörder und ihre Helfershelfer vor Gericht. Sie erhielten wegen Körperverletzung vier, drei, zwei und einen Monat Gefängnis, allen wurde Bewährungsfriſt zugebilligt gegen eine Buße von fünfzig bzw. hundert Mark, zahlbar in Monatsraten von zehn Mark.

Kameraden, merkt es euch! Fünfzig und hundert Mark, zahlbar in Monatsraten zu zehn Mark. Soviel ſind wir wert, wenn man uns bei Nacht und Dunkel niederſchlägt wie tollgewordene Hunde.

Wir proteſtieren nicht!

Wir heben die Hände und ſchwören: wir werden euch das nie vergeſſen!

Auf den Tag des Gerichts! 24. Juni 1929

Einſatz des Lebens

Die Größe eines Zieles ſteht immer in direktem Verhältnis zu der Größe deſſen, was man dafür einzuſetzen bereit iſt. Je höher das Gewollte, deſto höher das, was man dafür wagen muß. Das Letzte kann immer nur durch Einſatz von Leben gewonnen werden.

Darin unterſcheidet ſich eine revolutionäre Bewegung beſtimmend von einer bloßen parlamentariſchen Partei: der Parlamentarier erſtrebt nur Mitbeteiligung am Syſtem und wagt dabei höchſtens den Ruf und die Konſequenz ſeiner Partei. Der Revolutionär will alles oder nichts. Er will nicht Mitbeteiligung, ſondern die abſolute Macht und das alleinige Beſtimmungsrecht. Er glaubt nicht, daß er

auch recht hat, ſondern er iſt unerſchütterlich von der Erkenntnis durchdrungen, daß er und er allein recht hat. Er will nicht ſeinen Ideen auch Geltung verſchaffen, er will ſie zum allein ausſchlaggebenden Prinzip des ſtaatlichen Lebens machen. Und dafür wagt er den höchſten Preis, den Menſchen überhaupt auf dieſer Erde in die Waagſchale der Entſcheidung hineinwerfen können: er ſetzt dafür ſein Leben ein.

Der Einſatz an Leben iſt auch der einzige und untrügliche Wertmeſſer für die Ehrlichkeit einer revolutionären Geſinnung und für die Wahrhaftigkeit ihrer Träger. Das eigene Leben einſetzen, dazu iſt auch der heldiſch geſonnene Mann nur dann bereit, wenn er an die Größe des geſteckten Ziels glaubt und von der Notwendigkeit ſeiner Durchfechtung blind überzeugt iſt. Es iſt nicht wahr, daß der Mann überhaupt und ohne Grund willig ſein Leben läßt. Niemand ſtirbt gern, auch nicht der Held. Die Phraſe vom ſüßen Tod für eine Sache, die wollen wir den bürgerlichen Barden überlaſſen. Der Tod iſt immer bitter, und man nimmt ihn nur dann getroſt und ohne Widerſpruch auf ſich, wenn man für ein Ziel ſterben geht, für das es ſich lohnt, ein Leben hinzugeben.

Ideen und Staaten exiſtieren nur aus der Todesbereitſchaft ihrer Träger. Ein Syſtem, deſſen Repräſentanten nicht mehr bereit ſind, auf ſeinen Stufen fechtend zu ſterben, iſt dem Untergang geweiht. Der Repräſentant kann niemals eigene Bereitſchaft zum Einſatz an Leben erſetzen durch eine bezahlte Todesbereitſchaft gemieteter Bravos. Wer eine Sache verantwortlich trägt, der hat ihr ſein eigenes Leben voranzuſtellen. Nur dann wird ſie von Beſtand ſein, wenn ihre Repräſentanten jederzeit bereit ſind, dafür mit ihrem Leben ſich einzuſetzen.

Die wilhelminiſche Monarchie ging nicht deshalb zugrunde, weil ſie als Idee alt und überlebt war — die Republik von heute iſt weder jünger noch zugkräftiger als das Syſtem war, das 1918 von ihr abgelöſt wurde. Die Monarchie ſtürzte, als ſich niemand mehr fand, der für ſie zu fechten und, wenn's not tat, auch zu ſterben bereit war. Wilhelm II. verlor nicht deshalb ſeinen Thron, weil dieſer Thron im 20. Jahrhundert nur noch ein Anachronismus war; das war er nicht mehr und vielleicht weniger als die Weimarer Republik. Er ging des Letzten verluſtig, weil er nicht mehr das Letzte dafür einſetzen wollte. Die Krone des deutſchen Kaiſertums rollte in den

Staub, weil ihr jüngſter Träger nicht mehr nach dem Geſetz, nach dem ſeine Ahnen die Krone eroberten, die Krone auch zu verteidigen entſchloſſen war. Das Letzte fordert auch Anwendung der letzten Mittel. Jeder große Mann iſt im entſcheidenden Augenblick auch immer ein kühner Haſardeur. Ob die Geſchichte ihn berufen hat, darüber entſcheidet nur der Erfolg. Wer nichts wagt, der gewinnt auch nichts. Darin hat die Politik Ähnlichkeit aufzuweiſen mit dem Glücksſpiel. Wer viel ſetzt, kann viel verlieren, aber auch viel gewinnen. Zwar ſichert der Einſatz an ſich noch nicht den Gewinn. Hinzukommen muß noch eine gute Portion Glück. Die hat man, oder die hat man nicht. Aber das Glück iſt immer bei dem, der das Glück verſucht. Es liegt der tiefe Sinn aller menſchlichen Größe und jedes irdiſchen Erfolges in dem ſo oft trivialiſierten Wort: „Und ſetzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen ſein!“

Als Cäſar den Rubikon überſchritt, als Friedrich in Schleſien einbrach, als Bismarck Öſterreich den Krieg erklärte, als Muſſolini nach Rom marſchierte, hat jeder von ihnen alles gewagt, um alles zu gewinnen. Sie ſetzten Kopf und Kragen an die Durchfechtung ihres Zieles, und die Geſchichte ſegnete ſie.

Ein Syſtem, deſſen Repräſentanten nicht mehr bereit ſind, auf ſeinen Stufen fechtend zu ſterben, iſt dem Untergang geweiht. Es wird dann fallen, wenn ſich ihm eine Idee entgegenſtellt, die, weil ſie größer, hinreißender und lebendiger iſt, ihre Träger in Todbereitſchaft zu Kampf und Durchbruch beſtimmt.

Das Programm des Nationalſozialismus ſchließt mit den Worten: „Die Führer der Partei verſprechen, wenn nötig unter Einſatz des eigenen Lebens für die Durchführung der vorſtehenden Punkte rückſichtslos einzutreten.“ 19. Auguſt 1929.

Helden!

Nachts klingelt das Telephon. Ich fahre auf aus halbem Schlaf und greife faſt mechaniſch nach dem Hörer. Anruf von irgendeiner Stelle aus der Stadt, aus einer Privatwohnung, einer Fernſprechzelle, einem Café oder einer Kneipe. „Wir hatten ſoeben einen ſchweren Überfall von Rotfront abzuwehren. Drei SA.-Leute ſind bedenklich verwundet. Einer Lungenſtich, einer Bauchſchuß.“ Das Geſpräch geht im Telegrammſtil vor ſich, in Sekunden iſt die ganze Situation um-

riſſen; Anordnungen, Ratſchläge, Verhaltungsmaßregeln, dann legt man reſigniert den Hörer wieder auf die Gabel. Für diesmal iſt es aus mit der Nachtruhe.

Ich komme an einem Abend noch ſpät auf die Geſchäftsſtelle. Unten am Wilhelmplatz herrſcht eine nervöſe Unruhe; ein halbwüchſiger Burſche ſtürmt im Laufſchritt an mir vorbei, hinter ihm her zwei, drei ſtämmige Kerle, die ſich wie ſelbſtverſtändlich neben mir aufbauen. SA.-Leute! Ich erkenne ſie gleich an Geſicht und Gruß. Sie haben ſoeben im Charlottenburger Kommuniſtenviertel einen Kameraden herausgepaukt. Er war durch eine rote Niedertracht in arge Bedrängnis geraten. Oben ſitzt er in der Küche, wo ihm ſeine Kameraden bis zur Ankunft des Arztes die Wunden auswaſchen. Fünf Kopfſtiche! Rotes Blut rieſelt ihm in dicken Streifen den Nacken herunter. Das braune Hemd iſt heruntergeklappt, es iſt ſteif von Blut. Der Verletzte iſt ein kleiner Arbeiter aus Siemensſtadt. Er wehrt dankbar und beſcheiden alle Hilfe und Sorge ſeiner Kameraden ab. Es iſt nicht allzu große Mühe dabei. Man macht hier nicht viel Worte darum, es ſind alles Arbeiter, die um ihn herumſtehen. Sie marſchieren zum Teil ſchon ſeit drei Jahren in unſeren Reihen mit, ſind ſtark und zäh geworden im Kampf um ein deutſches Berlin. Blut iſt hier ſchon zur Alltäglichkeit geworden. Jeder von ihnen trägt ſeine Narben. Sie denken wohl, das muß ſo ſein.

Manchmal an einem Sonnabend- oder Sonntagnachmittag ſtiehlt man ſich ein paar Stunden ab und fährt in die Krankenhäuſer. Da gibt es dann aufleuchtende Augen. Im Norbert-Krankenhaus liegt einer mit ſchwerem Kopfſchuß. Er iſt noch nicht lange bei uns. Aber jetzt gilt er unter ſeinen Kameraden als Vollbürger. Um ſein Bett herum ſtehen ſeine junge Frau und ein halbes Dutzend SA.-Leute. Sie haben ihm Blumen gebracht und Obſt. Es herrſcht hier ein Ton herber Männerkameradſchaft. Man ſagt nur du, aber nicht gemacht und ohne peinlichen Unterton. Sie ſind alle Brüder wie die Soldaten im Kriege. Ich freue mich immer, wenn ich in einem ſolchen Kreiſe zu Hauſe bin und mitreden kann. Der SA.-Mann iſt die immer ſich erneuernde Kraft der Bewegung. Nur wer mitten in dieſem männlichen Bunde ſteht, bleibt lebendig in der Idee.

Als ich mich verabſchiede, winkt mich der Schwerverletzte beiſeite: „Sie fahren doch ſicher nächſten Sonntag nach Neukölln zum Aufmarſch. Ich kann noch nicht mitmachen. Aber der Arzt wird mir er-

lauben, aufzuſtehen. Würden Sie mich im Wagen mitnehmen?" Das klingt ganz echt, und es iſt in dieſen leiſen Worten, als zittere darunter ein heller, ſchmetternder Fanfarenton.

In Schöneberg beſuche ich einen, dem die rote Meute den Arm dreimal durchſtochen hat. Er iſt ſchon wieder wohlauf. Die ganze Familie iſt nationalſozialiſtiſch, die Mutter, drei Söhne; einer Arbeiter, einer Lehrling und einer Straßenbahnſchaffner. Söldlinge des Kapitals! ſagen die dicken Juden der „Roten Fahne".

Im Krankenhaus am Friedrichshain. Dort liegt einer mit ſchwerem Bauchſchuß. Sechs Tage ſchwebte er in Lebensgefahr. Nun iſt die Kriſe überwunden. Wir ſuchen lange nach ihm in einem großen Krankenſaal und finden ihn mitten in einer Gruppe von Kameraden. Es iſt Sonnabendnachmittag. Sie kommen eben von der Arbeit. Sie haben ihm von ihren kargen Groſchen Blumen gekauft. Eſſen darf er noch nichts. Männer ſchenken einem todwunden Kameraden Blumen. Das ſind keine Bürgerſöhne. Lauter Arbeiter, hart, ſtreng, mit dicken Fäuſten und mit Kinderherzen. Der Kampf um ein Ideal macht nicht roh, ſondern gütig.

Seine Mutter ſteht dabei. Eine Arbeiterfrau aus dem Volke. Sie erzählt von der furchtbaren Nacht, da man ſie an das Bett ihres todwunden Sohnes holte. Die Mütter tragen doch immer am ſchwerſten.

Was er ſich wünſcht? Bücher! Programmatiſche Schriften der Bewegung. Der da liegt, mitten unter ſeinen Kameraden, umgeben von beſcheidenen Aſternſträußen, iſt kein Student, kein Bürgersſohn, er iſt ein einfacher Arbeiter. Einer, der einem nie auffallen würde in Reih und Glied, ſchöſſe ihm nicht eine rote Kanaille in den Leib.

So ſind ſie! Nicht alle! Aber viele, viele! Hunderte und Tauſende!

Helden des Mutes und der Hingabe. Sie haben nichts mehr zu verlieren als das bißchen Leben. Aber ſie ſetzen es verbiſſen und trotzig ein.

Was tun wir alle dieſen tapferen Soldaten gegenüber?

Wir wollen es uns fragen jeden Tag und jede Stunde.

Und arbeiten! Arbeiten! 20. Oktober 1929.

Draußen, faſt vor der Stadt. Ein Wagen würgt ſich durch die abendlich belebten Straßen der Aſphaltwüſte. Schmutz und Kot ſpritzt bis an die Spitze herauf. Langſam geht es durch die City, und dann gewinnt er freie Fahrt. Grau und kalt rieſelt ein feiner Regen vom ſternenloſen Himmel herunter.

Wedding! Der rote Proletariervorort von Berlin. Pharus-Säle! Draußen ſtehen ſchwarze Menſchenmauern. Johlen, Pfeifen, Geſchrei und Drohungen. Ein SA.-Mann meldet: „Der Saal iſt polizeilich geſperrt.“ Herein!

Qualm, Gejohle, es riecht nach Bier und Fuſel. Reden? Phantaſtiſcher Verſuch. Es dauert keine fünf Minuten, da hallt der Saal wider vom Gekrach zerſplitternder Stuhlbeine, von niederklatſchenden Gläſern und Flaſchen: ein wüſtes Tohuwabohu. In ſechs Minuten iſt der rote Mob hinausgefegt. Die Verſammlung nimmt ihren Fortgang.

Auf der Bühne liegen ſechs Schwerverletzte. In Abſtänden von zehn Minuten werden ſie auf ſchwankenden Bahren hinausgetragen. Kleine beſcheidene Menſchen: Arbeiter, Soldaten der deutſchen Revolution.

Hier entſtand das Wort vom „Unbekannten SA.-Mann“.

✠

Vor einem Vorort-Bahnhof ſtehen Menſchen in loſen Gruppen zuſammen. Oben auf dem Bahnſteig rollt ein Zug ein. Man hört Singen und Rufen. Signale ertönen. Plötzlich ein Schuß. Ein zweiter. Und nun trommelt aus den Revolvern eine wahre Kanonade. Unten ſtürzt einer durch die Sperre mit blutendem Kopf. „Wir ſind überfallen“, und bricht ohnmächtig zuſammen.

Dann trägt man ſie heraus. Verwundete, Verwundete! Einer Bauchſchuß, einer Kopfſchuß. Als die roten Wegelagerer, von Polizei eskortiert, den Bahnhof verlaſſen, da iſt die Menge kaum noch zu halten.

Lichterfelde-Oſt! Hier entſtand das Wort: „Denkt an uns! SA. Berlin!“

✠

An den Plakatſäulen ſtehen die Maſſen geſtaut. Erregte Dispute, für und wider. Manch einer geht nachdenklich weiter. Wer weiß,

ſchon viele fingen klein an und endeten groß. Warum verbietet man ihnen das Reden? Iſt es nur Verachtung oder auch etwas Angſt?

Von den Plakaten ſchreien die ſtummen Buchſtaben: „Heil Kaiſer dir!“ Ein paar wenige Sätze, aber die Leute bleiben ſtehen, leſen, immer wieder, ſchütteln die Köpfe und gehen. Andere kommen. Und gehen und machen anderen Platz. Zum erſten Male in Berlin ein Name: „Parker Gilbert, der Kaiſer der Republik.“ Was iſt Wahrheit, was iſt Lüge?

Abends ſtauen ſich die Maſſen in zwei großen Sälen. Glücklich, wer einen Platz erwiſchte. Draußen ſtehen mehr, als drinnen ſitzen. Um Mitternacht bewegt ſich ein ſchwarzer Zug durch die ſtillen, dunklen Straßen. Haß auf den Lippen, Rache in den Fäuſten. So marſchierten tauſend und tauſend. Der Poſten am Polizeipräſidium macht ein erſtauntes Geſicht. Es bleibt ihm wenig Zeit dazu. „Du willſt wohl ‚Bernhard‘ beſchützen!“ Schon flutet die Menge über ihn hinweg. Dunkel, drohend und formlos ſteht ſie vor dieſem ſteinernen Kaſten. Da ein Pfiff, ein Ruf und ohne Kommando ein vieltauſendſtimmiger Ausbruch von Haß und Empörung!

Hier entſtand das Wort: „Das Banner ſteht!“

卐

Trotz Verbot nicht tot! Sie mußten's erfahren und nahmen zurück, was ſeine ſcharfe Spitze gegen ſie ſelbſt zu richten begann. Und wie nach einem Dammbruch ergoß ſich der Strom einer neuen deutſchen Bewußtheit in die Großſtadt. Der Aufbruch begann.

Tauſende legten Bekenntnis ab. Es war eine hinreißende Willensgeſtaltung, ungemacht und echt. Quellend aus den tiefſten Brunnen deutſcher Volksſeele.

In der Nacht ſchlugen ſie ihn tot und warfen ſeinen noch blutenden Leichnam in den Kanal. Am anderen Morgen trugen ihn die mitleidigen Wellen ans Land.

Wir ſtanden an ſeinem Grab. Wie Diebe und Räuber mußten wir uns zuſammenſchleichen, um ihm die letzte Ehre zu geben. Einer trat an die offene Gruft, die Fahne umklammert von zitternder Fauſt, und ſchrie ſeinen Zorn und ſeinen Vergeltungswillen dem toten Kameraden in ſeine dunkle, kalte, enge Wohnung nach. Dann gingen wir alle ſchweigend heim.

Hier entſtand das Wort:

„Er war unſer Kamerad. Wir vergeſſen nichts!“

Irgendwo liegt einer von ihnen im Siechtum: ſie ſchlugen ihm in den Pharusſälen den Schädel auf. Er verlor die Beſinnung und bald den Verſtand. Gute Hände umhegen und umpflegen ihn. Er kann nicht mehr gehen und kaum noch reden. Hört er eine bekannte Stimme, dann geiſtert über ſeine verfallenen Züge ein irres Lächeln, als erinnerte er ſich dumpf und dunkel: „Auch ich war einmal dabei.“ Verläßt einen die Kraft und will der Wille kapitulieren, dann geht man zum ſiechen Kameraden, gibt ihm die Hand und lernt wieder haſſen.

Die andern marſchieren, marſchieren. Hinter klingendem Spiel und dröhnendem Trommelwirbel tragen ſie ihre roten Fahnen der Freiheit, die Hand am Gurt, den Kopf hochgereckt, aufrecht und tapfer. So tun ſie ihre Pflicht. Einem Geſetz gehorchend, das ihnen das ewige Blut vorſchreibt. Soldaten des Aufbruchs. Wacker leben ſie, tapfer ſtreiten ſie, und, wenn es ſein muß, gehen ſie lachend in den Tod.

Einmal im Jahr kommt der Tag, da denken ſie der toten Kameraden. Dann binden ſie Trauerbänder um die leuchtenden Fahnen und legen grüne Kränze des Glaubens und der Hoffnung auf die einſamen Gräber. Sie nehmen die Mützen ab und heben die Hand zum Schwur. Sie ſagen es nicht, was ſie ſchwören, aber alle wiſſen ſie es.

Und dann ſchmettern die Trompeten, und im gleichen Schritt und Tritt marſchieren ſie wieder ins Leben hinein. Ins große, leuchtende Leben. In jenes Leben, das ſie meiſtern und gewinnen wollen, indem ſie es einſetzen.

SA. marſchiert!

Fahne hoch! 10. November 1929.

Die Fahne hoch!

An einem ſpäten Abend: der ſeltene Genuß der ungeſtörten Lektüre eines guten Buches. Voll Beſeligung atmet man Frieden und Entſpanntheit in ſich hinein. Da klingelt mitten in der Stille das Telephon. Voll banger Ahnung nimmt man den Hörer von der Gabel. Es iſt furchtbarer, als man erwarten konnte: „Horſt Weſſel iſt ſoeben niedergeſchoſſen worden.“ Zitternd vor innerem Grauen die

bange Frage: „Tot?“ „Nein, aber wohl hoffnungslos!“ Nun werden die Wände eng, und die Decke droht niederzuſtürzen. Aber dann bäumt ſich alles auf gegen das Unfaßbare. Das kann nicht ſein!

✠

Ein paar Tage ſpäter. Ich trete in dieſes ſchmale Krankenzimmer zu ebener Erde und ſchrecke zurück vor dieſem unerträglichen Anblick. Wie hat die Kugel in dem feinen Kopf dieſes heldenhaften Jungen gewütet. Sein Geſicht iſt entſtellt. Ich kenne ihn kaum wieder. Er aber iſt eitel Freude und Glück. Seine hellen, klaren Augen leuchten auf; wir können nicht viel reden. Der Arzt hat ihm jede Aufregung verboten. Er ſagt nur immer wieder die paar Worte: „Ich freue mich.“ Er brauchte das gar nicht zu ſagen. Denn man ſieht es ihm gleich an. Unter Blut und Wunden ein junges, leuchtendes Lächeln. Er glaubt noch.

✠

Ich ſaß dann einen Sonntagnachmittag an ſeinem Bett, als der Schwarm der Beſucher ſich verlaufen hatte und die weiche Dämmerung langſam durch die hohen Fenſter kam. Man durfte wieder hoffen. Es ging aufwärts; das Fieber war geſunken, die Wunden heilten. Er ſaß halb aufrecht und erzählte. Wovon? Dumme Frage! Von uns, von der Bewegung, von ſeinen Kameraden. Sie waren am Nachmittag draußen vor der Tür geſtanden und dann einer nach dem anderen vorbeigegangen, mit erhobenem Arm, um ihren jungen Sturmführer einen Augenblick zu ſehen und zu grüßen. „Ohne das wäre es nicht zu ertragen!“

Ich ſchaue auf ſeine Hände, die nun ganz ſchmal und weiß geworden ſind. Mitten in dieſem hageren Geſicht ſteht ſcharf und gebieteriſch die Naſe, darüber funkeln zwei helle Augen. Schon im Fieber? Er kann nichts eſſen; ſeine Kräfte nehmen zuſehends ab, aber der Geiſt iſt friſch und regſam. Leſen darf er nicht. Nur erzählen, erzählen. Es fällt ſchwer, dem mahnenden Wink der Schweſter Folge zu leiſten. Werde ich ihn noch einmal ſehen? Wer weiß! Wenn keine Blutvergiftung hinzukommt, wird alles gut gehen.

Draußen im Garten ſteht eine einſame Mutter. Ihr Blick iſt eine einzige große Frage. „Wird er's ſchaffen?“ Was ſoll man anders ſagen als ja. Man redet es ſich ſelbſt und anderen ein.

Die Blutvergiftung kam. Am Donnerstag iſt man ſich klar, daß nur noch geringe Hoffnung beſteht. Er möchte mich ſprechen.

Auf einen Augenblick erlaubt es der Arzt. Wie ſchwer geht der Schritt über dieſe ſchmale Schwelle, vor der ſchon der Tod Wache hält! Er weiß noch nichts vom Ernſt ſeines Zuſtandes. Aber als ahnte er dumpf, daß es das letztemal ſei: „Gehen Sie nicht weg!“ bettelt er. Und die Schweſter gibt nach; es beruhigt ihn. „Sie dürfen nicht den Mut verlieren. Das Fieber geht auf und ab. Auch die Bewegung lag zwei Jahre im Fieber, und trotzdem iſt ſie heute ſtark und geſund.“ Das tröſtet ihn. „Wiederkommen!“ flehen ſeine Augen, ſeine Hände, ſeine heißen, trockenen Lippen, als ich ſchweren Herzens gehen muß. Eine dumpfe Ahnung ſagt mir, daß es ein Abſchied für immer iſt.

卐

Sonnabend früh. Sein Zuſtand iſt hoffnungslos. Der Arzt geſtattet keinen Beſuch mehr. Der Todwunde raſt in Fieberphantaſien. Er erkennt ſchon ſeine eigene Mutter nicht mehr.

卐

Sonntag früh um halb ſieben Uhr gibt er nach ſchwerem Kampf ſeinen Geiſt auf. Als ich nach zwei Stunden an ſeinem Totenbett ſtehe, kann ich gar nicht glauben, daß das Horſt Weſſel iſt. Sein Geſicht iſt wachsgelb, die Wunden ſind noch verdeckt mit weißem Verband. Schwarz ſtehen auf dem ſchmalen Kinn die Stoppeln. Die Augen ſind halb offen und ſtarren gläſern ins Leere: in die Unendlichkeit, die noch vor uns allen droht. Mitten unter Blumen, weißen, roten Tulpen und Veilchen, liegen ſchmal und kalt die müden Hände.

Horſt Weſſel iſt hinübergegangen. Nach Kampf und Streit liegt hier ſtumm und regungslos das, was ſterblich an ihm war. Aber, ich fühle es faſt körperlich ſicher, ſein Geiſt ſtieg auf, um mit uns allen weiterzuleben. Er hat es ſelbſt geglaubt und gewußt; er gab dem hinreißenden Ausdruck: er „marſchiert in unſeren Reihen mit!“

卐

Wenn ſpäter einmal in einem deutſchen Deutſchland Arbeiter und Studenten zuſammenmarſchieren, dann werden ſie ſein Lied ſingen, und er wird mitten unter ihnen ſein. Er ſchrieb es hin in einem Rauſch, in einer Eingebung, wie aus einem Guß, dieſes Lied, das aus dem Leben geboren ward und dazu, wieder Leben zu zeugen. Schon ſingen es landauf, landab die braunen Soldaten. In zehn Jahren werden es die Kinder in den Schulen, die Arbeiter in den

Fabriken, die Soldaten auf den Landſtraßen ſingen. Sein Lied macht ihn unſterblich! So hat er gelebt, ſo iſt er dahingegangen. Ein Wanderer zwiſchen zwei Welten; zwiſchen dem Geſtern und dem Morgen, dem Geweſenen und dem Kommenden. Ein Soldat der deutſchen Revolution! Wie er ſo manchmal, die Hand am Gurt, ſtolz und aufrecht, mit dem Lachen der Jugend auf den roten Lippen ſeinen Kameraden voranſchritt, immer bereit, ſein Leben einzuſetzen, ſo wird er mitten unter uns bleiben.

Ich ſehe im Geiſte Kolonnen marſchieren, endlos, endlos. Ein gedemütigtes Volk ſteht auf und ſetzt ſich in Bewegung. Das erwachende Deutſchland fordert ſein Recht: Freiheit und Brot!

Hinter den Standarten marſchiert er mit, in Schritt und Tritt. Vielleicht kennen ihn dann die Kameraden nicht mehr wieder. Viele gingen dahin, wo er jetzt iſt. Neue kamen und kamen.

Er aber ſchreitet ſtumm und wiſſend mit. Die Banner wehen, die Trommeln dröhnen, die Pfeifen jubilieren; und aus Millionen Kehlen klingt es auf, das Lied der deutſchen Revolution:

„Die Fahne hoch!“

27. Februar 1930.

Bis zur Neige

Eine deutſche Mutter hat ihn unter Schmerzen geboren. Sie zog ihn auf in Sorge und Not, und er war mit ſeinem Bruder ihr ein und alles. Keine Gedanken dachte ſie, ſie waren es. Sie waren ihre Augäpfel, ihre einzigen Beſitztümer, die Kleinodien ihres Herzens. Der Vater ſtarb früh, und dann ſtand ſie mit ihren Kindern ganz allein und hatte nur e i n e n Wunſch: aus ihnen deutſche Männer zu machen.

Die Jahre kommen und gehen. Aus Kindern werden Jünglinge, und einer reift ſchon heran zum Mann. Noch iſt ſein Körper zart und kaum den harten Forderungen des Lebens gewachſen. Aber ſein Geiſt, ſein Wille reift über die junge Blüte hinaus, ſtößt vor ins Leben und will in ſeinen Stürmen aufrecht ſtehen. Die ganze furchtbare Gewalt einer Volkstragödie bricht mit revolutionärer Wucht über ihn herein. Wie ſollte er ſich ihr entziehen können, in deren Luft und Dichtigkeit er lebt und atmet!

Er geht als Prediger in die Wüſte, ſchreit ſeine Qual und Gewiſſensnot hinein in den ſtarrenden Unverſtand ſeines Volkes, das nicht mehr hören kann und nicht mehr ſehen will. Und erntet nur Haß als Dank, nur Verfolgung als Anerkennung, nur Schläge als Gegengabe. Seine vorwärtsſtürmende Jugend zerreibt ſich an der Wand des Mißtrauens, die ſich vor ihm auftut und ſeinem ſchickſalhaften Gang den Weg verſperrt. Man glaubt ihm nicht. Sie lachen ihn aus, verhöhnen ihn, ſpeien ihn an, wo er unter ſie tritt, und wenden ihm verachtungsvoll den Rücken. Er muß tragen, was ein vor ihm verſchuldetes Geſchlecht ſündigte und fehlte. Er weiß darum und nimmt es ſchweigend auf ſich.

Er iſt zum Letzten bereit. Still und ganz ohne Pathos legt er Band und Mütze zur Seite. Sie müſſen mir glauben! Verläßt Mutter und Elternhaus, ſtellt ſich mitten unter ſie, die ihn aushöhnen und anſpucken. Ich bin einer von euch! So ruft ſein ganzes Denken und Handeln. Draußen in einem Proletarierviertel, hoch oben in einer Manſardenſtube einer Mietskaſerne baut er ſich ein junges, ſchmales Daſein auf. Ein Chriſtusſozialiſt! Einer, der durch Taten ruft: „Kommt her zu mir, ich will euch erlöſen!“ Nur eine blühende Blume erinnert ihn manchmal noch an das, was er verließ.

Was treibt ihn? Ein Dämon, den er ſelbſt nicht verſteht. Ein Göttliches iſt wirkſam in ihm, das ihn ſo und nicht anders ſein und handeln läßt. Einer muß Beiſpiel werden und ſich ſelbſt zum Opfer bringen! Wohlan denn, ich bin bereit!

Er ſteht am Grabe des durch ein ſinnloſes Unglück dahingerafften jüngeren Bruders. Als die anderen ſich zu verlaufen beginnen, als die Muſik zu Ende iſt und die Gebete verſtummen. Zitternd ſteht da am offenen Grabe dieſer tapfere Junge, im Denken und Handeln ſchon ein reifer Mann, vergißt auf einen Augenblick, daß um ihn noch die Reihen der Kameraden ſind, denen er Führer, Vorbild, Zeichen der Kraft und der herben und tränenloſen Männlichkeit ſein ſoll. Und über ſeine Wangen rinnen zwei Ströme heißen Weinens.

Die Erſchütterung wirft ihn ins Fieber. In Phantaſien bricht alle niedergedrückte Hingabe auf. Er ſchreit nach Mutter und Freunden.

Aus Not und Qual ſchluchzt in ihm die Jugend. Das Kind, das verlaſſen und einſam geworden iſt.

In einer Rotte von Straßenarbeitern findet man ihn wieder. Dort ſteht er mitten unter dieſen Hünen der Arbeit, lang, ſchmal, aufgeſchoſſen und mit großen Augen und fleht: Glaubt an mich!

Sie haben es nicht gekonnt und nicht gewollt. Er mußte ſeinen Weg zu Ende gehen. An einem ſpäten Abend drangen ſie in ſeine hohe Manſarde und ſchoſſen ihm heimtückiſches Blei in ſeinen heißen Kopf. „Du Hund!" Das war der Dank. Das war die Anerkennung. Das war die Quittung unter einer Rechnung, auf der ein geopfertes Leben ſtand.

卐

Fünf Wochen lag er in Qualen und Todesnot. Wachte er aus dem Fieber auf, dann ſchrie es ſelbſt in die Einſamkeit ſeiner Sterbeſtunde hinein: „Zuhälter! Arbeiterfeind! Mörder!" Nicht der Mörder, der Ermordete war ſchuldig. Er klagte nicht. Er ſchaute nur mit großen fragenden Augen in dieſes ſinnloſe Rätſel hinein und duldete und rang, kämpfte einen ungleichen Kampf, den er verlieren mußte, weil er ihn verlieren ſollte: mit dem Tod. Und gab dann am Ende, müde und in quälender Pein, ſeinen Geiſt auf.

卐

Sie trugen ihn zu Grabe und mußten ſich zwingen laſſen, ſeine geliebte Fahne vom Sarge zu nehmen. Die er erlöſen wollte, warfen den Toten mit Steinen und ſchrieben ihm noch auf die Friedhofsmauer ihren ſchwelenden Haß und ihre entmenſchte Niedertracht zum letzten Gruß hin. Als ſein Sarg in die kühle Erde glitt, da grölten ſie draußen vor den Toren den wüſten Aufſchrei des Untermenſchen. Kameraden mußten ſein Grab bewachen, daß der Mob ſich nicht noch an dem Leichnam vergriffe.

卐

Er hat den Kelch der Schmerzen bis zur Neige ausgetrunken. Er ließ ihn nicht an ſich vorübergehen, er nahm ihn willig und voll Hingabe. Dies Leiden trinke ich meinem Vaterland!

Hebt ihn hoch, den Toten, und zeigt ihn allem Volk. Und ruft und ruft: Sehet, welch ein Menſch! Werdet nicht müde, auf ihn zu zeigen! Tragt ihn, wo ihr geht und ſteht, über euren Häuptern, und

fragt man euch, wer dieſer Tote ſei, dann gebt nur zur Antwort: Deutſchland!

Deutſchland hat gekämpft und gelitten, geduldet und gedarbt und iſt dann, geſchmäht und angeſpuckt, den ſchweren Tod geſtorben.

Es ſteht ein anderes Deutſchland auf. Ein junges, ein neues! Wir tragen es ſchon in uns und über uns. Der Tote, der mit uns iſt, hebt ſeine müde Hand und weiſt in die dämmernde Ferne:

über Gräber vorwärts! Am Ende liegt Deutſchland!

6. März 1930

Ein Toter ſpricht

Wo iſt das Reich, für das wir geſtorben ſind?

Am 3. Auguſt 1914 zogen wir aus. Arbeiter und Studenten, Proletarier und Bürger. Ein Volk in Waffen. Aus Grube und Werkſtatt, aus Hörſaal und Büro ſtrömten wir zu den Fahnen, die ſtolz über einem freien Vaterlande flatterten. Wir kämpften und opferten nicht um Aktien und Börſenwerte, wir ſahen ein Volk bedroht, dem auch wir angehörten durch unſeren Glauben. Vier Jahre ſtanden wir draußen in Schmutz und Hunger, ſtarrend vor Lehm und Blut. Nie hat ein Geſchlecht ſo Furchtbares zu ertragen gehabt wie wir. Aber auch niemals wurde ein ſo großes Schickſal verteidigt wie das, für das wir unſer heiliges Leben einſetzten. Neben uns fielen Freunde und Kameraden. Der Tod hielt furchtbare Ernte unter uns, aber wir verzagten nicht. Bei jedem Schuß, den wir ſchoſſen, bei jedem Schlag, den wir ſchlugen, bei jedem Schrei, den wir ſchrien, ſchoß und ſchlug und ſchrie ein großes Neues mit. Ein Neues, das wir ahnten und fühlten, aber noch nicht ſahen und erkannten: ein anderes Deutſchland! Das Vaterland war in Gefahr, innen und außen. Für das Vaterland waren wir das Letzte zu opfern bereit.

Es kam ein Tag, an dem alles zu Ende ging. Glaube, Hoffnung, Furcht und Gefahr. Nur die Not blieb, die graue Not. Sie marſchierte mit uns, als wir die Gewehre ſchulterten und den Zug der Verzweiflung antraten in eine Heimat, die wir bis zum Letzten verteidigt hatten und nun doch verlieren mußten. Draußen an den Fronten ließen wir unſere Toten, deren Gebeine in den Gräbern verblichen. Gott nur allein weiß, warum es ſo ſein mußte. Warum am

Ende von vier Jahren Opfertum das große Unglück kam. Die Läufe unſerer Gewehre wurden kalt. Wir ſchmückten ſie nicht mit Blumen, denn die anderen hatten geſiegt, und wir waren in die Knie gezwungen. Aber die Herzen blieben heiß, ſo heiß wie das rote Meer, das um uns gefloſſen war in den blutüberſtrömten Schlachten des großen Krieges.

Was hattet ihr aus der Heimat gemacht? Not und Jammer und Sünde und Schmach, wo wir Glück und Leben und Stärke und Ehre zurückließen, als wir auszogen, das Reich zu ſchützen.

Grau laſtete ein kalter Herbſt über Deutſchland. Kein Lachen klang uns entgegen. Dumpf ſtanden die Menſchen an den Straßen und grüßten uns kaum. Eine geſchlagene Armee kam betrogen in eine betrogene Heimat zurück.

Jahre ſteigen auf und ſteigen ab. Die kalten Gewehrläufe werden abgeliefert und eingeſtampft, aber die Herzen bleiben heiß und ſchlagen weiter. Wetter ziehen hoch, und Wetter ziehen ab. Aber kein Blitzſtrahl zuckt über den dunklen Himmel des Vaterlandes. Verzweiflung! Wo iſt die Kraft dieſes Volkes geblieben? Haben wir uns ausgeblutet in Polen und Flandern? Liegen denn alle Männer dieſes Reiches begraben?

Eine Fahne ſteigt hoch. Jung und alt. Siegreiche Farben in neuem Dreiklang. Der unbekannte Soldat faßt dieſe Fahne am Schaft und trägt ſie einem erwachenden Volk voran. Langſam ſtehen die alten Soldaten auf und ballen die Fäuſte, die vier Jahre heiße Gewehrläufe umklammerten.

Ein grauſamer Tag wieder. Die Fahne weht. Wohl dem, der zu ihr ſteht. Auf ihrem roten Tuch brennt ein Wort, das wir vergeſſen hatten: Ehre! Für die Ehre marſchierten wir noch einmal, die wir ſo oft vier Jahre durch dafür geblutet und geopfert hatten. O Deutſchland hoch in Ehren!

Eine Kugel traf mich mitten ins Herz. Kein Franzoſe zielte ſo ſicher wie der Bruder aus eigenem Volk. Gott nur allein weiß, warum es ſo ſein mußte.

Größer kann die Liebe nicht ſein, als wenn einer ſein Leben gibt für die Seinen. Denkt immer daran! Nicht für Vergänglichkeit ſtiegen wir hinauf zu den Toten, ſondern für das Unvergängliche, für Deutſchland!

Wir grüßen euch, die ihr auf unſerem Blute ſteht und fechtet. Der Himmel gibt einem Volk die Freiheit, wenn es die Freiheit verdient. Gott wird ein Einſehen haben, wenn ihr ſelbſt mit euch ein Einſehen habt.

Steht auf und fordert! Ihr habt das Recht, das wir für euch erwarben: das Recht der Toten an die Lebendigen.

Wenige, aber edle Geſchlechter gründen aufs neue das Reich.

Wir haben die Bahn gebrochen. Ihr ſollt ſie vollenden!

Die Toten marſchieren vorwärts, niemals zurück. Die Straßen frei!

Das junge Deutſchland iſt im Aufbruch! Hinter den Toten! Vorwärts!

5. November 1928.

Die Vorgeſtrigen

Obwohl ſie damals ſchon von geſtern waren, leben ſie heute noch: Spießer, Reaktionär und Literat.

Der Spießer: er war damals noch um einige Grade ſelbſtgerechter. Was waren denn ſchon die Nationalſozialiſten? Dieſe jungen, unreifen Leute werden uns doch nicht ſagen wollen, was Politik heißt?

Der Reaktionär: ihm war zu viel Rot in der Hakenkreuzfahne. Dahinter konnte nur verkappter Bolſchewismus ſtecken. Immerhin, revolutionäre Parolen ſchienen nicht ohne Erfolg zu bleiben. Alſo proklamierte der Stahlhelm im Herbſt 1928 ein ſchwarzweißrotes Volksbegehren. Er hatte ſchon einmal gerufen: Hinein in den Staat! Jetzt hoffte er auf eine bequeme Verfaſſungsänderung. Aber wie wollte er das ohne NSDAP. anfangen? Die Partei dachte nicht daran, mitzumachen.

Der Literat: er iſt immer zur Stelle, wenn eine Bewegung radikale Forderungen erhebt. Dann, glaubt er, warte ſie auf ihn, auf daß er ſeine wertvollen Gedanken zum beſten gebe. Die Praxis iſt nicht ſein Fall, auch nicht, den Kopf hinzuhalten. Lieber ſchlägt er ſein Wiſſen auf wie ein Pfau ſein ſchillerndes Rad. Wo bei anderen die Tat beginnt, fängt bei ihm die Eitelkeit an.

Die Kommuniſten haben ſich mit Literaten verſeucht. In der NSDAP. haben ſie ſich nie lange wohlfühlen können, denn die Partei hatte nichts für Worte übrig, wenn dahinter kein Charakter ſtand.

Der Spießer

Fünf Minuten Edelquatſch

„Die Frage iſt nämlich die: was macht England? Und nebenbei ſind wir ja auch noch da. So leicht kann man uns doch nicht. Wir werden die Sache ſchon machen. Nur feſtbleiben, das iſt der ſpringende Pol. Bei Amerika haben wir einen Stein im Kreuz, und dann nicht zu vergeſſen, der Streſemann! Noch zwei Jahre, dann ſind wir auf dem Berge. Es geht langſam, aber ſicher wieder vorwärts. Das iſt es ja: den Fehler hat Bismarck gemacht, daß er, ſtatt mit Amerika zu gehen, Schutzzölle einführte. Hätte er ökonomiſch gehandelt, dann wäre alles anders gekommen. Wir hätten die Marneſchlacht nicht verloren und den Krieg gewonnen. Überhaupt der Krieg: es hat an der Artillerie gelegen. Mein Vetter war Ordonnanz im großen Hauptquartier. Was der Sachen erzählt! Den müßten Sie mal hören. Der Ludendorff ſoll ſchön ſtillſchweigen; da auf Verdun loszurennen ohne Reſerven. Den U-Boot-Krieg hätte er anſetzen müſſen. Aber ſo ſind wir Deutſchen ja, bei uns kommt die Einſicht immer zu ſpät. Es fehlten damals Männer aus dem Volk. Die haben gefehlt. Dann wäre gar keine Revolution gekommen. Aber ſo! Das mußte ja ſchief gehen. Das konnte ja gar nicht ausbleiben. Und immer die Juden! Ich bin auch gegen die Juden. Aber mit dem ganzen Antiſemitismus, das iſt ja Quatſch! Die Hakenkreuzler haben gut reden. Beſſer machen! Die ändern auch nichts daran. Und dann immer dieſer Krach. Die Hauptſache iſt, daß wir Kredite kriegen. Valuta! Was heißt Valuta? Wir brauchen überhaupt keine Valuta! Was wir brauchen, das ſind Rohſtoffe.

Und mit dem Kaiſer. Ich bin auch monarchiſch bis auf die Knochen. Aber was haben wir einen Kaiſer nötig! Frankreich hat auch keinen Kaiſer. Es geht auch ſo. Wir ſollten nur ſtill ſein und abwarten. Die werden das da oben ſchon machen. Immer dieſe blöde Wählerei! Das untere Volk iſt ja gar nicht reif zur Politik. Ich wähle überhaupt nicht mehr. Laß ſie machen, was ſie wollen. Wenn ich mein Eſſen und abends mein Glas Bier habe, dann bin ich vollſtändig zufrieden. Politik? Das iſt ja alles Quatſch. Arbeiten müſſen wir, ſonſt bekommen wir plötzlich eine neue Inflation, und dann ſitzen wir wieder mitten im Dreck. Warum ſtreiken die Leute? Glauben die vielleicht, das könnte uns helfen? Warum wird dagegen nicht eingeſchritten?

Wofür haben wir eine Polizei? Da muß ein Ende gemacht werden. Wenn wir die ökonomiſche Grundlage nicht ſteigern, dann hat alles Reden keinen Zweck. Uns fehlen die Zölle. Da liegt die Frage. Entweder — oder ... In der Beziehung kenne ich keine Kompromittierung. Das Brot muß billiger werden. Sonſt haben wir in einem Jahr wieder Krieg. Ja, die Sache iſt nicht ſo einfach. Man darf das Kind nicht in den Brunnen werfen. Wenn die Maſſen keine Vernunft annehmen, dann wird aus Deutſchland nichts mehr. Politik allein macht es auch nicht. Steuern erhöhen kann jeder. Aber bezahlen, das müſſen wir. Und da frage ich Sie, wo ſind die zwei Milliarden geblieben? Auch futſch! Iſt das nun eine Inflation oder nicht? Wohnungen werden auch keine gebaut. Wer hat den Vorteil davon? Die Kommuniſten! Oder wir vielleicht?

Was uns noch retten kann, das iſt ein Muſſolini. In Deutſchland muß mit ſtarkem Beſen gehandelt werden. Sonſt läuft die Schweinerei nie zu Ende. Wenn jeder mitquatſchen darf, dann ſoll der Teufel die Wirtſchaft retten können. Frankreich, Italien und Belgien, das ſind unſere natürlichen Bundesgenoſſen! Warum fährt der Streſemann nach Dawes und unterſchreibt? Der ſollte man lieber die Steuern herunterſetzen. Aber für das Volk, da denken die nicht daran. Das iſt die Sache! Da kann auch der Hitler nichts dabei machen. Wenn der oben ſäße, dann würde es auch genau ſo bleiben wie jetzt. Wir ſind doch immer die Dummen. Und gibt man gute Ratſchläge, dann ſoll man die Schnauze halten. Die Karre in den Dreck fahren, das kann jeder. Aber für das Volk ſorgen, das iſt die Kunſt. Das beſte iſt, man hält ſich ganz draus.

Grand mit Vieren! Schneider angeſagt!

Proſt!"

12. November 1928.

Der politiſche Bürger

Es geht nicht um jenen Bürger, der morgens zur rechten Zeit aufſteht, in Krieg und Frieden ſchimpfend ſeine Zeitung lieſt, im Büro oder Laden etwas unluſtig ſeine Arbeit tut, abends ſeinen ewigen Dämmerſchoppen baut, ſonſt aber harmlos iſt und den lieben Gott einen guten Mann ſein läßt. Um jenen Bürger, der ſowohl als Einzelweſen wie in Maſſen ebenſo harmlos wie ungefährlich iſt und

ſich jederzeit bereit finden läßt, auf den Boden der Tatſachen zu hüpfen und heute das zu verbrennen, was er geſtern angebetet hat. Es geht vielmehr um jenen Typ des politiſchen Bürgers, der ſich mit unzulänglichen Mitteln, halben Charakterkräften, unvollſtändigem Wiſſen und erſtorbenem geſchichtlichem Inſtinkt in die Bezirke der ſtaatlichen Machtbildung hineindrängt, mitredet und mithandelt, Reſolutionen faßt und Taten verſäumt, lobt und verdammt, droht und kuſcht, erhaben tut und feige ſich drückt, wenn es darauf ankommt: es handelt ſich um den politiſchen Bürger.

Was iſt das für ein Lebeweſen? Er iſt der Vertreter und Repräſentant einer hiſtoriſchen Volksſchicht, die, innerlich bereits tot, nur noch aus den letzten Zuckungen früherer Lebendigkeiten ihr Scheindaſein friſtet. Er hat die Auseinanderſetzung um die zukünftigen Dinge ſo undurchſichtig und verwirrend gemacht, weil er aus Mangel an eigenen Ideen und Idealen Ideen und Ideale von neuaufbrechenden Willensbewegungen nimmt, ſie zerreißt, zerfetzt, durch falſchen Gebrauch abnutzt und dann hohnlachend zum alten Eiſen wirft. Der politiſche Bürger handelt nicht nur nicht — das wäre erträglich und für ihn empfehlenswert —, er hindert auch die Handelnden am Handeln. Er ſteht überall, wo er auftritt, im Wege, miſcht ſich ungerufen in die Auseinanderſetzungen werdender Jugend hinein, fängt ihre Parolen auf wie fliegende Bälle, entkleidet ſie ihrer zukunftbildenden Kraft und gibt ſie dann wie entwertete Münze an die Dummen weiter. Er hat den Nationalismus zum Schlagwort des Patriotismus degradiert und bietet ihn heute als Qualitätsware an. Er machte aus dem Sozialismus der Gerechtigkeit eine billige Lehre des Mitleids und der Sentimentalität und hält ſie nun auf dem Markte der Jugend ſchreieriſch feil. Er ſtiehlt unſere Paradoxe und macht ſie zu Trivialitäten.

Der politiſche Bürger iſt ein Hindernis auf dem Wege der Zukunft, und deshalb muß er überwunden werden. Je klarer und eindeutiger das ausgeſprochen wird und geſchieht, um ſo beſſer für uns. Der Gegenbeweis des guten Willens iſt auf die Dauer nicht ſtichhaltig, denn erſtens werden mit gutem Willen keine Völkerſchickſale gemeiſtert, und zweitens hat er den guten Willen meiſtens gar nicht, ſondern tut nur ſo, als hätte er ihn, damit man ihn ſchone.

Der politiſche Bürger ſchmeißt ſich an jede neue Machtbildung

heran, weil er aus ſich allein nichts vermag. Er benutzt jeden ausſichtsreichen Verſuch zur Zukunft als Krücke, um an ihr in die politiſche Arena hineinzuhumpeln. Aus eigenem kann er das nicht mehr, um ſo lieber nimmt er anderen die Kraft weg, um aus geſtohlenen Energien weiter ſeinen politiſchen Tod zu galvaniſieren.

Wir müſſen die Augen aufmachen, denn der politiſche Bürger geht um. Er, der Deutſchland tauſendmal verriet, verkaufte und verpfändete, iſt um den Lohn ſeines Betruges geprellt worden. Er ſucht breite Rücken, über denen er zur Macht kriechen kann. Er kleidet ſich in unſer Gewand, um uns um ſo beſſer übertölpeln zu können. Er ſagt, er wolle dasſelbe wie wir, um mit uns dasſelbe zu wollen, was er bisher mit allen vollbrachte, die ſich von ihm mißbrauchen ließen. Aber wir glauben ihm nicht. Wir haben ihm niemals getraut. Er geht wie ein ſanftes Schaf. Aber unter dem weißen Pelz ſteckt ein beißender, machthungriger Wolf.

Wer 1918 kampflos die Throne verließ, hat das Anrecht auf dieſe Throne verloren. Wer 1923 die deutſche Revolution niederknallte, mit dem kennt die werdende Jugend keine Verſöhnung. Wer 1924 zu Dawes ja ſagte, dem klopfen wir auf die Finger, wenn er gegen Dawes maulficht. Wer die Fememänner in den Kerkern der Republik verderben läßt, der hat von uns nicht Gnade, ſondern ein Gottesgericht zu gewärtigen.

Wir fühlen uns ſtark genug, allein zu gehen. Wenn der politiſche Bürger heute noch ſchneller läuft als wir, ſo iſt das wie bei Kind und Greis; auch der Greis iſt behender und flinker als das Kind, aber es dauert nicht lange, dann legt der Greis ſeine dürren Beine in eine hölzerne Kiſte, und dann beginnt das Kind erſt auf eigenen Füßen zu ſtehen.

Wir wollen nicht mit in dieſe Totenkiſte hinein. Wir wollen aus dem Untergang des politiſchen Bürgertums Kräfte zu zukünftigen Aufgaben finden.

Der politiſche Bürger muß ſterben, damit der politiſche Deutſche auferſtehe!

22. Oktober 1928.

Die Aufgeregten

Jetzt haben wir's. Nun kommt's aber knüppeldick. Die Exzellenzen ſchlagen auf den Tiſch der Republik, und Graf Weſtarp fängt an, Fraktur zu reden. Das iſt ein Tönchen! Den Damen im Kränzchen läuft es eiskalt den Rücken herunter, wenn ſie nachmittags beim Kaffee die ſchwungvollen Reden dieſer nationalen Herkuleſſe leſen. Nun aber wird der Augiasſtall ausgemiſtet. Lange genug haben wir geſchwiegen und zu allem ja und amen geſagt. Was zuviel iſt, iſt zuviel. Man kann uns zwingen, zu Dawes einundfünfzig unſerer ſtolzen Knappen auf ja zu delegieren, man darf uns auf Locarno feſtlegen und auf Weimar vereidigen, wir ſind bereit, unbeſchadet unſerer monarchiſtiſchen Weltanſchauung das Republikſchutzgeſetz anzunehmen, der Verrat an der Aufwertung iſt uns eine Meſſe wert, aber aus den Regierungsſeſſeln herausſchmeißen, daß es nur ſo knallt, lieblos und ohne Entſchuldigung, mit einem Hohngelächter obendrein — das darf man uns nicht. Das iſt niederträchtig ſozuſagen. Das brauchen wir uns nicht gefallen zu laſſen. Das iſt Verrat an unſeren heiligſten Idealen. Das, Bürger, muß gerochen werden. Auf, ſchließt die Reihen!

Volksbegehren!

Was die andern können, das können wir ſchon längſt. Aufſtehen und eine Rede halten, voll Schwertgeklirr und Wogenprall! Zwar, die anderen machen ein Volksbegehren und wiſſen, was ſie wollen. Sie haben ein Ziel, und dieſes Ziel verfechten ſie mit der raffinierten Zähigkeit des Juden. Pardon, Kamerad, der Jude, im Vertrauen geſagt. Ja, ja, die Judenfrage, natürlich im poſitiven Sinne. Und ſchließlich muß man doch auch eine Parole haben.

Volksbegehren gegen die Verfaſſung, die es zuläßt, daß unſere Partei in dieſer jammervollen Verfaſſung iſt. Fahneneinmarſch gegen Weimar. Tuſch! Hurra! Die nationale Oppoſition iſt in Bildung begriffen. Schon donnert es hinter den Kuliſſen. Wir haben nun lange genug darauf gewartet, daß die Herren Republikaner auch für uns ein warmes Plätzchen an der Futterkrippe frei machten. Jetzt iſt's genug, übergenug. Trompeter, blaſet zum Wecken!

Schon wetzen die Schreiblinge in den ſchwarzweißroten Redaktionsſtuben ihre Federn, um das Vaterland zu retten. Parteien und Verbände, von denen bereits der Verweſungsgeruch eines ſterbenden

Liberalismus ausſtrömt, erheben ſich noch einmal mühſam vom Sterbelager und flüſtern, wie weiland der alte Attinghauſen: „Seid einig, einig, einig!“

Noch einmal werden die verſtaubten Theaterrequiſiten des bürgerlichen Patriotismus aus der Rumpelkammer hervorgeholt. Die älteſten Exzellenzen takeln ſich auf wie zerſchliſſene Fregatten zur letzten Fahrt und ſchleppen ihre Kalkhaufen noch einmal zu Deutſchlands Ruhm vor eine ſtaunende Öffentlichkeit. Und das Sonderbare, das Merkwürdige, das Überraſchende, das Unverſtändliche, das kaum zu Glaubende: es geht, es geht!

Der Spießer wird aufgeregt und raſt in patriotiſchem Rachedurſt. Die geſchickten Regiſſeure des Hurrakitſches haben wieder einmal recht gehabt in ihrer Einſchätzung des Wahlpöbels und Stimmviehs. Man kann ihm alles, alles, alles zumuten. Sag heute zu Dawes ja und mach morgen einen Verein gegen Dawes auf: der Bürger glaubt dir. Verſprich heute hundertprozentige Aufwertung und ſag morgen, es wäre leider ein Irrtum geweſen, der Bürger iſt dir darum nicht gram. Schick heute ein Ergebenheitstelegramm nach Doorn und laß morgen dem ehemaligen Kaiſer durch deine Miniſter den Aufenthalt in Deutſchland verbieten: der Bürger findet das ganz in der Ordnung.

Heute hinein in den Staat, morgen Haß und Kampf gegen dieſen Unſtaat. Der Bürger ſchluckt das alles, wie morgens ſeine Stulle, wenn er ſie in den Kaffee geſtippt hat. Der Bürger nimmt das nicht ſo genau. Er hat für Feigheit und quallenhafte Heuchelei Verſtändnis — wenn es in der Familie bleibt. Er ſagt ja auf Kommando und ſagt nein auf Kommando. Er regt ſich auf und regt ſich ab, je nachdem es die Parteipäpſte wollen. Er iſt für Dawes und gegen Dawes, für Locarno und gegen Locarno, Monarchiſt und Republikaner, ſchwarzweißrot und ſchwarzrotgold, je nach der Konjunktur. Als Beweis genügt ein Fahneneinmarſch und ein ſchneidiger Tuſch.

Angetreten, ihr Bürger!

Kitzeln Sie mich, ich habe die Abſicht, wild zu werden.

8. Oktober 1928.

Hinein in den Staat!

So ſchreibt der nationale Spießer und watet bis an die Knie im Dreck. Merkt es nicht und will es gar nicht merken, daß das, wo er hinein will, alles andere, nur kein Staat iſt.

Der Staat iſt die umfaſſende Form einer Volksgemeinſchaft, die auf einem feſtumgrenzten Raum ſitzt und ſich im freien Verfügungsrecht über ihre Hoheiten befindet. All dieſe Merkmale treffen bei der gegenwärtigen deutſchen Republik nicht zu. Wir bilden weder eine Volksgemeinſchaft, noch leben wir auf einem feſtumgrenzten Raum, noch genießen wir irgendein Souveränitätsrecht, weder das des Territoriums noch das der Wirtſchaft, der Münze und des Verkehrs. Wir ſind praktiſch auf die unterſte Stufe der kolonialen Verſklavung herabgeſunken, und die Parole des nationalen Bürgers lautete treffender und folgerichtiger: Hinein in die Geldprovinz!

Was wollt ihr da? Wir haben eingeſehen, daß es ſo nicht mehr weitergehen kann. Aber man beſſert nicht, wenn man draußen bleibt, ſondern nur, wenn man hineingeht und mit Hand anlegt. Kritiſieren kann jeder. Aber poſitiv mitarbeiten, das iſt ſchwer.

Mit Verlaub: Ihr geht alſo in einen Zuſtand hinein, von dem ihr wißt, daß er faul iſt! Jawohl! Und wollt ihn durch eure eigene perſönliche Qualität beſſern. Jawohl! Werden ſechs faule Eier dadurch genießbar, daß man ein friſches dazuſchlägt? Wird ein Glas Eſſig dadurch zum Burgunder Wein, daß man einen Tropfen roten Rebenſaftes hinzugießt? Wird ein fauler Staat dadurch zum Ideal, daß ſich ein paar anſtändige Kerle daran die Finger ſchmutzig machen?

Kritiſieren kann jeder. O nein, noch lange nicht. Schimpfen kann jeder. Kritiſieren iſt eine Kunſt. Kritik iſt etwas Aufbauendes, etwas Schöpferiſches, wenn ſie im rechten Geiſt gepflegt wird. Poſitiv mitarbeiten? Das könnte den Herren ſo paſſen, damit ſpäter, wenn ſie die Suppe vollgebrockt haben, wir ſie unter ihrem Hohngelächter auslöffeln müſſen. Wie viele ſchon ſchlitterten auf die ſchiefe Ebene unter dem Ruf der poſitiven Mitarbeit? Und alle, alle brachen ſie dabei Hals und Beine!

Es gibt keinen Frieden zwiſchen Verbrechern und Ehrenmännern. Ein Verbrechen bleibt ein Verbrechen, auch wenn es vor zehn Jahren begangen wurde. Helden und Lumpe ſetzen ſich im Kampf auseinander, nicht in loyaler Zuſammenarbeit.

Dann geht aber das Volk zugrunde. Das iſt noch gar nicht geſagt. Und zudem: Das geht auch ſo zugrunde; nur folgerichtiger und endgültiger als im andern Fall. Es gibt hier nur ein Entweder-Oder, kein Teils-Teils und kein Sowohl-Als-Auch. Der neue Staatsgedanke duldet nur ein Für oder Wider. Was dazwiſchen iſt, wird zerdrückt werden.

Dann ſeid ihr alſo Revolutionäre? Jawohl, das ſind wir! Revolution iſt ein ſchöpferiſcher Akt. Sie iſt manchmal nötig, um Luft und Platz zu machen. Was ſie zerſtört, das wird hundertfältig wieder eingeholt durch die neubelebte Geſtaltungskraft eines jungen Staatsweſens. Wenn ein Baumeiſter eine Villa bauen ſoll an einem Platz, an dem eine alte Scheune ſteht, dann baut er das Neue nicht über das verfallende Alte. Er reißt die Scheune nieder, und dann beginnt er mit dem Neubau. Die Kolonie muß verſchwinden, wollen wir mit dem Staat anfangen.

Dann ſtimmt das alſo doch, wenn man euch ſtaatsgefährlich nennt? Man kann nicht ſtaatsgefährlich ſein, wenn es keinen Staat gibt. Zeige mir den Staat, dem wir gefährlich werden. Meinſt du dieſes Jammergebilde? Jawohl, dem ſind wir gefährlich. Die Kolonie muß beſeitigt werden, um dem kommenden Staat Platz zu machen. Wir ſind alſo nicht ſtaats-, ſondern koloniegefährlich. Staatsgefährlich biſt du, der du dich ſchützend vor dieſen kolonialen Verſklavungszuſtand ſtellſt und uns daran hinderſt, ihm ein Ende zu machen und Raum zu ſchaffen für einen völkiſchen Zuſtand, den man mit Recht Staat nennen kann.

Du biſt nicht ſtaatserhaltend, ſondern ſtaatsgefährdend. Ich kann nichts erhalten, was gar nicht da iſt. Und euer Staat exiſtiert ja nur in der Phantaſie von Feiglingen und Schwätzern. Die Parole: „Hinein in den Staat!“ iſt, wird ſie richtig verſtanden, eine Kampfparole. Sie ſagt nichts weniger als das:

Weg mit der Kolonie! Weg mit den Nutznießern unſeres Verſklavungselends! Weg mit den Korruptionserſcheinungen dieſes Zuſtandes! Her mit deutſchen Führern! Her mit dem deutſchen Arbeiterſtaat! Hinein in ihn! Kampf bis aufs Meſſer gegen ſeine Widerſacher! Staat oder Kolonie! Das iſt der Schlachtruf. Wer für heute iſt, der iſt für die Kolonie. Wer für morgen kämpft, der will, wie wir, den Staat!

Iſt das eure Route, dann marſchiert mit uns Seite an Seite.

Iſt aber euer Ruf der Ausdruck ſklaviſcher Unterwerfung unter eine Entwicklung, von der ihr meint, daß ſie ſtärker ſei als wir, dann werdet ihr uns als unerbittlichen Gegner finden!

23. April 1928.

Der Kampf beginnt?

In Berlin erſcheint ein Blatt, „Die Wache am Brandenburger Tor". Dieſes Blatt gilt, wie auch ſein Untertitel ſagt, als „Berliner Stahlhelm-Zeitung". Darin ſchreibt in Folge 9 der Führer des Berliner Stahlhelms, Major Franz von Stephani, einen Leitaufſatz unter der dieſen Zeilen vorangeſchickten Überſchrift, ohne Fragezeichen. Und unter dieſer Überſchrift verſucht beſagter Stahlhelmführer, ſich mit dem Nationalſozialismus kritiſch auseinanderzuſetzen; in einer Weiſe, die als unzulänglich zu bezeichnen für Herrn Major von Stephani eine unverdiente Schmeichelei bedeutet. Wenn wir ihm darauf eine Antwort geben, ſo der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe. Es gilt hier, falſche, verdrehte und ſchiefe Begriffe über unſere Bewegung richtigzuſtellen, damit ſich in Berliner Stahlhelmkreiſen nicht ein verzerrtes Bild über unſer Wollen und Wirken feſtſetzt. Wir nehmen dieſe Richtigſtellung vor mit der Achtung, die wir einem alten preußiſchen Offizier, der ſeinem Vaterlande in Ehren gedient hat, ſchulden, aber auch mit der Deutlichkeit, die wir Menſchen gegenüber anzuwenden pflegen, die ſich in der Öffentlichkeit ein Urteil anmaßen über Dinge, von denen ſie nichts verſtehen. Und vom Nationalſozialismus verſteht Herr Major von Stephani nicht die Bohne, unter Brüdern geſagt. Das beweiſt der in Frage ſtehende Aufſatz.

ad 1. Wenn er behauptet, die Einigung der nationalen Front ſei „gerade auf Grund des Stahlhelm-Volksbegehrens auf Änderung der Verfaſſung erfolgt", ſo iſt einfach das genaue Gegenteil der Fall. Die ſogenannte nationale Front iſt über das Stahlhelm-Volksbegehren mit ein paar nichtsſagenden Redensarten zur Tagesordnung übergegangen und hat ſich zur Durchfechtung des Young-Volksbegehrens zuſammengeſchloſſen. Adolf Hitler hat ſich dabei offiziell und ausdrücklich, wie auch in ſeiner Denkſchrift, von dem ſogenannten Stahlhelm-Volksbegehren abſentiert.

ad 2. Wenn der Stahlhelm nicht „auf ſein Volksbegehren verzichtet", ſo iſt das ſeine Sache. Jedenfalls kann er auf Waffenbrüderſchaft der NSDAP. dabei nicht rechnen.

ad 3. Auch wir ſind davon überzeugt, „daß die Änderung unſeres Regierungsſyſtems die Vorbedingung für jeden innen- und außenpolitiſchen Erfolg iſt". Jedoch glauben wir, daß dieſe Änderung durch ein Aufbeſſern der Weimarer Faſſade — und das bedeutet das Stahlhelm-Volksbegehren im Effekt — eher verhindert als gefördert wird.

ad 4. Herr Major von Stephani meint, man dürfe nicht überſehen, „daß es ſich hier (bei der NSDAP.) um eine Partei handelt, die notgedrungen parlamentariſch denken muß und für die der Stimmenzuwachs zur Erlangung möglichſt vieler Mandate eine Lebensnotwendigkeit iſt". Das iſt eine Unterſtellung, die wir in angeborener Sachlichkeit nicht näher charakteriſieren und kommentieren wollen. Die ganze Geſchichte der NSDAP. iſt ein einziger grandioſer Kampf gegen den Parlamentarismus. Parlamentariſch denken, das heißt ſein Fähnchen nach dem Winde drehen, zum Beiſpiel heute ſagen: „Hinein in den Staat!" und morgen: „Wir haſſen dieſen Staat!" und übermorgen: „Es war nicht ſo bös gemeint!" Das hat die NSDAP. unſeres Wiſſens nie getan.

ad 5. „Zu den Grundſätzen der Partei, wenigſtens wie ſie ſich in Berlin äußern, wäre allerhand zu ſagen." (Allerdings!) „Leider ſcheint hier der von ehemaligen Anhängern der Sozialdemokratie mitgebrachte Klaſſenkampf- und Klaſſenhaßgedanke eine große Rolle zu ſpielen, und man liebäugelt mit einer Diktatur des Proletariats."

Siehe oben, Sachlichkeit! Wo kann Herr Major von Stephani uns nachweiſen, daß wir den Klaſſenkampf proklamiert haben? Weiß er nicht, wie jedes politiſche Kind, daß die NSDAP. der aktivſte Vortrupp im Kampf gegen den Klaſſenkampf iſt? Wo hat je einer von uns die Diktatur des Proletariats gefordert? Wenn er allerdings unter Klaſſenkampf die nun einmal notwendige Auseinanderſetzung zwiſchen Geld und Arbeit verſteht, den Kampf um die Eingliederung des Arbeitertums in den Beſtand der Nation, und zwar auch in wirtſchaftlicher Beziehung, dann hat er vollauf recht; dann ſind wir eine „Klaſſenkampf-Partei". Eine Partei, die die entrechtete Klaſſe ſchaffendes deutſches Volk befreien will von der Geißel einer kleinen Clique kapitaliſtiſcher Paraſiten, die ſich teils unter roter,

teils unter ſchwarzrotgoldener, aber teils auch — Gott ſei's geklagt — unter ſchwarzweißroter Flagge geſchickt zu verbergen verſtehen.

ad 6. „Warum alſo der Neid auf ein Parteiprogramm? Noch dazu auf ein ſozialiſtiſches mit ſcharfer Einſtellung gegen das Privateigentum, wenn es ſich einſchränkend auch national nennt?" Wir ſchreiben zitternd vor Wut: ſiehe oben, Sachlichkeit! Ein ſozialiſtiſches! Jawohl! Eins, das in ſeiner Formulierung ſcharf antibürgerlich und ſcharf antimarxiſtiſch iſt. Sozialiſtiſch, weil es die ſoziale Frage nach den Geſetzen der ſtaatlichen Notwendigkeit und Gerechtigkeit und nicht nach den Phraſen bürgerlicher Sentimentalität und Almoſengeſinnung löſen will. Scharfe Einſtellung gegen das Privateigentum? Wo, wann, wie? Beweiſe? Eigentum iſt heilig, wenn es heilig erworben und zum Wohl des Volksganzen verwaltet wird. Iſt das bei Börſengaunern, Warenhausramſchern, Truſtſchiebern und Bodenſpekulanten der Fall? Scharfe Einſtellung! Jawohl! Gegen die Verzerrung des Eigentumsbegriffs, der, wenn heute dem Bürger der letzte Pfennig aus der Taſche geſtohlen wird, morgen die Heiligkeit dieſes Raubes als Eigentum anbetet.

ad 7. „Und der Kampf gegen die überſtaatlichen Mächte? Vor Rom macht er ſchon halt." Fahr wohl, Burgfriede und Einigkeit. Woher, Herr Major, nehmen ſie den Mut, dieſe ungeheuerliche Unterſtellung, die wir bisher nur bei anderen Pfuſchern gewohnt waren, beweislos zu wiederholen?

ad 8. „Es wird überall mit Waſſer gekocht." Jawohl! Aber es handelt ſich darum, ob unter dem Waſſer eine Ölfunzel oder eine ſteile Flamme brennt.

Das war nur eine kleine Blütenleſe. Sie rundete nicht das typiſche Bild dieſes — man muß wohl ſagen Aufſatzes — wenn ſich ihr nicht der Satz anſchlöſſe: „Aber die Kameraden mögen beruhigt ſein. Die Führer des Stahlhelms haben durchaus nicht die Abſicht, auf ihre eigene Meinung zu verzichten." Worauf alle Kameraden in der Tat beruhigt ſind. Es iſt wirklich zum Davonlaufen!

Wir ſetzten hinter die Überſchrift dieſer Zeilen ein Fragezeichen. Herr Major von Stephani hat die Entſcheidung darüber, ob dieſes Fragezeichen zu Recht an ſeinem Platz ſteht. Er kann ja oder nein ſagen. Wir wollen keinen Streit um Nichtigkeiten, aber wenn man unſere Prinzipien angreift, unſer Wollen entſtellt, unſer Programm

verklittert, dann ſoll er Rede und Antwort haben. Ein Burgfrieden iſt gut und angeſichts einer hiſtoriſchen Aufgabe vielleicht auch temporär notwendig. Aber wenn uns einer im Zeichen des Burgfriedens in die Flanke fällt, dann tut er das nur einmal ungeſtraft.

Wir ſchreiben diesmal mit ſtumpfer Feder; es iſt uns ſchwergefallen, darüber zu wachen, daß ſie nicht ausrutſchte. Herr Major von Stephani täte gut daran, von ſeinen Ausflügen in die Politik, wenigſtens was den Nationalſozialismus anbetrifft, künftig Abſtand zu nehmen; wo nicht, ſich doch mindeſtens nur auf Wege zu begeben, auf denen er ſich auskennt.

Es täte uns leid, wenn er ſich das nächſte Mal verliefe und Räubern in die Hände fiele.

27. Oktober 1929.

Einheitsfront

Mit Staunen nehmen wir wahr, wie ſich innerhalb des bürgerlichen Patriotismus der Spießer zu mauſern beginnt. Aus dem Jaſager von geſtern iſt über Nacht ein wilder, aufgeregter Krakeeler geworden, der ſein eiſernes Nein ungefragt in die politiſche Arena hineinſchmettert. Er tut ſo, als ſei er ſeit je für das Radikale geweſen, begrüßt uns mit Augenzwinkern und treudeutſchem Händedruck und fragt beiläufig hinter vorgehaltener Hand lächelnd und wie ſelbſtverſtändlich, wann es losginge. Er ſchmeißt ſich an uns heran, drängt ſich ungerufen in die Front der Oppoſition, gaunert ſich in das erſte Glied vor und macht eben Anſtalten, dem Fahnenträger die Fahne zu entwinden.

Einen Augenblick, Herr Nachbar! Wo kommen Sie her? Von rechts? Schon faul. Sie waren immer ſchon Patriot? Das iſt zwar ſehr beachtlich und intereſſant, ſpielt aber bei dem, was hier zur Debatte ſteht, gar keine Rolle. Wir wollen doch alle dasſelbe, meinen Sie? Das iſt richtig, wenn Sie meinen, daß Sie dasſelbe wollen wie wir. Wiſſen Sie auch, was wir wollen? Wir wollen aus Deutſchland einen ſozialiſtiſchen Nationalſtaat machen. Grinſen Sie nicht, als wenn das ein ſchlechter Witz wäre. Sie ſind auch ſozial? Das iſt allerdings ſehr bedenklich. Wir ſind beiſpielsweiſe als Sozialiſten die kraſſeſten Gegner deſſen, was ihr ſozial nennt. Wir wollen Gerechtigkeit. Wir ſind kein Almoſenverein, ſondern eine revolutionäre So-

zialiſtenpartei. Darüber läßt ſich reden, meinen Sie? Allerdings, aber nicht mit uns. Für uns ſteht das alles ſchon feſt. Wir wollen mit der Arbeiterfrage und durch ſie Deutſchland frei machen. Nicht mehr und nicht weniger. Und wenn Sie das auch wollen, dann ſind Sie uns herzlich willkommen. Hier haben Sie eine Aufnahmeerklärung, eine Mark Eintrittsgeld und pro Monat eine Mark Beitrag. Anmeldungen zur SA. werden beim Standartenführer entgegengenommen, Führerpoſten nach Leiſtung verteilt. Der Wettlauf kann beginnen.

Im Intereſſe der Einheit der nationalen Oppoſition? Mit Verlaub, dieſe Phraſe iſt zu alt und abgedroſchen, als daß Sie glauben dürften, wir fielen noch darauf herein. Die Einheit der nationalen Oppoſition iſt längſt im Werden. Sie heißt NSDAP. Ihre Baſis iſt zu eng? Weil ſie ſo eng iſt, deshalb gerade iſt dieſe Partei und ſie allein von einer ſo hinreißenden Stoßkraft. Sie iſt einheitlich organiſiert und geführt, hat ein feſtes, unveränderliches Programm, an das ihre Anhänger wie an das Evangelium glauben. Was wollen Sie noch mehr? Wir ſind zu wenige? Aus wenigen werden viele, aber nur dann, wenn ſie konſequent ihren Weg gehen und in der Unbedingtheit und Kompromißloſigkeit das einzige auf die Dauer wirkſame Mittel zum Erfolg ſehen. Wie weit wären wir, wenn wir zuſammenhielten? Jawohl, aber das iſt kein Beweis gegen uns, ſondern gegen Sie. Und merkwürdig, daß Ihnen das nicht eingefallen iſt, als Sie ſich ſelbſt in zwei Teile auflöſten und zu dem furchtbarſten Verſklavungsdiktat zur einen Hälfte ja und zur anderen Hälfte nein ſagten. Wie weit wären wir, hätten Sie nicht in Ihrer grenzenloſen Feigheit und Ihrem hemmungsloſen Opportunismus das Republikſchutzgeſetz angenommen und damit der nationalen Ehrlichkeit den Todesſtoß verſetzt. Wir ſollen nicht in der Vergangenheit herumwühlen? Das ſagen immer nur die, die Dreck am Stecken haben. In der unſeren mögen Sie getroſt ſchnüffeln. Sie werden da viel Sorge, viel Not, Verfolgung und Blut finden. Aber nicht ein einziges Mal, daß wir nachgaben, nicht eine einzige Entſcheidung, vor der wir verſagten, nicht eine einzige Handlung, deren wir uns heute ſchämen müßten.

Einheitsfronten werden geſchaffen, indem einer ſich durchſetzt und die anderen ſich ſeinem ſouveränen Willen beugen. Wenn Ihnen das ſchwerfällt, wir haben Zeit. Sie meinen, wir ſollten uns gegenſeitig nicht die Mitglieder wegſtehlen? Erſtens haben wir niemals Mit-

glieder geſtohlen, ſondern immer nur erkämpft, und zweitens möchte ich den ſehen, der ſich uns von euch ſtehlen ließe. Wenn man einen Gegner in die Knie gezwungen hat, dann hat er kein Anrecht auf einen Frieden der Gleichberechtigung, ſondern er muß kapitulieren. So iſt das mit euch. Es wird euch wohl troſtlos zumute, wenn ihr an die nächſte Zukunft denkt. Das große Wandern hat begonnen, nicht von uns zu euch, ſondern von euch zu uns. Die politiſche Willensbildung des deutſchen Volkes iſt im Werden, und zwar vollzieht ſie ſich zwangsläufig und organiſch in unſerer Bewegung. Es gibt heute in Deutſchland keine andere Partei, die ſo wie die unſere, einheitlich organiſiert und ſchlagkräftig gerichtet, ein ſcharfes Inſtrument in der Hand ihres politiſchen Führers wäre. Es gibt keine Gefolgſchaft, weder im Lager der Linken noch der Rechten, die ſo blindlings an ihre politiſche Miſſion glaubt wie die unſere.

Der Ruf nach Einheitsfronten wirkt heute ſchal und fade. Dieſe Illuſionen ſind dahin, Gott ſei Dank, und endgültig. Wir gehen unſeren Weg, unbeirrt und folgerichtig. Wir wurden mit eurem Hohn fertig. Wir werden auch mit eurer Sympathie fertig werden. Wer einmal vor großen Entſcheidungen verſagte, den ſtellt das Schickſal nicht ein zweites Mal vor die letzte Probe. Wer das Reich kampflos aufgab, der wird es niemals wiedererobern. Wer Dawes annahm, kann Dawes nicht zertrümmern. Eine neue Front iſt im Marſch. Der bewußte Deutſche, der ehedem rechts und links falſchen Phantomen nachjagte, reiht ſich dieſer Front ein. Er hat den Proletarier und Bürger abgeworfen: Er will nur noch Deutſcher ſein.

Dieſe neue Front wird die Einheitsfront der Zukunft ſein. Und vor ihr flattern unſere Fahnen!

27. Mai 1929.

Gegen die Reaktion

Noch niemals in den vergangenen fünf Jahren war die politiſche Konſtellation für uns ſo günſtig und erfolgverſprechend wie im gegenwärtigen Augenblick. Die Idole und Illuſionen des bürgerlich-republikaniſchen Deutſchlands ſind zerfallen und zerſtoben, und es beginnt nun allenthalben der große Ratzenjammer. Innenpolitiſch ſowohl wie außenpolitiſch ſteht dieſes Syſtem vor entſcheidenden Kataſtrophen. Wenn das Tempo des Verfalls weiter nur ſo anhält,

wie es in den letzten vier Monaten verlief, dann mag der Zuſammenbruch wohl näher ſein, als wir heute alle glauben wollen. So furchtbar auch die Auswirkungen dieſes Zuſammenbruchs auf die Geſamtheit des deutſchen Volkes ſein werden, wir begrüßen ihn, weil wir in ihm allein die Möglichkeit ſehen, Deutſchland zur Beſinnung zu bringen. Erſt in der letzten größten Not wird das deutſche Volk ſich aufraffen und ein Syſtem abſchütteln, das durch ſeine Exiſtenz ſchon die ewige deutſche Sklaverei verbürgt. Das, was wir Nationalſozialiſten nun bereits ſeit zehn Jahren vorausſagten, und zwar in einer Zeit, als das noch unpopulär war und unpopulär machte, da das amtliche Deutſchland an den Silberſtreifen glaubte, beginnt ſich nun zu erfüllen. Immer mehr erkennt das erwachende deutſche Volk in uns jene Bewegung, die, unbeirrt und ohne Rückſicht auf die Augenblickserfolge, dieſe Entwicklung vorausſah, und die deshalb auch allein für beginnende große Entſcheidungen in Frage kommen wird.

Was iſt da natürlicher, als daß die geſchickten Routiniers aus dem bürgerlichen Lager Morgenluft wittern. Sie ſtellen ſich mit der bei ihnen ſeit jeher gewohnten affenmäßigen Geſchwindigkeit auf den Boden ſich neubildender Tatſachen und ſind bereit, heute das anzubeten, was ſie geſtern noch verbrannten. Der Konjunkturritter geht um. Wieder einmal, wie ſo oft ſchon in der Vergangenheit, ſtoßen wir in der Öffentlichkeit auf jenen Typ, der „das immer geſagt hat", der „ganz unſerer Meinung iſt", der auch laut ſchreiend ſeine revolutionäre Geſinnung verkündet und in Oppoſition macht. Schon knallen die Schlagworte des wilden Bürgers durch die Parlamente, die feilen Gazetten ſchwarzweißroter Geldſacküberzeugung werden rebelliſch und fordern einſtimmig und unbeirrt, daß nun endlich einmal der Schweinerei ein Ende gemacht werde. Gewiß und einverſtanden! Jener Schweinerei muß ein Ende gemacht werden, die mit Hilfe des ſogenannten nationalen Bürgertums aus Deutſchland ein Ruinenfeld gemacht hat. Zum Proteſt gegen die derzeitigen chaotiſchen Zuſtände iſt nur der berechtigt, der an ihnen niemals Anteil hatte, und gegen die Tribute darf nur der demonſtrieren, der ſeit je zu ihnen nein geſagt hat.

Man rede uns nicht von Volksgemeinſchaft, und daß wir alle dasſelbe wollten. Wir wollen durchaus nicht dasſelbe, weder in der

Methode noch im Ziel. Wir fühlen uns durch eine Welt getrennt von jener Art bürgerlichen Patriotismus, der immer und überall, wo er in die Erſcheinung trat, nur Aushängeſchild einer feigen Geldgeſinnung war, und der deshalb Urſache und Anfang unſeres nationalen Verfalls wurde. Wer mit uns dasſelbe will, der ſoll ſich hinten anſchließen. Es iſt noch Platz genug. Wer das nicht tut, bei dem glauben wir nicht daran, daß er mit uns dasſelbe will, ſondern nur, daß er ſo tut, um uns um die wohlverdiente Ernte unſerer Saat zu prellen. Dazu ſind wir nicht dumm genug. Es iſt ausſichtslos, den Verſuch zu unternehmen, durch Vorſpiegelung irgendwelcher phantaſtiſcher Einheitsutopien uns vom geraden Weg abzudrängen. National ſein, das iſt ein weiter Begriff. Für uns hat dieſe Geſinnung einen ganz beſtimmten, feſtumriſſenen Inhalt. Wir ſind keine Hurrapatrioten. Wir ſind Nationalſozialiſten.

Das könnte den Herren ſo paſſen: wir haben unter Mühe und Opfer und Blut die Saat geſät, und nun möchten ſie ernten. Wir waren die Trommler, und ſie ſind die Politiker. Wir ſtellen die Avantgarde und ſie die Nachhut. Fein erdacht! Aber ſo dumm, wie wir 1919/20 waren, ſind wir heute nicht mehr. Auch wir haben die Entwicklung der letzten zehn Jahre nicht mit verſchloſſenen Augen durchgemacht. Wie oft haben wir in dieſem Dezennium die Wahrheit des Wortes erfahren müſſen, der Herr möge uns vor unſeren Freunden beſchützen, mit unſeren Feinden wollen wir ſchon allein fertig werden.

Eine revolutionäre Idee — und die nationalſozialiſtiſche iſt eine ſolche — duldet keine Kompromiſſe. Für ſich allein iſt ſie richtig, mit fremden Zutaten falſch. Einer kann nur recht haben. Dann aber haben alle anderen unrecht.

Wir Nationalſozialiſten haben inſtinkthaft erkannt, daß das große Unglück des deutſchen Volkes nicht allein ſeine Urſache hat im Verrat des Marxismus am Sozialismus, ſondern ebenſoſehr im Verrat des bürgerlichen Patriotismus am Nationalismus. Darum iſt unſere Frontſtellung gegen beide Mächte des Verfalls gleich ſcharf und gleich unbedingt. Die Konſequenz allein, mit der wir uns in dieſer Frontſtellung durchſetzen, bietet die Gewähr für einen endgültigen Sieg. Es gibt keinen Frieden, bis der Gegner in die Knie gezwungen iſt. Es iſt gar nicht von Belang, ob er das Gute will, wenn er das Böſe tut. Auch Dummheit wird in der Politik beſtraft. Wir ver-

ſpüren nicht im mindeſten Luſt, uns an einen lebenden Leichnam binden zu laſſen, damit er auch uns allmählich mit dem Tode anſtecke.

Erkennt eure wahren Feinde rechts und links!

Und ſeid um ſo bewußtere und konſequentere Nationalſozialiſten!

13. Mai 1929.

Literaten

Es gibt in der deutſchen Politik Männer — Gott ſei Dank friſten ſie ihr lichtvolles, geiſtiges Daſein nur in kleinen, unbedeutenden literariſchen Zirkeln unter vollſtändigem Ausſchluß der Öffentlichkeit — die ſeit Jahren den fertigen Plan des kommenden Deutſchlands in der Schreibtiſchſchublade liegen haben. Sie wiſſen ganz genau, wie man den Zukunftsſtaat einzurichten hat, wie die Wirtſchaft und die Kultur des deutſchen Volkes beſchaffen ſein müſſen. Womit man ſpäter Bündniſſe ſchließt und womit nicht. Sie ſind, weil ſie ſoviel wiſſen und geleſen haben, nicht geizig mit guten Ratſchlägen, ſondern ſtehen immer hilfsbereit und voll hingebungsvoller Fürſorge zur Seite, wenn ſich irgendwo, ganz ohne ihr Zutun und meiſtens gegen ihren Willen, ein politiſches Kraftzentrum bildet; ſie kargen dann nicht mit lautem Lob und Tadel. Im Gegenteil! Sie finden es zwar herrlich, daß die anderen für ſie — ſo meinen ſie — Macht ſammelten, erklären aber dann mit einer erfriſchenden Deutlichkeit und rund heraus, daß nun deren Aufgabe beendet ſei und ſie, die politiſchen Köpfe, mit dem eigentlichen Werk beginnen wollten und müßten. Während die anderen draußen in den Vororten in rauchgeſchwängerten Wirtſchaftsſtuben ſtanden und ſich gegen eine heulende, tobende Menge die Kehle wundſchrien, ſaßen ſie beim politiſchen Tee und brüteten ihre Kuckuckseier aus. Die anderen ſind die Trommler, ſie aber ſind die ſtaatsmänniſchen Genies. Die anderen müſſen den Dreck wegräumen, und nun kommen die Erleuchteten, ſchlagen den Purpurmantel ſeriöſer Vornehmheit um die adligen Schultern und klettern gelaſſen die Stufen zu den Thronen der Macht hinauf.

So wäre das, wenn die Trommler ſo dumm wären, wie die Erleuchteten ausſehen. Man kann dieſem neckiſchen Schauſpiel, bis zu einem gewiſſen Grade angeregt und beluſtigt, zuſchauen und ſich betroffen und voll Verwunderung darüber amüſieren, mit welch einer

dreiſten Unbekümmertheit dieſe nationalen Federfuchſer ihr Handwerk betreiben. Aber einmal hat die Gemütlichkeit ein Ende.

Man ſoll nicht glauben, daß wir Zeit und Luſt hätten, uns des öfteren mit einem politiſch ſo weiſen Zirkel zu beſchäftigen, wie er ſich um den Freiherrn Heinrich von Gleichen im ehemaligen „Gewiſſen" und in der heutigen „Standarte" verſammelt. Wir haben weit Beſſeres zu tun. Wenn Herr von Gleichen Neigung verſpürt, ſich mit dem „Nationalſozialismus als Weltanſchauung" literariſch auseinanderzuſetzen, ſo mag er das tun. Wir harren dabei aus. Es wäre aber irrtümlich von ihm, anzunehmen, daß wir dieſe Weisheit genau ſo als päpſtliche Unfehlbarkeit hinnehmen wollten, wie er das bei ſeinem Teekreis gewohnt iſt. Wenn wir ihn dabei ohne Antwort laſſen, ſo nicht deshalb, weil wir keine Antwort wüßten. Wir ringen um andere Seelen als um die des Herrn von Gleichen. Was wir uns aber auf das entſchiedenſte verbitten möchten, das iſt, daß Herr Heinrich von Gleichen glaubt, ſeine politiſche Weisheit dadurch ſchmackhafter zu machen, daß er, wo immer er über uns ſpricht oder mit uns zu ſprechen verſucht — ein höchſt einſeitiges und darum außerordentlich beluſtigendes Unterfangen —, jedesmal einen von uns ſo von hinterrücks und im Zeichen des Burgfriedens zu maulſchellieren verſucht. Diesmal bin ich an der Reihe.

Herr Heinrich von Gleichen ſpricht in ſeinem Aufſatz in der „Standarte" Nummer vierzehn über das Problem „Kapitalismus und Weltwirtſchaft" und meint im Anſchluß an die von ihm darüber verzapfte Weisheit: „Unverantwortliche Agitatoren wie Goebbels werden darüber nicht mit ſich reden laſſen." Das „Agitator" drückt den ganzen gräflichen Abſcheu aus gegen jene Sorte von Menſchen, die nicht nur philoſophieren, ſondern auch handeln oder doch verſuchen, Möglichkeiten zum Handeln zu ſchaffen. Und was das „Unverantwortliche" anbelangt, muß ich in aller Beſcheidenheit betonen, daß meine Unverantwortlichkeit darin beſtand, daß ich in der Zeit, in der Herr Heinrich von Gleichen im gewärmten Salon ſeine philoſophiſchen Weisheiten ausſchwitzte, irgendwo im Wedding oder in Neukölln vor verzweifelten deutſchen Menſchen ſtand und Kämpfer ſuchte und fand. Herr Heinrich von Gleichen wird das ſuſpekt finden. Aber ich möchte ihn auffordern, ſeine Philoſophie einmal zuſammenzuſtapeln, und ich ſtelle die Menſchen daneben, die ich durch „unverantwortliche Agitation" dem Deutſchtum, dem zu dienen doch auch er vorgibt,

wiedergewonnen habe, und dann ſoll er ſelbſt entſcheiden, was ſchwerer wiegt, das Buch oder der Menſch.

Ich bin der letzte, der der geruhſamen Erkenntnis das Recht der politiſchen Kritik abſpricht. Ich laſſe die Philoſophen in Frieden, aber ſie ſollen auch mich in Frieden laſſen. Ich bin für jede ſachliche Kritik zugänglich, auch für die, die aus Kreiſen kommt, die mir fernestehen. Aber wo die politiſche Eigenbrötelei ſich paart mit literariſchem Hochmut und ariſtokratiſcher Arroganz, da bin ich nicht Plebejer genug, für empfangene Ohrfeigen danke ſchön zu ſagen. Herr Heinrich von Gleichen mag ſich das für die Zukunft merken. Ich blieb diesmal entgegen meiner ſonſtigen Gewohnheit in der Verteidigung. Ich tat das im Intereſſe eines Burgfriedens, von dem ich nichts profitieren kann und nur Herr Heinrich von Gleichen ſeine Vorteile hat. Ich kann auch anders.

Das nächſte Mal wird gehobelt. Vielleicht weiß auch Herr Heinrich von Gleichen, daß da Späne fliegen.

29. April 1929.

Radikalimus am Schreibtiſch

Der Literat iſt der geborene Feind jeder organiſchen Bindung. Für ihn iſt die Feder nicht Mittel zum Zweck, ſondern Selbſtzweck. Er iſt ewig auf der Suche nach Objekten, an denen er ſein feuilletoniſtiſches Mütchen kühlen kann. Er hat leicht radikal ſein, denn ſein Radikalismus iſt nie und nirgend verantwortlich verpflichtet einer Gefolgſchaftsgruppe. Und ſo iſt ihm auch die Revolution nicht Übergangsſtation zu neuen Dingen, ſondern ein Ding an ſich.

Er erdenkt ſie am Schreibtiſch, ohne Rückſichtnahme auf reale Möglichkeiten. Die Größe einer wahren politiſchen Leidenſchaft geht ihm vollkommen ab. Das Gefühl iſt ihm nur ein Spiegel, in dem er ſeine eigene Eitelkeit beſpiegelt. Findet er auf Grund ſeiner ſchriftſtelleriſchen Begabung keinen ausreichenden Leſer- und Zuhörerkreis, dann drängt er ſich an eine Organiſation heran, die andere geſchaffen haben, und von der er anzunehmen ſcheint, daß ſie allein für ihn geſchaffen ſei. Er denkt nicht daran, ſeine Feder in den Dienſt dieſer Organiſation zu ſtellen. Er möchte vielmehr die Organiſation in den Dienſt ſeiner Feder ſtellen.

Stößt er nun nicht gleich auf Gegenliebe und empfangen ihn nicht überall offene Arme, ſondern begegnet man ihm mit wacher Skepſis und berechtigtem Mißtrauen, dann beginnt er plötzlich zu entdecken, was alles an der Organiſation fehlerhaft iſt. Da gefällt ihm der Führer nicht, dort nicht die Idee. Da hat er etwas an der Gefolgſchaft auszuſetzen und dort an der Form des Aufbaues der Organiſation. Niemand hat ihn gerufen, er hat nirgendwo mit Hand angelegt, überall, wo es galt, praktiſche Arbeit zu leiſten, war er nur ein jämmerlicher Verſager. Und trotzdem tut er bald ſo, als ſei er eigentlich und allein der geiſtige Nährvater der Organiſation und als könne ſie ohne ihn nun und nimmer beſtehen.

Vor allem verſucht er, die eigentlichen Träger des organiſchen Gedankens an Radikalismus des Programms und der geiſtigen Haltung zu übertrumpfen. Er kann das auch zum Schein, denn er trägt ja keine Verantwortung. Ihm ſitzen nicht die Staatsanwälte auf den Ferſen, ihm ſpüren nicht die Spitzel der Polizeigewalt nach. Sein Wort wird nirgends und von niemand auf die Goldwaage gelegt. Man nimmt ſein Geſchreibſel überall als das, was es in Wirklichkeit iſt: Wortgeklapper, am Schreibtiſch erdacht, aber nicht aus dem blutvollen Leben herausgewachſen. Sagt einer, der auf verantwortlichem Poſten ſteht, ein hartes Wort, gleich hallt es wider im Blätterwald, und die hohe Behörde macht daraus eine Haupt- und Staatsaktion. Man ſchließt vom Sprecher auf die durch ihn repräſentierte Organiſation. Es regnet Verbote, Verfolgungen und Drangſale. Den Schreiber aber läßt man ſchreiben. Man weiß ja: das iſt alles nicht ſo ernſt gemeint, und hinter den Worten ſtehen keine Männer, die daraus Taten machen.

Und nun überſchlägt ſich der politiſche Snob in Radikalismus. Das Chaos iſt der Normalſtoff, in dem er zu leben gewöhnt iſt. Er organiſiert Straßenkämpfe und Hungermärſche, führt Armeen an oder erklärt mit großartiger Beſcheidenheit, man ſtünde vorläufig noch Gewehr bei Fuß und was derlei blühender Unſinn mehr iſt. Vom Schreibtiſch aus deklamiert er, man werde ſich dem ſchamloſen Diktat der Polizei nicht beugen, ſondern marſchieren; und wenn dann in der Tat ein paar harmloſe Verführte Ernſt daraus machen, dann iſt er ſelbſt beileibe nicht unter ihnen oder gar an ihrer Spitze zu ſehen, er ſitzt zu Hauſe, ſchärft die Feder und wartet auf die erſten Nach-

richten vom Kriegsſchauplatz, um daraus hinreißende Schlachtberichte zu fabrizieren.

Wir kennen dieſen Typ genugſam aus der kommuniſtiſchen Preſſe. Er hat eigentlich den Kommunismus geiſtig und organiſatoriſch korrumpiert. Es iſt an der Zeit, die nationalſozialiſtiſche Bewegung davor zu warnen. Im benachbarten nationalen Lager treibt ſich ein ähnliches Gelichter herum und verſucht, durch hyperradikale Amokläuferei den guten revolutionären Namen unſerer Partei zu kompromittieren. Dieſe ſchreibgewandten, eitlen Gecken werfen der NSDAP. feige Schlappheit vor. Ihre revolutionäre Geſinnung ſei kleinbürgerlicher Natur, ihr Sozialismus verkappte bourgeoiſe Geſinnung. Es iſt unter unſerer Würde, unſere Partei dagegen zu verteidigen. Daß ſie, wenn es darauf ankommt, zu ſchlagen bereit iſt, das braucht ſie nicht durch einen ſchillernden Aufſatz zu beweiſen, das hat ſie Dutzende Male durch die Tat bewieſen. Wer viel von Revolutionen ſpricht, macht meiſtens keine. Und was unſeren Sozialismus betrifft, ſo bereiten wir ihn nicht in bombaſtiſchen Papierprogrammen und prahleriſchen Tintenmanifeſten vor, ſondern durch die Bildung einer wahren volksgemeinſchaftlichen Geſinnung in unſerer Partei ſelbſt. Unſer Radikalismus tobt ſich nicht bei geiſtreichelnden Schwätzereien in feudalen Judenſalons aus, und wir haben auch nicht den Ehrgeiz, ihn in volksfeindlichen und landesverräteriſchen Judengazetten abzulagern. Er betätigt ſich Tag für Tag und Abend um Abend, wenn wir auf den Tribünen der großen Säle ſtehen und das Evangelium des kommenden Deutſchlands vor den breiten Maſſen predigen, oder in den Nächten, wo wir, aufgerieben und geſchunden durch eine entnervende Tagesarbeit, über dem Schreibtiſch gebeugt ſitzen und unſere Kampfparolen und Maſſenplakate zu Papier bringen oder zu ſchlafloſer Fahrt in irgendeinem D-Zug-Abteil hocken.

Wir laſſen den Helden der Feder gern den Vortritt im Geſchrei. Wenn ein Auto immer hupt, dann hört man am Ende das Hupen nicht mehr. Nur als Ausnahme weckt es den ſäumigen Paſſanten aus ſeiner ſäumigen Ruhe. Von Menſchen, die immer kreiſchen, nimmt man am Ende keine Notiz mehr. Man gewöhnt ſich daran. Die Literaten ſollen weiter ſchreien. Sie ſollen ihren Radikalismus in ſchillernden Sätzen abreagieren. Unterdes formt ſich unter unſeren Händen jene Armee, die ein neues Deutſchland erkämpft. Tapfer, ernſt, groß und gemeſſen tritt ſie zum entſcheidenden Gang an, und

es kommt einmal der Tag, da wird das hyſteriſche Geſchrei der Tintenkleckſer übertönt werden von dem leidenſchaftlichen Aufſchrei eines erwachenden Volkes, das ſich unter unſerer Führung Freiheit, Ehre und Brot zurückerobert!

11. Mai 1930.

Maulhelden

Es gibt Leute, deren Aufgabe darin zu beſtehen ſcheint, die Tat durch den Rat zu erſetzen, zu ſchwätzen ſtatt zu arbeiten, ſtändig auf der Lauer zu ſtehen, wo es etwas zu nörgeln gibt, und wenn ſie nichts finden, an dem ſie ihr kritiſches Mütchen kühlen können, dann eben etwas zu fabrizieren, um daran herumzuſtänkern und denen, die es geſchaffen haben, die Freude daran zu verderben. Es ſind meiſt bürgerliche Jammergeſtalten, denen ihre eigene Unfähigkeit an der Naſe abzuleſen iſt, und die ſich deshalb auch immer, wo gearbeitet werden muß und jeder zeigen kann, wozu er fähig iſt, auf franzöſiſch empfehlen, um den anderen Mühe und Plage großmütig zu überlaſſen, aber mit frecher Arroganz und aufreizender Anmaßung dann wieder in die Erſcheinung treten, wenn das Gröbſte getan iſt und die opfervolle Saat aufzugehen anfängt. Wir haben bisher in unſerer eigenen Bewegung mit dieſen ewigen Kritikaſtern kurzen Prozeß gemacht: wir fragten ſie nur, was ſie bisher für die Partei geleiſtet hätten, und ſtellten dann faſt immer mit Vergnügen feſt, daß ihre großſprecheriſchen Phraſen im umgekehrten Verhältnis zu ihren Erfolgen ſtanden. Im übrigen aber vermieden ſie nach Möglichkeit, bei uns ihre kritiſchen Komplexe abzureagieren, da es in unſerer Bewegung vorerſt noch keine Lorbeeren zu holen gab. Nun aber glauben ſie ihre Zeit gekommen. Die Partei iſt aus dem Stadium des erſten Anfangs heraus. Sie wird größer und größer, und auch der Dümmſte beginnt zu begreifen, daß der Erfolg faſt vor der Türe ſteht. Nun wanzen ſie ſich bei uns an, die Maulhelden und Beſſerwiſſer, die Phraſendreſcher und Klopffechter, die Ratgeber, die niemand um Rat gefragt hat, die Zeilenſchinder und Wortverdreher: darum aufgepaßt!

Die einzige Möglichkeit, in der Partei, wenn auch nur für kurze Zeit, zu einiger Bedeutung zu gelangen, iſt für ſie die, daß ſie die alte Garde, die eigentlich die ganze Bewegung aufgebaut hat und

auch heute noch verantwortlich trägt, zu diskreditieren verſuchen. Sie wiſſen, daß die zu ſtolz iſt, ſich gegen das ſchreiende und radikal tuende Gelichter perſönlich zur Wehr zu ſetzen. Sie vertraut mit Recht auf den geſunden Inſtinkt der breiten Maſſen der Anhängerſchaft, die ſie ja erſt zur Partei geholt hat, und meint, daß der Gefolgsmann ſchon für ſich Spreu vom Weizen ſcheiden wird.

Jeder Sektions- und SA.-Führer kennt dieſen Typ des Beſſerwiſſers. Er ſteht in einer Mitgliederverſammlung auf, wirft ſich in die Bruſt, ſchmettert ſeine radikal aufgewärmten Schlagworte in die aufhorchende Gemeinde und beweiſt dann umſtändlich und mit viel Geſchrei, was alles in der Sektion oder im Sturm falſch und abbruchreif ſei, warum man das ſittliche Recht und die ſittliche Pflicht habe, den oder den Führer zu ſtürzen und ihn, den Sprecher — das ſagt er zwar nicht, aber das ſoll ein jeder denken — an ſeine Stelle zu ſetzen. Antwortet ihm nicht! Laßt ihn ruhig ausreden und fragt dann nur nach ſeiner Mitgliedskarte, und ihr werdet in neunundneunzig von hundert Fällen feſtſtellen, er iſt entweder überhaupt kein Parteigenoſſe, oder er gehört erſt ſeit ein paar Wochen zur Partei, oder er hat nicht einmal die primitivſte Pflicht eines Parteimitgliedes erfüllt, nämlich ſeine Beiträge bezahlt. Und dann gebt ihn hohnlächelnd dem Geſpött der anderen preis.

Es kam einer zu mir und legte in wohlpräparierter Rede ſeine kritiſchen Bedenken vor: das ſei eine Sauwirtſchaft, die Tendenz unſerer Arbeit ſei falſch, der Geſchäftsgang erſtarrt, die Erfolge nur Scheinerfolge, die Geſchäftsſtelle zu groß und die Verſammlungen zu klein, und was derlei Unſinn mehr iſt. Ich habe kopfſchüttelnd zugehört und ihn am Ende nur gefragt, wie lange er denn bei der Partei ſei. Es ſtellte ſich heraus: ſeit Oktober vorigen Jahres. Und er merkte nicht einmal den eiſigen Hohn, als ich ihm den Vorſchlag machte, er ſolle einmal ſelbſt die Partei führen; ich wäre ſowieſo dringend erholungsbedürftig, und meine feſte Überzeugung ginge dahin, daß er in der Tat die Partei in kürzeſter Friſt in einem Zimmer verwalten könne. Und wolle er nur ſeinen Verſtand unterbringen, dann genüge ſchon eine Zigarrenſchachtel.

So müßt ihr's alle machen! Das iſt geſünder, als wenn ihr euch über das ewige Querulantentum dieſer Berufsnörgler ärgert. Die darf man gar nicht ernſt nehmen, denn genau beſehen, nehmen ſie ſich ſelbſt auch nicht ernſt. Könnt ihr euch nicht anders gegen ſie

wehren, dann gebt ihnen eine verantwortungsvolle Arbeit, etwa als Zellenobmann, Kaſſierer oder Schriftwart, und ihr werdet mit Vergnügen erleben, wie ſie ſelbſt im kleinſten Wirkungskreis nur jämmerliche Verſager ſind. Und geben ſie euch auf euer Anerbieten, was meiſtens der Fall iſt, da ſie ja ſelbſt wiſſen, wie unſchöpferiſch ſie von Natur ſind, zur Antwort, zu dieſer mechaniſchen Arbeit ſeien ſie ſich zu ſchade, dann feuert ſie zum Tempel hinaus.

Wir haben immer ein offenes Ohr für jeden, der ehrlich Kritik übt und durch eigene Arbeit bemüht iſt, die von ihm gerügten Mängel zu ſeinem Teil mitabzuſtellen. Niemand wie wir, die wir die Partei aufgebaut haben und ſie heute noch verantwortlich tragen, wiſſen beſſer, wie viele Fehler ſie noch hat. Aber wir wiſſen auch, wie viele Fehler wir durch gemeinſame Arbeit ſchon beſeitigt haben. Alles in dieſem Leben, auch unſere Partei, iſt Menſchenwerk. Wer uns dabei helfen will, dieſes Menſchenwerk bis zum letztmöglichen Grad der Vollkommenheit zu verbeſſern, der iſt uns allen herzlich willkommen. Wer aber nur durch ewige Kritikaſterei ſeine eigene Bedeutungsloſigkeit in das magiſche Licht einer anmaßenden Überlegenheit hineinſtellen will, mit dem werden wir Fraktur reden!

6. Juli 1930

Kritik

Das Recht zur Kritik iſt ein durchaus ſouveränes Recht; und zwar kann jeder es in Anſpruch nehmen, der von den Mängeln und Schäden der zu kritiſierenden Sache irgendwie mittelbar oder unmittelbar betroffen wird. Das Recht zur Kritik wird zu einer Pflicht, wenn das, was kritiſiert werden muß, eine Angelegenheit des öffentlichen Lebens iſt, es alſo nicht nur einen beſchränkten Kreis von Intereſſierten angeht, ſondern ſich auf eine ganze Gemeinſchaft, auf ein Volk auswirkt. Dann iſt jeder Staatsbürger gezwungen, zu dieſen Dingen Stellung zu nehmen, ſie zu bejahen oder zu verneinen.

Das Recht zur Kritik ſchließt nicht unmittelbar in ſich die Verpflichtung für den Kritiker, es nun ſeinerſeits beſſer zu machen. Daß er die Fähigkeit oder auch nur die Luſt und den Willen dazu habe, hat er ja vorerſt noch gar nicht behauptet. Er ſtellt lediglich feſt, daß die anderen es ſchlecht gemacht haben, und er hat das Recht zu dieſer

Feſtſtellung, weil er an dieſem Dilettantismus und ſeinen Folgen mittragen muß.

Niemand wird von einem Theaterkritiker verlangen, daß er ein beſſeres Drama ſchreibe als das von ihm kritiſierte, und niemand wird einen Kunſthiſtoriker, der einen Maler ſcharf ins Gebet nimmt, auffordern, nun ſeinerſeits beſſere Bilder zu malen. Das braucht er und kann er auch in den meiſten Fällen nicht. Aber mit um ſo mehr Recht wird er ſich gegen dieſe Unterſtellung zur Wehr ſetzen, wenn er ſich zwar bereit erklärt, ein beſſeres Bild zu malen, der ihn dazu auffordert, aber ihm zum Malen Leinwand, Farbe, Pinſel und Palette verweigert und ihm etwa zur Antwort gibt, mit Farbe könne jeder malen.

Was in der Malerei die Farbe iſt, das iſt in der Politik die Macht. Wie ich ohne Farbe nicht malen kann, ſo kann ich ohne Macht keine Politik betreiben. Es iſt deshalb heuchleriſch und verlogen, uns Nationalſozialiſten, wenn wir den gegenwärtigen politiſchen Verhältniſſen mit kritiſcher Skepſis gegenübertreten, zur Antwort zu geben: „Kritiſieren kann jeder; dann macht ihr es doch beſſer.“ Denn erſtens kann noch lange nicht jeder kritiſieren; auch die Kritik iſt ſchöpferiſch und im Grunde durchaus etwas Poſitives. Sie iſt eine Kunſt und als ſolche ſtreng zu ſcheiden von Kritikaſterei. Nörgeln kann jeder; ſchimpfen, Phraſen dreſchen, ſich aufregen und wild tun, wenn es einem ſelbſt an den Kragen geht, das iſt alles nicht ſchwer. Aber ein politiſches Syſtem kritiſch zu vernichten, und zwar nicht mit Geſchrei und Geſinnung, ſondern mit ſtichhaltigen, unwiderlegbaren Beweisgründen, das iſt nicht ſo ganz einfach. Dabei bewahrheitet ſich das treffliche Wort, daß es für einen Revolutionär vorerſt nicht ſo ſehr darauf ankomme, zu ſagen, was er will, ſondern vielmehr darauf, zu ſagen, was er nicht will.

Und zweitens können wir in der Politik nichts beſſer machen, ſolange man uns das zu dieſer Arbeit nun einmal unumgänglich notwendige Handwerkszeug vorenthält, und das iſt: die Macht!

Wir werden es ſchon beſſer machen, laßt uns nur an die Macht! Da ihr das aber nicht tut, könnt ihr auch nicht von uns verlangen, daß wir etwas beſſern, ſondern das iſt einzig und allein eure Aufgabe; und wir haben dabei das ſouveräne Recht, das, von dem ihr behauptet, daß es gut ſei, zu kritiſieren und ſeine Fehlerhaftigkeit aufzudecken.

Wenn wir obendrein noch positive Vorschläge machen, so ist das unser reines Privatvergnügen. Eine Verpflichtung dazu besteht für uns nicht im mindesten. Aber daß wir es tun, und zwar gerne und oft und mit Leidenschaft, das ist ein Beweis dafür, daß wir von Hause aus nicht zur Kritik, sondern zum Aufbau berufen sind. Der Marxismus hat sechzig Jahre lang nur kritisiert, und seine ganze Tätigkeit bestand während dieser Zeit darin, das kaiserliche Deutschland zu unterhöhlen und mit der Lauge seiner Bosheit zu durchätzen, und er hat dabei nicht einen einzigen positiven Besserungsvorschlag gemacht. Gerade in seinem Munde nimmt sich die Forderung sonderbar aus, wir sollten nicht nur schimpfen, sondern auch neue Wege zeigen. Wir tun das; er hat das nie getan. Er hat von dem souveränen Recht der absoluten Kritik immer und ausgiebig Gebrauch gemacht. Wenn wir gelegentlich nach denselben Methoden ihm gegenüber verfahren, dann ist er darin selbst unser großer Lehrmeister gewesen.

Ein starker Staat und eine überragende Persönlichkeit brauchen keine Kritik zu fürchten. Es kümmert den Mond nicht, wenn ihn der Hund anbellt. Friedrich der Einzige gab den Befehl, ein gegen ihn gerichtetes Pamphlet „niedriger zu hängen", damit es jeder lesen könne.

Kritik hat auf die Dauer nur dann Erfolg, wenn das, was kritisiert wird, auch kritikbedürftig ist. Dann hat der Kritisierte auch Veranlassung, nervös zu werden.

Wenn die Republik unsere Kritik nicht vertragen kann und vor ihr nervös wird, dann ist das ein Beweis dafür, daß sie der Kritik auf das dringendste bedarf. Und da diese bei uns kühn, aber sachlich ist, hat sie auch ihre Berechtigung und braucht sich deshalb über ihre Erfolge nicht zu beklagen.

20. Mai 1929.

Halbe Bolschewisten

So rauscht es durch den bürgerlichen Blätterwald. Die Nationalsozialisten, die in einem erschreckenden Maße die Öffentlichkeit für sich zu interessieren und zum Teil gar zu gewinnen sich anschicken, nehmen mit ihrem zahlenmäßigen Wachstum auch zu an Draufgängertum und Radikalismus, und vor allem in sozialen Fragen verlieren sie so jede Vernunft, daß man kaum noch mit ihnen reden

kann. Beſonders ihre jüngeren Führer ſchlagen hier einen Ton an, der für die Zukunft das Allerſchlimmſte befürchten läßt. Man glaubt manchmal, man habe es mit roten Demagogen zu tun. Das, was ſie predigen, iſt kaum verhüllter, national angeſtrichener Marxismus. Sie wiegeln die Arbeiterſchaft auf gegen alle geheiligte Ordnung, was um ſo gefährlicher iſt, als ſie in der Tat an Anhang und Einfluß in den breiten Maſſen gewinnen. Sie ſind in Wirklichkeit verkappte Marxiſten und halbe Bolſchewiſten.

Und dabei, ſo doziert der ſchwarzweißrote Schmock weiter, wäre es doch ſo ſchön, wenn die Nationalſozialiſten bei ihrer eigentlichen Aufgabe blieben und ihre Wirkſamkeit darauf beſchränkten, die marxiſtiſch-international mißleitete deutſche Arbeiterſchaft wieder zu nationaliſieren. Warum aber taſten ſie dabei den geheiligten Begriff des Eigentums an und gaukeln dem Arbeiter Ziele vor, die ſich nun einmal nicht verwirklichen laſſen? Schade, daß es ſo iſt. Aber deshalb muß man ſich mit dieſer Frage ernſthaft beſchäftigen und den Verſuch machen, dieſe unangenehmen Demagogen wieder auf den rechten Weg zu bringen und ſie zu einer verantwortungsbewußten Realpolitik zu erziehen. Sonſt beſteht die Gefahr, daß ſie ganz ins marxiſtiſche Fahrwaſſer abrutſchen und ſich damit für die deutſche Zukunft vollſtändig ausſchalten. Es fehlt bei dieſer Beweisführung nur noch die offene, brüske Konſequenz: es lebe der Geldſack und hoch die Tyrannei des Youngpatriotismus über das ſchaffende deutſche Volk!

Wie man ſieht, ſoviel Worte, ſoviel Unſinn und Heuchelei. Würde auf dieſen durchſichtigen Schwindel nicht ſo mancher anſtändige und aufrechte deutſche Patriot hereinfallen, dann verſpürten wir nicht im mindeſten das Bedürfnis, uns irgendwie damit auseinanderzuſetzen. Wir ließen ihn ſich, wie ſo viele andere Lügen und Verleumdungen über uns, ſelbſt totlaufen. So aber iſt es notwendig, die Dinge wieder einmal ins rechte Licht zu rücken und dem bürgerlichen Heuchlerpack die Maske von der Fratze herunterzureißen. Was iſt hier Wahrheit?

Wir Nationalſozialiſten führen den Kampf gegen den Marxismus in jeder Form ſeit nunmehr zehn Jahren, und zwar nicht in billigen Zeitungsartikeln und ungefährlichen bürgerlichen Ausſchüſſen, ſondern da, wo der Marxismus wirklich zu treffen iſt: im Volk ſelbſt. Wir haben für dieſen Kampf unerhörte Opfer und Drangſale auf

uns genommen. Unſere Parteigenoſſen wurden wie Ausſätzige von den Arbeitsſtellen vertrieben, Einzelmenſchen und Familien brotlos gemacht, wir haben Tauſende und aber Tauſende von Schwerverletzten gehabt, unſere Führer gingen in die Gefängniſſe, und über ſechzig unſerer Beſten haben ihre antimarxiſtiſche Weltanſchauung mit dem Tode beſiegelt. Ein Horſt Weſſel wurde von feigen bolſchewiſtiſchen Kreaturen gemeuchelt, und zwar nicht, weil er ein Marxiſt, ſondern weil er ein offener Bolſchewikenfeind war, der ſeinen Kampf gegen dieſe Weltpeſt nicht vom grünen Aufſichtsratstiſch, ſondern in Reih und Glied der braunen Freiheitsarmee führte. Das alles geſchah und geſchieht zu derſelben Zeit, in der die bürgerlichen Parteien, die heute die Stirne haben, uns marxiſtiſcher Neigungen zu verdächtigen, mit eben demſelben Marxismus in der Regierung ſitzen und widerſpruchslos zuſchauen, wie vertierte rote Horden uns auf den Straßen zuſammenſchlagen, nicht weil wir Marxiſten, ſondern deren einzig wahre und gefährliche Gegner ſind.

Der Marxismus iſt eine trügeriſche Weltanſchauung, die in ihrem Effekt jegliche menſchliche Kultur und Geſittung vernichtet. Er unterhöhlt die Fundamente des Staates, korrumpiert das öffentliche Leben, zerſetzt Schule und Familie, untergräbt Glauben und Ideale, verhöhnt und verachtet jede menſchliche Größe und treibt mit dem Heiligſten Spott. All das hat der bürgerliche Patriotismus ſchweigend hingenommen, ja ſich ſogar zum willigen Helfershelfer dieſer lebenbedrohenden Politik gemacht. Nur wenn der Marxismus ihm an den Geldbeutel geht — das wiſſen wir: nicht um dem deutſchen Arbeiter zu helfen, ſondern um die letzten Reſte deutſchen Beſitzes an das jüdiſche Weltkapital zu verhökern — dann ſchreit der Youngpatriot auf wie von der Tarantel geſtochen, dann ſind die höchſten Güter in Gefahr.

Und weil wir uns erlauben, über die augenblickliche Verteilung der Beſitztitel an der deutſchen Produktion anderer Meinung zu ſein, als dieſe feigen und habgierigen bürgerlichen Jämmerlinge, darum werden wir von ihnen bolſchewiſtiſcher Tendenzen verdächtigt. Das könnte ihnen ſo paſſen: gegen ſie durch eigene Kraft und unter namenloſem Bluteinſatz groß geworden, ſollen wir uns nun in die Rolle einer Wach- und Schließgeſellſchaft hineindrängen laſſen! Für ſie iſt jeder ein Bolſchewiſt, der eine neue Beziehung der breiten Maſſen zum deutſchen Nationalbeſitz anſtrebt. Man darf das Land

in Grund und Boden hineinregieren, man bleibt dann doch ein feiner Mann. Nur wenn man an den Geldſack herangeht, dann wird man verfemt und ausgeſtoßen.

Wenn wir für den bürgerlichen Kapitalismus als Bolſchewiken gelten, weil wir dem ſchaffenden deutſchen Arbeitertum den ihm gebührenden Platz in der kommenden Volksgemeinſchaft erkämpfen wollen, dann nehmen wir dieſen Vorwurf kalt lächelnd auf uns. Wir machen kein Hehl daraus, daß uns die gegenwärtige wirtſchaftliche Ordnung als unſittlich und unerträglich erſcheint und wir ſie deshalb aus tiefſtem Herzen haſſen, bekämpfen und auch einmal radikal beſeitigen werden. Wir wollen eine ethiſche Neuordnung des wirtſchaftlichen Lebens unter dem Geſichtspunkt des Volkswohles und fordern dafür vom Beſitz Opfer und Hingabe. Wer ſich nicht freiwillig zu dieſer Notwendigkeit bekennt, der wird einmal dazu gezwungen werden müſſen. Die Herrſchaft des Geldſacks ſoll und muß ein Ende finden, und an ihre Stelle wird das Prinzip der Leiſtung treten.

Wir wollen keinen Profitſtaat, ſondern einen Staat der Arbeit!

Wir wiſſen, daß bei dieſen Forderungen das deutſche Volk auf unſerer Seite ſteht!

27. April 1930.

Iſidor

Es iſt die Geſchichte eines Juden, der nicht ſo ausſehen wollte.
Es iſt die Geſchichte ſeiner ſelbſtverſchuldeten Blamage.

Er verbot, daß man ihn Iſidor Weiß nenne, denn er heiße Bernhard, alſo Bären-Herz. Das machte alle Lacher mobil.

Er zeigte ſich vormittags als Herrenreiter im Tiergarten und jagte abends im Überfallwagen hinter den Nationalſozialiſten her, denn er fühlte ſich ſehr als Vizepolizeipräſident von Berlin.

Er ließ ſich um Mitternacht mit Welt- und Halbweltdamen photographieren und wurde am hellichten Tage von ſeinen eigenen Polizeibeamten mit dem Gummiknüppel verprügelt, weil die nicht glauben wollten, daß ihr Vorgeſetzter ſo ausſehen könne.

Er war wegen ſeiner außergewöhnlichen Naſe mit einem Schlage berühmt, aber er hatte trotzdem nicht die geringſte Witterung für das, was mit den Nationalſozialiſten herannahte.

So war er ſchließlich doch der Dumme, dem Haß und Hohn nachſtellten, wo immer er ſich zeigte.

Iſidor

Mein Name iſt Haſe. Ich wohne im Walde und weiß von nichts. Ich halte mich aus allem draus. Ich bin ſozuſagen politiſch neutral. Wenn es mir Vorteile bringt, dann ſtelle ich mich auf irgendeinen Boden; am liebſten auf den der Tatſachen. Denn Tatſachen ſind meiſtens golden. Ich bin der Meinung, daß ganz rechts und ganz links verboten werden müſſen. Denn die Mitte iſt ja an und für ſich verboten. Wie geſagt, der Meinung bin ich. Ich bin mithin ein Realpolitiker. Das iſt bequem und bringt wenig Gefahren, und vor allem ernährt es den Mann.

Angenommen ich wohnte nicht mehr im Walde, ſondern in China. Irgendein Glück oder Unglück hätte mich dahin verſchlagen. Nehmen wir das einmal an. Das wäre ja furchtbar peinlich. Denn in China ſind bekanntlich alle Menſchen Chineſen; ſelbſt der Kaiſer iſt ein Chineſe. Ich würde alſo ſchwer auffallen. Denn ich heiße ja Haſe und ſehe aus, als ob ich ein Deutſcher wäre. Man würde mich alſo ſofort als ſolchen erkennen können. Ja, ich glaube, die Kinder würden auf der Straße ſtehenbleiben und rufen: „Das iſt ja Haſe!“

Aber auch da wüßte ich mir zu helfen. Ich ließe mir einen langen Zopf wachſen, träte aus dem deutſchen Ausſehen aus, legte meinen ehrwürdigen Namen Haſe ab und nennte mich: „Wukiutſchu“. So nennte ich mich. Und wenn mich dann noch jemand „Haſe!“ riefe, dann würde ich ſehr böſe ſein.

Angenommen ich wohnte dann in Schanghai, und mein Vater wohnte noch im Walde, ich würde das vom Walde gar niemandem ſagen; im Gegenteil! Ich würde ſo tun, als hätten wir ſeit Urväter Zeiten in Schanghai gewohnt, ja, ich würde es als eine Beleidigung empfinden, wollte man das anzweifeln. Und dann, wieder angenommen, müßte es der Zufall wollen, daß in Schanghai der Polizeipräſident ſtürbe; oder daß er ſich moraliſch vergiftete an einem geſchenkten goldenen Zahnſtocher. Und dann, wieder angenommen, riefen alle Chinſen: „Wukiutſchu ſoll unſer Führer ſein!“

Ich wäre dann Polizeipräſident von Schanghai und wüßte nicht wie. Polizeipräſident ſein, iſt etwas Schönes. Man hat dann die Macht in der Hand und kann damit ſchalten und walten, wie man will. Das heißt, wenn die anderen ſich das gefallen laſſen. Aber das müſſen ſie ja wohl. Wenn ſie ſo dumm ſind und ſagen: „Wukiutſchu

ſoll uns führen!", dann müſſen ſie eben mit Haſe zufrieden ſein. Und wer nicht zufrieden iſt, dem werde ich ſchon nachhelfen, denn Unzufriedene gibt es bekanntlich immer. Ich werde deshalb dekretieren:

„Es iſt verboten, unzufrieden zu ſein!

Wukiutſchu."

Und dann werde ich regieren. Ich weiß, das iſt nicht ſo einfach, wie es ſich anhört. Da werden Leute kommen und ſagen:

„Was will Wukiutſchu? Er iſt ja gar nicht aus unſerem Volk! Wukiutſchu heißt eigentlich Haſe und wohnte im Walde. Er hat ſich bei uns dazwiſchengedrängt. Wir ſitzen ſchon tauſend und mehr Jahre auf chineſiſchem Boden. Unſere Väter haben dieſes Land urbar gemacht und, wenn es not tat, ſeine Scholle mit dem Leben verteidigt. Damals wohnte Wukiutſchu noch im Walde, und jetzt tut er ſo, als ſei er immer unter uns geweſen. Herunter mit ihm vom Thron! China den Chineſen!"

Das iſt dann für mich natürlich furchtbar peinlich. Denn wenn man mir den Zopf abſchnitte, dann würde jedes Kind ſehen, daß dieſe Leute recht haben. Aber das geht doch nicht. Ich bin ja doch Polizeipräſident, und als ſolcher habe ich Anſpruch auf Reſpekt. Deshalb werde ich dekretieren:

„Wer mir noch einmal ‚Haſe!' nachruft, der hetzt zum Klaſſenkampf auf. Ich verbiete das, und wer mein Geſetz übertritt, den ſperre ich ein!

Wukiutſchu."

Und dann habe ich Ruhe. Dann ſtrahle ich in der Würde meines Amtes, laſſe die chineſiſchen Kulis vor mir ſtrammſtehen, empfange Ozeanflieger und bin auf jedem Bankett dabei. Mein Zopf wächſt immer länger, und bald denkt keiner mehr daran, daß ich einmal Haſe hieß. Und die Unzufriedenen ſterben auch einmal aus, und dann iſt die Unzufriedenheit aus der Welt.

Dann erſt beginnt das Leben in Schönheit und Würde.

Zudem bin ich Wegbereiter. Man muß ſchon wie ich von nichts wiſſen, um feſt und unerſchütterlich daran glauben zu können.

Aber wie geſagt, das iſt ja alles nur angenommen.

Denn da wären die Chineſen ſchön dumm, wenn ſie mir das mit dem Wukiutſchu glaubten und mich zum Polizeipräſidenten machten.

Nein, ſo dumme Menſchen gibt es nicht.

Das iſt ja alles nur ein Märchen.

Ich bin kein Chineſe und wohne nicht in Schanghai. Ich heiße nicht Wukiutſchu, ſondern Haſe.

Ich wohne im Walde und weiß von nichts.

15. Auguſt 1927.

Angenommen!

Ich heiße Fridolin — beiſpielsweiſe. Und ſpiele eine Rolle in dieſer Republik.

Eine Gruppe von Menſchen ſetzt ſich nun in den Kopf, ich heiße Max und nicht Fridolin. Wo ich geh' und ſtehe, da tritt mir einer dieſer närriſchen Kerle entgegen, lächelt mir dummdreiſt ins Geſicht und ſagt: „Guten Tag, Max!" Oder: „Ei, ſieh da, Max!" Oder: „Vorſicht, da kommt Max!" Was ſoll man dagegen machen? Ich würde es zuerſt mit Güte verſuchen, würde ſtehenbleiben, freundlich lächelnd den Hut lüften und erklären: „Mein Herr, Sie befinden ſich im Irrgarten. Ich heiße Fridolin und nicht Max." Vielleicht würde er ein Einſehen haben. Vielleicht würde er auch den Hut lüften und mir erwidern: „Siehſt du, Fridolin, das mit dem Max war nur ſo eine Marotte von mir; ſei mir nicht böſe, ich wollte dir nicht zu nahe treten." Darauf ich: „Aber, aber! Max iſt doch auch ein Name. So oder ſo. Ich ſagte dir das nur der Ordnung wegen."

Vielleicht aber träfe ich auch einmal auf einen, der auf meine Korrektur grinſend zur Antwort gäbe: „Fridolin hin, Fridolin her! So wie du ausſiehſt, ſo heißt man Max. Was kann ich dafür, daß dein Vater dir nicht den Namen gab, der zu dir paßt?"

Damit würde ich mich wohl oder übel abfinden müſſen. Ich würde weder mit dem Gummiknüppel ſchlagen noch die Gerichte in Bewegung ſetzen. Ich würde lediglich konſtatieren: „Schön, alſo Max! Einigen wir uns. Was ſoll das Streiten? Es iſt ſo genug Zank in der Welt!"

Wenn jemand mich Max nennt, dann iſt er ein Sonderling — oder er hat ſeine Gründe dafür. Was ſcheren mich ſeine Gründe? Ich bleibe ich, ob Fridolin oder Max.

Warum ruft uns der Berliner Vizepolizeipräſident Dr. Bernhard Weiß vor den Richter, bloß weil wir ihn Iſidor nennen? Findet er etwa, daß dieſer Name nicht auf ihn paßt? Oder paßt er nur allzu gut auf ihn? Weil Iſidor eine Umſchreibung für Jude ſei? Ja, iſt denn Judeſein etwas Minderwertiges? Herr Weiß wird doch wohl

nicht bezweifeln wollen, daß er ein deutſcher Staatsbürger jüdiſchen Glaubens und jüdiſchen Ausſehens iſt, aus dem man gewiß drei machen könnte, ohne dabei Gefahr zu laufen, gegen die gute Sitte des kleinaſiatiſchen Ponims zu verſtoßen? Sein Konterfei iſt der mit mathematiſcher Genauigkeit durchgeführte Beweis für unſere Behauptung, daß auf dem Seſſel des Berliner Vizepolizeipräſidenten ein Repräſentant altteſtamentariſcher Tradition ſitzt. Darüber kann es keinen Disput mehr geben. Zudem war ja ſein Vater, der Synagogenvorſteher Weiß, noch vom Metier. Seit wann iſt es eine Schande in der Novemberdemokratie, Jude zu ſein? Wenn nicht, warum regt Herr Bernhard Weiß ſich darüber auf, daß wir nicht müde werden zu erklären, daß er einer iſt? Wer von euch, ihr Männer, würde betroffen nach dem Kadi ſchreien, ſagte man ihm unverblümt: „Du biſt ein Deutſcher!“ Im Gegentum! Im Gegentum! Stolz würden wir alle aufſtehen und bekennen: „Jawohl, ein Deutſcher vom Scheitel bis zur Sohle!“ Warum tut Herr Bernhard Weiß angeſichts ſeines unmißverſtändlichen Ponims nicht ein Gleiches? „Jawohl, ein Jude vom Scheitel bis zur Sohle?!“

Warum läßt er einem kleinen Zeitungshändler zwei Monate Gefängnis aufbrummen, bloß weil der ſein Konterfei rot umrandet durch die Straßen Berlins getragen hat? Kann dieſer Zeitungshändler dafür, daß Herr Bernhard Weiß ſo ausſieht, wie er ausſieht? Mir wird vor einigen Tagen vom Unterſuchungsrichter eine Karikatur des „Angriffs“ vorgehalten, auf der Orje einem Eſel ein Schild zeigt mit der Aufſchrift: „Mit dem Ausnahmezuſtand kann jeder Eſel regieren!“ Ich ſoll Antwort geben auf die Frage: „Und da wollen Sie im Ernſt abſtreiten, daß dieſer Eſel Ähnlichkeit mit dem Berliner Vizepolizeipräſidenten Dr. Weiß hat?“ Dieſes „Angriff“-Exemplar kam direkt aus dem Allerheiligſten des Polizeipräſidiums, die in Frage ſtehende Karikatur war von IhM ſelbſt rot angekreidet. Haben wir ein Recht zu der Annahme, daß Herr Weiß ſelbſt der Entdecker dieſer angeblichen Ähnlichkeit iſt?

Und überhaupt, was ſollen wir denn machen? Verzichten können und wollen wir nicht darauf, unſeren Leſern zu zeigen, wie die Berliner Regierer ausſehen. Alle, die Herrn Weiß ſchon einmal zu beſichtigen die Ehre hatten, loben die frappante Ähnlichkeit unſerer Darſtellung mit dem Original.

Als vor einigen Wochen das „8-Uhr-Abendblatt“ eine wüſte Kari-

katur von meiner Beſcheidenheit brachte, da haben wir ſie in unſeren Spalten veröffentlicht und daneben ein unverfälſchtes Photo. Wir ſind bereit, ein gleiches Verfahren Herrn Weiß gegenüber anzuwenden, wenn er uns ein Photo zur Verfügung ſtellt. Wir werden dann gleich ein Preisausſchreiben daraus machen:

„Die Aufgabe iſt, herauszufinden, was iſt Photo, und was iſt Karikatur?"

Den Namen Iſidor aber werden wir uns wohl verkneifen müſſen. Wenn Herr Weiß behauptet, er hieße gar nicht ſo und habe auch nie ſo geheißen, dann machen wir ihn beſcheiden auf ein Sprichwort aufmerkſam:

„Wenn es nicht wahr iſt, dann iſt es gut erfunden."

Und iſt der Berliner Vizepolizeipräſident denn ein ſo humorloſes Lebeweſen, daß er nach den Richtern ſchreit, um ſelbſt den Volkswitz in Ketten zu legen?

Arme Demokratie! Sie kann ſchon keinen Iſidor mehr verdauen. Und dabei haben wir doch vor, ihr noch ganz anderen Rizinus ins offene Maul zu ſchütten! 9. April 1928.

Weil es ſo ſchön war!

Hochzuverehrender Polizeivizepräſident Dr. Bernhard Weiß!

Mit tiefem Bedauern habe ich in der Zeitung geleſen, daß Sie gelegentlich eines Umzuges der Roten Frontkämpfer in ein Handgemenge der Schupo mit den politiſchen Kindern Ihres Freundes Severing hineingeraten ſind und dabei leider — verzeihen Sie den harten Ausdruck — etwas aufs Dach bekommen haben. Zwar nicht ſo, daß Sie dabei ernſtlich Schaden genommen hätten, gottlob! Aber immerhin doch ſo, daß Sie, wie Sie ſelbſt im „Berliner Tageblatt" erzählen, „von einem jüngeren Schutzpoliziſten mehrmals mit voller Kraft mit dem Gummiknüppel über den Rücken und linken Arm geſchlagen wurden. Die Schläge ſind mit ſolcher Roheit ausgeführt worden, daß die ganzen Stellen an meinem (alſo Ihrem!) Körper ſtark blutunterlaufen ſind". Das alles mußte ich zu meinem Leidweſen vernehmen. Wir hatten in der letzten Nummer des „Angriff" nicht genügend Zeit und Raum, dieſe bedauerliche Entgleiſung in der ſonſt Ihnen gegenüber gepflegten Breite und mit dem nötigen Ernſt entſprechend zu würdigen. Wir mußten uns mit einem Ihrer Raſſe-

genoſſen, der leider noch entgegen der von Ihnen geübten Praxis ſeinen diffamierenden Vornamen trägt, dem Vorſitzenden des Warenhausverbandes Iſidor Bach, des längeren auseinanderſetzen. Und Sie kamen dabei zu kurz. Niemand bedauert das mehr als ich. Ein altes Sprichwort ſagt, man ſoll die Feſte feiern, wie ſie fallen. Aber ein Oſterei zu Pfingſten iſt auch noch ein Geſchenk, wenn es nur mit Hingebung und Liebe dargebracht wird. Sie können und werden uns nicht in Verdacht haben, daß wir der Hingebung und Liebe ermangelten, wenn wir jetzt noch einmal auf dieſes peinliche Mißgeſchick ausführlich zu ſprechen kommen, das Ihnen — Gott ſei's geklagt — widerfahren mußte.

Der Gummiknüppel iſt nur dann angenehm, wenn er auf dem Rükken des anderen tanzt. Sie werden das bereits ſeit langem wiſſen; denn bisher waren ja nur wir Berliner Nationalſozialiſten die Geſegneten, und Sie ſelbſt kommandierten. Seit Ihrem Unglück haben nun auch wir dankbar von jener Tatſache Kenntnis genommen. Der gewiß auch Ihnen nicht unbekannte Dichter Chriſtian Morgenſtern erzählt in einem ſeiner neckiſch-abſtruſen Gedichte, wie der Gaul des Tiſchlers Bartels die Treppe zur Wohnung des Herrn Profeſſors Stein heraufklappert, beſcheiden anklingelt und dem öffnenden Dienſtmädchen erklärt, er ſei derſelbige Gaul, der dazumal die Tür- und Fenſterrahmen brachte. Der Herr Profeſſor Stein kann dazu nur lakoniſch verzweifelt ſagen: „Das war ein unerhörtes Erlebnis." So ungefähr war mir zumute, als ich Ihr blutunterlaufenes Unglück erfahren mußte. Ein unerhörtes Erlebnis!

Ich bin kein Ariſtophanes, die Satire dieſer Karambolage zu ſchreiben. Aber vor ſolch überwältigender Macht des Schickſals, da wird der Blinde ſehend, da ſtimmt der Stumme ein Tedeum an, da wird der Amuſos zum Homer und der Theaterportier zum Komödienſchreiber. Das durfte nicht kommen!

Das hatten wir in unſeren kühnſten Träumen nicht zu hoffen gewagt. Hätte uns das einer zwei Tage vor dem Ereignis prophezeit, wir hätten ſeine blühende, ausſchweifende Phantaſie, ſein krankhaft geſteigertes Vorſtellungsvermögen auf das tiefſte bewundert oder gar beklagt. Hätte einer von uns den in Frage kommenden Gummiknüppel geſchwungen, gut, ſchön, man hätte ſeine Vermeſſenheit notiert, vielleicht auch wäre ein Rohling unter uns feſtzuſtellen geweſen, der da erklärt hätte: Schad't ihm nichts: verdient hat er's!

Aber einer von Ihren eigenen Soldaten! Erkennt ſeinen Präſidenten nicht und knüppelt drauf los, als ſei der ein Deutſcher; ſchreit ihm noch dazu wutverzerrt ins lädierte Geſicht: „Was, du Affe? Auch noch Polizeipräſident will er ſein, der Jud'? 'rin in die Freſſe!"

Das iſt ergreifend und tröſtlich zugleich. Das iſt der Höhepunkt! Drüber geht's nimmer, ſagt man in München. Das iſt zum Auswachſen, zum Auf-die-Bäume-Klettern. Ein Zeitgenoſſe ſchreibt mir — warum wohl mir? — am anderen Tag: „Ihnen hat das Glück gelächelt!" Gelächelt? Arme deutſche Sprache! Geſchrien, getobt, um ſich geſchlagen, gebrüllt hat es vor Lachen!

Jener Polizeimann hat ſich ein hiſtoriſches Verdienſt erworben. Er hat die Tragikomödie neudeutſcher Demokratie geſchrieben mit dem einzigen Schreibinſtrument, das dafür in Frage kam: mit dem Gummiknüppel.

Das wollen wir dieſem wackeren grünen Soldaten nie vergeſſen.

Ich bin mit republikaniſchen Grüßen und mit dem Wunſch auf noch recht lange ſegensreiche Zuſammenarbeit mit Ihnen

voll der gebührenden Hochachtung . . .

18. Juni 1928.

Finden Sie, daß Iſidor ſich richtig verhält?

Wieſo? Iſidor? Jawohl, Iſidor! Ich wag's mit Sinnen. Ich breche den Bann. Im feigen Schutz der Immunität nenne ich das Kind beim Namen. Iſidor! Das O iſt ganz lang zu ziehen und das R zu rollen, dann klingt dieſer Name wider von unausſprechlicher Süße und Kraft. Das Geſchenk des Oſtens! Das Angebinde der Sonnengöttin! So ähnlich müßte die Überſetzung ins Deutſche lauten. Man kann dieſen Namen gar nicht wortwörtlich übertragen. Dann verliert er mit einem Male ſeine magiſche Bedeutung. Um dieſen Namen rankt ſich eine ganze Welt. Der Name iſt Programm ſozuſagen. Nicht erſt von heute, ſchon ſeit Hunderten von Jahren. Dieſes Programm hat nicht gerade rühmlich abgeſchnitten in der Vergangenheit. Kann man es da der Gegenwart verdenken, wenn ſie ſich nicht damit identifizieren läßt?

Iſidor bleibt Iſidor! Naſe iſt Naſe. Das kommt weder vom Klima noch von den ökonomiſchen Verhältniſſen. Es gibt lange und kurze Naſen, breite und ſchmale, geſchwungene und ſtumpfe, ſpitze und

platte, rote, blaue und grüne; man könnte ein Buch über Naſen ſchreiben, ein intereſſantes, lehr- und aufſchlußreiches Buch. Darin müßte eine Naſe verzeichnet werden, die es nur einmal gibt, eine hiſtoriſche Naſe ſozuſagen, eine Naſe mit Geſchichte, mit Tradition, eine, die mehr bedeutet als bloßes Riechorgan; eine Naſe, die wahrſcheinlich vom Verſchönerungsbeirat der Natur erdacht und erfunden worden iſt; von architektoniſchem Wert, wenn man ſo ſagen darf. Dieſe Naſe kennt jeder, ohne daß man ſie nennt. Finden Sie, daß dieſe Naſe ſich richtig verhält? Ich ſage ja. Dieſe Naſe iſt nicht meine Naſe. Aber trotzdem könnte meine Naſe es nicht beſſer mit uns meinen als dieſe Naſe.

Am 5. Mai 1927 wurden wir als Partei verboten. Proſt Naſe! Das Verbot dauerte ein ganzes Jahr. Als es aufgehoben wurde, waren wir dreimal ſo ſtark, wie als es erlaſſen wurde. Man zerrte uns während des Verbots Dutzende Male vor den Kadi, wir bekamen Geld- und Gefängnisſtrafen die Menge. Wir kannten uns kaum noch in unſeren eigenen Prozeſſen aus, unſere Namen wurden durch die Öffentlichkeit gezerrt, jeder Huſten von uns wurde peinlich genau in der Journaille regiſtriert. Man verbot uns den Mund und flocht damit einen unverdienten Lorbeerkranz um unſere Stirne. Ergebnis: Berlin begann von uns zu ſprechen. Wir machten als Bäckerdutzend mehr von uns reden als die anderen großen Parteien. Die Öffentlichkeit trat uns entgegen mit Haß oder Liebe, niemals aber mit jener ſtumpfen Gleichgültigkeit, die jeder Entwicklung den Tod bringt.

Einer ſchwang über uns den Knüppel, wir ſagten: „Danke ſchön, es tat nicht allzu weh!“, aber wir wurden unter ſeinen Schlägen hart und bedingungslos. Als das Maß unſerer Sünden voll war, bewilligte der Reichstag eine Amneſtie, 68 Verfahren und Strafen wurden gnädigſt niedergeſchlagen und erlaſſen. Wir ſtrichen den Ruhm ein und die Naſen die Blamage.

Finden Sie, daß Iſidor ſich richtig verhalten hat?

Proſt Naſe! Wir ſind nicht ſo. Wir ſchwingen nur gegen den die Narrenpeitſche, von dem wir wiſſen, daß er ſich darüber grün und blau ärgert. Und hier glauben wir das zu wiſſen.

Die Politik, die die roten Kaiſer von Berlin bis jetzt gegen uns betrieben haben, iſt falſch geweſen. Wir raten den Herren, ſie einer ernſten Reviſion zu unterziehen. Sie war diktiert von perſönlichem Haß, nicht von jener eiskalten, nüchternen Logik, die zur rechten Zeit

die rechten Entſchlüſſe faßt, ſachlich, ſtreng und mathematiſch ſicher. Man wollte aus raſſiſchen Minderwertigkeitskomplexen heraus Rache an uns nehmen, man tat das im Zorn, im Eifer, im Durſt nach Blut, im Rauſch der Macht. Man bot dabei ſchwache Stellen, und da haben wir unbarmherzig hineingeſchlagen, nüchtern, kalt lächelnd, grauſam und berechnend. Mit jener meſſerſcharfen Logik, die der Revolutionär als ſtetes Unterpfand zum letzten Siege dem Satten voraus hat. Rache iſt ein Gericht, das wird kalt genoſſen. Je leichtſinniger die Naſen das vergaßen, um ſo tiefer grub es ſich in unſere Hirne und Herzen ein. Unſere Rache heißt Erfolg. Er iſt verbürgt in unſerem Glauben an die gute Sache, im Können unſerer Köpfe, im Fanatismus unſerer Fäuſte, im Opfermut der Gefolgſchaft und im draufgängeriſchen Heroismus derer, die an der Spitze ſtehen.

Dazu kommt als ausſchlaggebender Faktor: die Dummheit unſerer Gegner. Nur weiter ſo!

Ich finde, daß Iſidor ſich richtig verhält. 29. Oktober 1928.

Rund um den Alexanderplatz

„Iſidor: das iſt kein Einzelmenſch, keine Perſon im Sinne des Geſetzbuches."

„Iſidor: das iſt kein Einzelmenſch, keine Perſon im Sinne des Viſage. Iſidor iſt das von Feigheit und Heuchelei entſtellte Ponim der ſogenannten Demokratie, die am 9. November 1918 leere Throne eroberte und heute über unſeren Häuptern den Gummiknüppel der freieſten Republik ſchwingt.

Iſidor heißt zu Deutſch: das Geſchenk des Oſtens. Kein Name charakteriſiert das Deutſchland von heute ſo treffend wie dieſer."

So beginnen wir unſer „Buch Iſidor". Der Berliner Polizeivizepräſident Dr. Bernhard Weiß, der bekanntlich der Sohn eines Synagogenvorſtehers iſt, hat alle Minen ſpringen laſſen, um dieſes Buch zu beſchlagnahmen. Er fühlte ſich nämlich ganz zu Unrecht dadurch betroffen und befand ſich dabei in der Rolle jenes Mannes, der in einer großen Menſchenmenge den Ruf „Iſidor" hörte und laut „hier!" rief, obzwar er Bernhard hieß.

Es iſt ihm vorbeigelungen. Das Buch bleibt frei. Es gibt noch Richter in — München.

Was ſagt ihr dazu? Und daß ein bayeriſches Schwurgericht in

einem Prozeß, den beſagter Polizeivizepräſident gegen einen führenden Parteigenoſſen anſtrengte, als wahr unterſtellt, daß er die nationalſozialiſtiſche Bewegung in Berlin hemmungslos verfolgt? Das ſind Sachen! Es hagelt dieſem Auserwählten in letzter Zeit derartig krachend ins Kontor, daß man meinen ſollte, er und ſeine Brotgeber hätten bald genug davon.

Das war ſo eine ſchwierige Geſchichte dazumal, als in der „Berliner Illuſtrierten" ein ſchreckliches Bild einer Femegerichtsſitzung „der Ritter vom feurigen Kreuz" erſchien. Warum mußte es auch ſo bald und ſo unwiderleglich herauskommen, daß das Berliner Polizeipräſidium dieſes Bild auf Geheiß ſeines jüdiſchen Vize von ſeinen Beamten hatte ſtellen laſſen.

Von da ab wollte ihm nichts mehr gelingen.

Aus dieſem Polizeipräſidium kam am 5. Mai 1927 das Verbot der NSDAP. mit einer Begründung, die jedem juriſtiſchen Prüfling die Note 5 eingetragen hätte. Wir proteſtierten; der Einſpruch liegt heute noch — es iſt faſt ſchon zwei Jahre her — beim Oberverwaltungsgericht. Herr Dr. Bernhard Weiß regiert weiter.

Im Kölling-Hoffmann-Prozeß beklecherte ſich dieſer edle Vertreter des novemberlichen Deutſchlands ſeine Weſte derartig mit Kaffeeflecken, daß es einen Hund erbarmen konnte. Es war einfach zum Weinen. Die nationalen Blätter ſchlugen einen Mordslärm, und ſelbſt die Judenpreſſe wußte nichts Beſſeres zu tun, als betreten zu ſchweigen. Der bekannte Sturm der Entrüſtung ging durch die deutſche Öffentlichkeit. Hoffmann machte eine freundliche Verbeugung und warf der Demokratie den Bettel vor die Füße. Aber Herr Dr. Bernhard Weiß regiert weiter.

Seine eigene Schupo verprügelt ihn bei einer Kommuniſten-Demonſtration. Die wackeren grünen Soldaten können unmöglich eine Ahnung davon haben, daß das ihr Polizeipräſident iſt. Der Betroffene entblößt vor der Öffentlichkeit ſeinen ſtriemenüberdeckten Rücken, und die Judenpreſſe kommentiert ſchluchzend: „Sehet, welch ein Menſch!" Durch ganz Deutſchland dröhnt ein homeriſches Gelächter der Schadenfreude.

Die Sage von ſeinem überentwickelten Naſenprofil dringt nun ſelbſt in die Aſphaltpreſſe. Wir ſahen in der „Nachtausgabe" ſeine Karikatur, handfeſt und ſicher gezeichnet von einem ſeiner Raſſegenoſſen, daher durchaus authentiſch und unverdächtig. Hätten wir

ihn ſo gebracht, er hätte uns wieder einmal vor den Kadi geſchleppt. Wir ſahen ihn im „Modeſpiegel“ des „Berliner Tageblatts“. So gemein haben ſelbſt wir ihn niemals dargeſtellt, wie er hier von der Miſchpoche gezeichnet wurde. Und dabei ſo natürlich. Er küßt gerade einer Filmdiva die Hand, das heißt er verſucht das, ohne vor lauter Naſe dazu zu kommen.

Dieſer Mann ſteht an der Spitze der reichshauptſtädtiſchen Polizei, kommandiert, ich weiß nicht wieviel zehn Regimenter Schupo, iſt bei jedem Ball und jedem Empfang als Repräſentant der Reichsmetropole dabei und ſpricht im Namen von viereinhalb Millionen deutſchen Berlinern. Unter ſeiner Führung iſt die Berliner Polizei zur Knüppelgarde geworden.

Wir haben dieſes ſkandalöſe Syſtem ſeit drei Jahren auf das erbittertſte bekämpft und müſſen nun zu unſerem innigſten Bedauern erfahren, daß heute ſelbſt in Kreiſen, die uns weltweit fernſtehen, die Überzeugung ſich Bahn bricht, daß Herr Dr. Bernhard Weiß anfängt, fürchterlich zu werden.

Wird man ihm demnächſt den Laufpaß geben? Wir hörten davon. Wenn ja, warum? Wer verdirbt uns ſo das Konzept und erledigt Aufgaben, die wir uns vorbehalten möchten? 11. März 1929

An der Klagemauer

Es geſchehen noch Zeichen und Wunder in Deutſchland. Das Reichsgericht in Leipzig hat zu Recht entſchieden, daß die Bezeichnung Jude für einen Juden — keine Beleidigung darſtellen könne, und eine dahingehende Klage des Berliner Polizeivizepräſidenten Dr. Weiß zurückgewieſen. Es könne, ſo meinte der hohe Gerichtshof, unmöglich angehen, daß ein Jude ſich dadurch beleidigt fühle, daß man ihn eben einen Juden nenne, gleich ſo wie ein Katholik eben ein Katholik und ein Proteſtant eben ein Proteſtant ſei und ſie anſtandslos als ſolche auch bezeichnet werden dürften.

In der Tat, ein geradezu revolutionär anmutender Urteilsſpruch, ein Urteilsſpruch, der alle geheiligten demokratiſchen Traditionen einfach über den Haufen wirft. Das war kein Salomon, der da in Leipzig Recht geſprochen hat, und wenn wir gut unterrichtet ſind, dann wird es mit ſeiner Karriere ſehr bald getan ſein. Wohin ſollte das auch führen, wenn man in der Republik alles ſo benennen darf, wie es ausſieht: Barmat einen Schieber, die hohen Würdenträger, die ſich von

ihm aushalten und bestechen ließen, pflichtvergessene und ehrlose Lumpen, die Demokratie organisierten Müßiggang und form- und systemgewordene Korruption, das Parlament einen Augiasstall, dessen Mistgeruch geradezu gegen den Himmel stinkt? Welche Perspektiven eröffnen sich da lüsterner und erfolgshungriger Oppositionsdemagogie! Wo ward es je erhört, daß man so und ungestraft mit dem seit dem November 1918 verankerten Recht einer Handvoll gewerbsmäßiger Betrüger Schindluder treiben könnte?

Und doch hat sich dieser hohe Gerichtshof ein Verdienst erworben: er hat die von den Juden selbst zu Beweis erhobene Inferiorität ihres eigenen Daseins kaltlächelnd wegdisputiert. Und wenn die deutsch geschriebene Börsenpresse ob dieses Urteilsspruches in die vorschriftsmäßige republikanische Entrüstung verfiel und in die gesamte Kulturmenschheit hineinschmetterte, diese Begründung sei im höchsten Grade antisemitisch, und, da das ja im Novemberdeutschland damit identisch ist, staatsgefährlich, so meinen wir, das genaue Gegenteil davon feststellen zu können. Wir glauben, daß nicht der Richter antisemitisch sei, der die Klage eines Juden, den man einen Juden nannte, zurückweist, sondern eben dieser Jude selbst. Beleidigen kann mich immer nur jemand, der mir etwas nachsagt, was ich nicht bin oder nicht an mir habe, und selbstverständliche Voraussetzung dabei ist, daß ich, träfe das mir Nachgesagte zu, darin etwas Ehrenrühriges erblickte. Will Herr Dr. Weiß etwa behaupten, er sei kein Jude, und wenn nein, will er dann etwa unterstellen, daß Judesein etwas Minderwertiges bedeutet? Wenn ja, warum schlägt er uns, die wir Antisemiten sind? Er stempelt sich ja durch diese Praktiken selbst zum blindwütigsten Judengegner.

Wie herrlich weit haben wir es schon gebracht: unsere unermüdliche Aufklärungsarbeit über die innere Wesenheit des Juden hat in den breiten Volksmassen schon so erstaunlich gewirkt, daß keiner mehr Jude sein will, nicht einmal der, dem man's ansieht, und so man sich darauf versteht, auch anriecht. Sie alle hängen sich den Mantel der Staatsangehörigkeit um, binden sich die Maske der Mitbürgerschaft vor und singen laut im Chorus: Ich bin ein Deutscher! Unangenehm, wenn dann so ein Rassefanatiker kommt und dem falschen Siegfried die Tarnkappe herunterreißt.

Herr Dr. Weiß ist sichtlich vom Pech verfolgt. Der Fall Kölling-Hoffmann, das striemenüberdeckte Rendezvous mit seiner eigenen

Knüppelgarde, die Sache mit Selma Cohn, das iſt ja einfach Puppe, würde der Berliner ſagen. Und nun noch dieſe blamable Abfuhr in Leipzig. Sic transit gloria mundi!

Als wir in Berlin mit der Arbeit anfingen, da war er noch in weiteſten Kreiſen unbekannt und führte ſein griechiſches Profil unter Ausſchluß der Öffentlichkeit ſpazieren. Und heute? Jedes Kind kennt ihn. Auf der Straße die Schuſterjungen rufen ihm nach: „Iſt das nicht der Mann, der es fertigbrachte, ſich ſelbſt zum Geſpött der Menſchheit zu machen?“ Wie könnte es auch anders ſein? Der Dr. Weiß gehört zu jenen beneidenswerten Exemplaren menſchlicher Spezies, die keinen Spaß vertragen können. Er iſt ein gänzlich humorloſes Lebeweſen. Wenn ihm jemand auf die Hühneraugen tritt, dann wartet er nicht ab, ob dieſer jemand freundlich oder höhniſch lächelnd Pardon ſagt, ſondern er läuft gleich zum Staatsanwalt und petzt. Wir kennen ihn eigentlich nur greinend und flennend an der Klagemauer. Ja, mehr noch, wenn ihn irgendwo der Schuh drückt, dann glaubt er, es habe ihn einer auf die Hühneraugen getreten, und da er von vornherein davon überzeugt iſt, daß dafür nur wir in Frage kommen — wer ſollte ſich auch anders dazu verſtehen —, geht er hin und klagt. Er kann ſich das leiſten. Die Republik bezahlt ſeine Beleidigungsprozeſſe.

Dabei bemerkt er gar nicht, wie unſäglich lächerlich die Rolle iſt, die er ſelbſt dabei ſpielt. Er petzt, weil man ihn Jude nennt, obſchon er einer iſt, er flennt, weil man ihn ..... ruft, obſchon er ſo ausſieht, als hieße er ſo, und er ſich eigentlich nur pro forma auf ſeinen amtlich geſchützten und ſtaatlich patentierten Namen „Bärenherz“ berufen kann. Und dann ſteht er an der Klagemauer und weint.

Und umgekehrt iſt er ſelbſt gar nicht ſo zimperlich, wenn er auf die andern einſchlägt. Wir verargen ihm das nicht, da wir darin nur einen Beweis dafür ſehen, daß unſere Hiebe geſeſſen haben, und daß der Empfänger wütend iſt. Er nannte mich beiſpielsweiſe kürzlich in der C.V.-Zeitung „einen der übelſten antiſemitiſchen Hetzapoſtel“. Danke ſchön! Ich kann alſo feſtſtellen, daß er ſich geärgert hat.

Nun aber ſollte ich mich einmal unterſtehen, den Spieß umzudrehen, und etwa behaupten, Herr Dr. Bernhard Weiß ſei „einer der übelſten Juden, die in Deutſchland Gaſtfreundſchaft mißbrauchen“.

Ich wette tauſend gegen eins: morgen ſtände er wieder an der Klagemauer.

6. Mai 1929.

Die Juden

Sie hatten das Kriegsgeſchäft gemacht, um in das größere Geſchäft der Revolution hineinzuſteigen. Sie wurden die Vertrauensleute, Geldgeber und Gaſtgeber der ſozialdemokratiſchen Miniſter. Parvus-Helphand, Kutisker, Sklarz, Sklarek, Barmat — ihre Namen phosphoreſzierten von Fäulnis. Alles, was ſie anfaßten, wurde faul.

Sie verſchenkten goldene Zahnſtocher und abgelegte Schlafanzüge an hohe Beamte.

Sie erleichterten Staatsbank und Stadtbank um Millionen.

In den Büchern der Gebrüder Sklarek fand man 15 000 Anzugskonten für Beamte der Stadt Berlin, Konten, die nur zu einem Bruchteil oder niemals beglichen wurden.

Sie brachten Mobilien und Immobilien in ihren Beſitz; ganze Stadtviertel gehören ihnen noch heute.

Theater, Ausſtellungen, Filmbühnen, Zeitungen und Rundfunk redeten ihre Sprache.

Berlin W wurde ihre Reſidenz.

Als die Nationalſozialiſten vorrückten, erhob ſich der jüdiſche Klageruf: Im Namen der Menſchlichkeit!

Aber menſchlich und politiſch gab der Nationalſozialismus ſchon damals die Antwort, die ihnen heute das ganze Volk gibt.

Der Jude

Über alle Fragen wird in Deutſchland offen diskutiert, und jeder Deutſche nimmt für ſich das Recht in Anſpruch, ſich in allen Fragen ſo oder ſo zu entſcheiden. Der eine iſt Katholik, der andere Proteſtant, der eine Arbeitnehmer, der andere Arbeitgeber, der Kapitaliſt, der Sozialiſt, der Demokrat, der Ariſtokrat. Eine Feſtlegung nach dieſer oder jener Seite hat für den Zeitgenoſſen nichts Entehrendes an ſich. Sie geſchieht in aller Öffentlichkeit, und wo die Gegenſätze noch unklar und verworren erſcheinen, da reinigt man ſie durch Diskuſſionen in Rede und Gegenrede. Einzig ein Problem iſt dieſer öffentlichen Behandlung entzogen, und es wirkt ſchon aufreizend, es nur zu nennen: die Judenfrage. Sie iſt tabu in der Republik.

Gegen alle Injurien iſt der Jude immuniſiert: Lump, Paraſit, Betrüger, Schieber, das läuft an ihm herab wie Waſſer an der Teerjacke. Nenne ihn Jude, und du wirſt mit Erſtaunen feſtſtellen, wie er aufzuckt, wie er betroffen wird, wie er plötzlich ganz klein in ſich zuſammenſinkt: „Ich bin erkannt."

Es iſt zwecklos, ſich gegen den Juden zu verteidigen. Er wird blitzſchnell aus ſeiner Sicherheit zum Angriff vorgehen und mit ſeiner Rabuliſtik alle Mittel der Verteidigung beim Gegner zerbrechen.

Schnell macht er aus dem Gegner das, was der eigentlich an ihm bekämpfen wollte: den Lügner, den Unfriedenſtifter, den Terroriſten. Nichts wäre falſcher, als wollte man ſich dagegen verteidigen. Das möchte der Jude ja. Er erfindet dann täglich neue Lügen, gegen die ſich ſein Gegner nunmehr zur Wehr ſetzen muß, und das Ergebnis iſt, er kommt vor lauter Rechtfertigung nicht zu dem, was der Jude eigentlich fürchtet: ihn anzugreifen. Aus dem Angeklagten iſt nun der Ankläger geworden, und der drückt mit viel Geſchrei den Ankläger in die Anklagebank hinein. So ging es bisher immer, wenn ein Menſch oder eine Bewegung ſich unterſtand, den Juden zu bekämpfen. So auch würde es uns gehen, wären wir nicht bis ins letzte über ſeine Weſenheit orientiert, und hätten wir nicht den Mut, aus dieſer Erkenntnis unſere radikalen Schlüſſe zu ziehen. Und die ſind:

1. Man kann den Juden nicht poſitiv bekämpfen. Er iſt ein Negativum, und dieſes Negativum muß ausradiert werden aus der deutſchen Rechnung, oder es wird ewig die Rechnung verderben.

2. Man kann ſich mit dem Juden nicht über die Judenfrage auseinanderſetzen. Man kann ja doch niemandem nachweiſen, daß man das Recht und die Pflicht habe, ihn unſchädlich zu machen.

3. Man darf dem Juden im Kampf nicht die Mittel zubilligen, die man jedem ehrlichen Gegner zubilligt; denn er iſt kein ehrlicher Gegner; er wird Großmut und Ritterlichkeit nur dazu ausnutzen, ſeinen Feind darin zu fangen.

4. Der Jude hat in deutſchen Fragen nicht mitzureden. Er iſt Ausländer, Volksfremder, der nur Gaſtrecht unter uns genießt, und zwar ausnahmslos in mißbräuchlicher Weiſe.

5. Die ſogenannte religiöſe Moral des Juden iſt keine Moral, ſondern eine Anleitung zum Betrug. Deshalb hat ſie auch kein Anrecht auf Schutz und Schirm der Staatsgewalt.

6. Der Jude iſt nicht klüger als wir, ſondern nur raffinierter und geriſſener. Sein Syſtem kann nicht wirtſchaftlich — er kämpft ja wirtſchaftlich unter ganz anderen Moralgeſetzen als wir —, ſondern nur politiſch gebrochen werden.

7. Ein Jude kann einen Deutſchen gar nicht beleidigen. Jüdiſche Verleumdungen ſind nur Ehrennarben für einen deutſchen Judengegner.

8. Der Wert eines deutſchen Menſchen oder einer deutſchen Bewegung ſteigt mit der Gegnerſchaft des Juden. Wird jemand vom Juden bekämpft, ſo ſpricht das abſolut für ihn. Wer nicht vom Juden verfolgt oder gar von ihm gelobt wird, der iſt nutzlos und ſchädlich.

9. Der Jude beurteilt deutſche Fragen immer vom jüdiſchen Standpunkt aus. Deshalb iſt meiſt das Gegenteil von dem, was er ſagt, richtig.

10. Man muß zum Antiſemitismus ja oder nein ſagen. Wer den Juden ſchont, der verſündigt ſich am eigenen Volk. Man kann nur Judenknecht oder Judengegner ſein. Die Judengegnerſchaft iſt eine Sache der perſönlichen Sauberkeit.

Mit dieſen Grundſätzen hat die judengegneriſche Bewegung Ausſicht auf Erfolg. Und eine ſolche Bewegung wird vom Juden deshalb auch nur ernſt genommen und gefürchtet.

Daß er dagegen lärmt und aufbegehrt, iſt nur ein Beweis dafür, daß ſie richtig iſt. Wir freuen uns deshalb darauf, umgehend auf dieſe Zeilen in den jüdiſchen Gazetten die diesbezügliche Quittung zu finden. Man mag dort Terror ſchreien. Wir antworten darauf mit dem bekannten Wort Muſſolinis: „Terror? Niemals! Es iſt Sozialhygiene. Wir nehmen dieſe Individuen aus dem Umlauf, wie ein Mediziner einen Bazillus aus dem Umlauf nimmt."

21. Januar 1929.

Prozeſſe

Ein Sechzigmillionenvolk hält geſchloſſen, Mann und Weib, Greis und Knabe, einer ganzen Welt von Feinden Stand und bietet dem Vernichtungswillen brutalſter Gegner bis zum Verbluten Trotz. Dieſes Volk wird nicht beſiegt durch die Waffen feindlicher Heere, ſondern erſtochen mit dem Dolch der Zwietracht, der im eigenen Lande geſchliffen wurde. Als die zehn Millionen Frontkämpfer nach Hunger, Opfer und namenloſer Hingabe ins Vaterland zurückfluten, da finden ſie den Dank derer, die zu Hauſe blieben:

Haß, Verleumdung, Schmach und Verrat.

Neue Gewalthaber ſetzen ſich auf die leeren Throne, die kampflos von denen verlaſſen wurden, die nicht beſſer waren als die, die ſie nun einnehmen. Betrug und Korruption und eine kapitaliſtiſche Ausbeutung legen ſich wie ein Alpdruck auf dieſes Heldenvolk, und bald iſt alles das vertan, was die Väter einſt erarbeiteten im Schweiß der Stirne. Tauſende und Hunderttauſende von oſtjüdiſchen Schiebern ſchleichen wie eine Landplage über die Grenze: als arme, verlauſte Lümpchen kommen ſie, und nach zwei Jahren ſind ſie große Lumpen, avanciert zu Börſenmagnaten, und ſie beſitzen nunmehr Haus und Hof derer, die ſie von Haus und Hof vertrieben, ſind Freunde der höchſten Würdenträger und tun ſo, als wenn ſie ſeit jeher Herren in dieſem Lande geweſen wären und die anderen, die Blut und Leben dafür einſetzten, ihre Knechte.

Einer treibt es gar zu toll: Selbſt die ihm feile Preſſe kann nicht mehr umhin, ſeine Skandale zu nennen: man zitiert ihn vor die Inſtanz, von der man einmal mit Stolz und Zuverſicht ſagte: „Es gibt noch Richter in Berlin!" Er jammert und winſelt, was

er alles für dieſes Volk — beſſer hätte er geſagt an dieſem Volk — getan habe. Man iſt milde und verurteilt ihn zu einer lächerlich geringen Strafe. Heute erholt er ſich in der Charité von ſeinen Raubzügen gegen das deutſche Volk.

Iwan Boruch Kutisker! Ein Jude!

Ein anderer verſteht ſich beſſer auf den Rummel. Er macht Miniſter und ehemalige Reichskanzler — der erſte Reichskanzler dieſes Volkes hieß Otto von Bismarck — zu ſeinen Buſenfreunden, ſchenkt höchſten Würdenträgern abgelegte Schlafanzüge und gebrauchte goldene Zahnſtocher zum Andenken und macht ſie ſich damit gefügig. Sein Syſtem iſt ſo geriſſen, daß ſelbſt der Liſtigſte ſich nicht mehr auskennt darin. Und als die Sache zum Klappen kommt, da füllen im Handumdrehen ſeine Heldentaten am deutſchen Volk über vierzig Aktenbände. Der Prozeßfilm läuft nun ſchon über ein halbes Jahr ab. Das Ende wird ſein: das Volk hat vergeſſen, und der Angeklagte wird freigeſprochen.

Julius Barmat! Ein Jude!

In einer Nacht legt einer aus Geldſucht Bolzen auf eine Eiſenbahnſtrecke. Ein internationaler D-Zug findet hier ein kurzes Ende: Dutzende von Menſchenleben bleiben dabei. Man macht dieſem Burſchen den Prozeß. Die kochende Volksſeele fordert ſeinen Tod. Man tut ihr Genüge und ſpricht auf Tod. Ganz klein berichten die Zeitungen nach einigen Monaten, daß man ihn begnadigte:

Otto Schleſinger! Ein Jude!

Es gibt einige, die nicht ſo leicht vergeſſen. Sie tun ſich zuſammen und ſchreiben auf ihre Freiheitsfahne das ſtolze Wort: Arbeit und Brot! Man lacht ſie aus. Als das nichts hilft, ſchickt man den roten Terror gegen ſie. Als ſie mit den Fäuſten zur Abwehr bereitſtehen, da ſchreit die feile Journaille: Terror! Mord! Aufruhr! Verbieten! Verbieten!

Man verbietet ſie! Nichts iſt leichter als das. Aber dieſe deutſchen Einfaltsmenſchen ſind der irrigen Meinung, das ſei kein Recht, wie es ſie die Väter lehrten. Einmal laufen ihnen ein paar von dieſen aſiatiſchen Wüſtenwanderern in die Quere, und als die ihnen, den deutſchen Proleten und Frontkämpfern, zum Hunger und zur Verachtung noch den Hohn ins Geſicht ſchleudern, da ſchlagen ſie, wie ehedem Michael Kohlhaas, mit der Fauſt darein.

Die Schieber rufen: Pogrom! in ihren feilen Gazetten. Deutſche Richter ſitzen ſtreng thronend zu Gericht. Das Urteil wird diktiert unter dem Gebot der Straße:

Neun Monate Gefängnis! Und die Journaille meint, das ſei noch zu niedrig.

Du ſollſt keine Rache nehmen an deinen Vernichtern!

Max Hennig, Siegfried Jeuner, viele andere!

Deutſche Arbeiter!

Es gibt keine Richter mehr in Berlin!

11. Juli 1927.

Knorke!

Was iſt knorke? Knorke iſt zweimal ſo dufte wie ſchnafte, wird der Berliner zur Antwort geben. Aber was iſt dufte und was iſt ſchnafte? fragt der Mann aus der Provinz. Da wird ihm der Berliner ſagen, daß man das mit Worten nicht erklären kann, das läßt ſich nur durch Beiſpiele und Situationen illuſtrieren. Dieſe kleinen herzigen Adjektiva ſind auf Berliner Boden gewachſen und können von dort nirgendwohin verpflanzt werden. Jedes Kind wendet ſie hierzulande an, richtig, kernig, ulkig und ſchlagfertig. Aber was das überſetzt heißt, das vermag niemand zu ſagen. Das muß man fühlen. Und wer das nicht fühlt, der iſt eben doofer als doof.

Knorke iſt die Rede des Grafen Pückler, die er in Berlin kurz vor ſeiner Internierung in einer Irrenanſtalt gehalten hat, und die mir — ich verdanke es einem reinen Zufall — im Wortlaut vorliegt. Dieſes ſeltſame Gemiſch von richtigen und falſchen Erkenntniſſen, dieſe ſchneidige Art, mit den Vernichtern des deutſchen Volkes Schlitten zu fahren, dieſe unbekümmerte Methode, die kaiſerlichen Behörden auf den Arm zu nehmen und die hohe Polizei zu verkohlen, dieſe herzliche, dreiſte, gottvolle, naive und durch keinerlei Sachkenntnis belaſtete, draufgängeriſche und tapfere Abrechnung mit dem Hebräer, der beim Kaiſer zu Tiſch ſitzt und auch im alten Reich, wenn auch noch unerkannt für den geiſtigen Mittelſtand, das Heft in der Hand hatte, und dann die „programmatiſchen" Maßnahmen, die der im Volksmund als „Dreſch-Graf" bekannte rodomontierende Pückler gegen die überhandnehmende Judenpeſt empfiehlt: das iſt

alles ſo erfriſchend, ſo treu und unbekümmert, ſo labend und erquikkend, daß man dafür eben nur eine Bezeichnung finden kann: knorke!

Nichts liegt uns ferner, als uns damit zu identifizieren. Aber das iſt eine hiſtoriſche Reminiſzenz, die den Kenner innig ſchmunzeln läßt, und darüber hinaus: es iſt doch was. Kein Programm, aber ein perſönlicher Zornesausbruch, der zwar mittelalterlich anmutet, aber ſonſt doch nicht ſo ohne iſt. Wir fühlen uns dabei erhaben über bürgerliche Ängſte. Es iſt ja heute ſo, daß der Spießer ſein eigenes Vaterland, ſeine Ehre und ſein Volkstum jahrzehntelang beſchmutzen und verleumden läßt, daß er ruhig zuſchaut, wie ſeine eigenen Volksbrüder durch ein mordendes Staats- und Wirtſchaftsſyſtem allmählich abgeſchächtet und auf allen Gebieten enteignet werden, daß aber derſelbe Spießer in heilige moraliſche Entrüſtung verfällt, wenn ſich der in den breiten Maſſen geſammelte Volkszorn ganz gegen den Willen der verantwortlichen Führer einmal Luft macht und rächende Vergeltung übt an den Urhebern und Nutznießern des großen Unglücks.

„Ich gebe euch zurück das gute Gewiſſen und den ehrbaren Namen. Ich gebe euch zurück das deutſche Vaterland und die Begeiſterung für das Gute und Schöne. Ich gebe euch zurück das deutſche Haus, den deutſchen Herd und die deutſche Familie. Ihr ſeid Sozialiſten, aber ihr ſollt trotzdem deutſch ſein bis auf die Knochen. Ihr kämpft mit aller Energie gegen die Feinde des Vaterlandes. Ihr kämpft gegen die gemeinen Wucherer und Gauner, die jahrein, jahraus Tauſende von deutſchen Familien ins Elend ſtürzen. Ihr kämpft aber auch gegen die gewiſſenloſen Höflinge und gegen den Kaiſer, gegen die verbummelte und verkommene Hofgeſellſchaft! Ihr ſeid die Retter des Vaterlandes, ihr ſeid die einzigen, auf die man ſich heute noch verlaſſen kann!“

So ſpricht Graf Pückler lange vor dem Kriege zu deutſchen Arbeitern. Iſt das nicht knorke?

„Ich habe mir ſo ein kleines Schema ausgedacht, wie ich mir ungefähr bei einer kommenden Umgeſtaltung die Löſung der Judenfrage denke: Dieſes Schema lautet folgendermaßen:

Paragraph 1. Jeder Jude darf bei der kommenden Abrechnung durchgehauen werden.

Paragraph 2. Jeder freche und unverſchämte Jude wird aus Deutſchland herausgeſchmiſſen.

Paragraph 3. Jüdiſche Rechtsanwälte werden bei der kommenden Abrechnung in die Spree geworfen, dort, wo ſie am tiefſten iſt, damit die Lümmels von außen ſo ſchwarz werden, wie ſie von innen ſind. Denn ſchwarz wie der Deibel iſt die Seele dieſer gottvergeſſenen Halunken.

Meine Herren, wenn wir nach dieſem ſchneidigen Programm hier in Berlin verfahren, dann ſind wir die Bande bald los. Ich gebe Ihnen meine heilige Verſicherung, Keile und Dreſche ſind den Aſiaten auf die Dauer ſcheußlich unangenehm."

Ein Judenprogramm? O nein! Eine falſche, eine unannehmbare, eine barbariſch-mittelalterliche Methode, wogegen wir uns ſeit Jahren auf das heftigſte zur Wehr ſetzen, und zwar deshalb, weil ſie erfolglos iſt, weil ſie den Antiſemitismus diskreditiert. Aber abgeſehen von Programm und Methode, Hand aufs Herz und der Wahrheit die Ehre: Iſt das nicht knorke? Iſt das nicht zweimal ſchnafte, daß ſolche Töne vor dem Kriege von einem verrückten Außenſeiter in der Reichshauptſtadt angeſchlagen wurden?

Und da will man uns als brutal und blutrünſtig verſchreien, die wir ſo ſanft, ſo demütig, ſo human und gottesfürchtig ſind? Was würdet ihr ſagen, wollte einer von uns in dieſem Stil gegen den Hebräer zu Felde ziehen? Seid dankbar, daß wir ſo gebildete, anſtändige und honette Leute ſind.

Aber das laſſen wir uns nicht nehmen: an dieſem tollen Grafen unſere helle hiſtoriſche Freude zu haben. Er war doch ein Kerl in ſeiner knochenerweichten Zeit. Ein Kerl, der Mut hatte, der auch gegen das Kaiſerhaus zu Felde zog, einer, der Unſinn machte und Blödſinn ſchwätzte, aber uns doch tauſendmal lieber iſt als all die Kreaturen, die vor lauter Zartheit das Vaterland verkommen ließen.

Dieſer Graf Pückler war übriggeblieben aus dem Mittelalter. Er ſchlug Methoden vor, die im Dreißigjährigen Krieg angewandt werden konnten, als die Menſchen noch roh, gemein, brutal und inhuman waren.

Aber daß ſo ein Kerl ſich noch einmal ins zwanzigſte Jahrhundert verirrte, das iſt doch knorke: Nehmt alles nur in allem!

28. Januar 1929.

Warum ſind wir Judengegner?

Wir ſind Judengegner, weil wir Verfechter der Freiheit des deutſchen Volkes ſind. Der Jude iſt Urſache und Nutznießer unſerer Sklaverei. Er hat die ſoziale Notlage der breiten Volksmaſſen dazu mißbraucht, die unſelige Spaltung zwiſchen rechts und links innerhalb unſeres Volkes zu vertiefen, aus Deutſchland zwei Hälften gemacht und damit den eigentlichen Grund zum Verluſt des großen Krieges auf der einen und zur Verfälſchung der Revolution auf der anderen Seite gelegt.

Der Jude hat gar kein Intereſſe an der Löſung der deutſchen Schickſalsfragen. Er *kann* das gar nicht haben. Denn er lebt ja davon, daß ſie ungelöſt ſind. Macht aus dem deutſchen Volke eine einzige Gemeinſchaft und gebt ihr die Freiheit vor der Welt, der Jude hätte keinen Platz mehr unter uns. Er hat alſo die beſſeren Trümpfe in der Hand, wenn ein Volk in innerer und äußerer Sklaverei lebt, als wenn es frei, tüchtig, ſelbſtbewußt und geſchloſſen iſt. Der Jude hat unſere Not verſchuldet, und heute lebt er davon.

Das iſt der Grund, warum wir als Nationaliſten und Sozialiſten Judengegner ſind. Der Jude hat unſere Raſſe verdorben, unſere Moral angefault, unſere Sitte unterhöhlt und unſere Kraft gebrochen. Ihm verdanken wir's, daß wir heute die Parias der ganzen Welt ſind. Solange wir Deutſche waren, war er ausſätzig unter uns. Da wir unſer Deutſchtum vergaßen, triumphierte er über uns und unſere Zukunft.

Der Jude iſt der plaſtiſche Dämon des Verfalls. Wo er Unrat und Fäulnis wittert, da taucht er aus dem Verborgenen auf und beginnt ſein verbrecheriſches Schächtwerk an den Völkern. Er kleidet ſich in die Maske derer, die er betrügen will, tut gut Freund mit ſeinen Opfern, und ohne daß der Argloſe es merkt, hat er ihm ſchon das Genick gebrochen.

Der Jude iſt unſchöpferiſch. Er produziert nicht, er handelt nur mit Produkten. Mit Lumpen, Kleidern, Bildern, Edelſteinen, Getreide, Aktien, Kuxen, Völkern und Staaten. Und alles, womit er handelt, hat er irgendwo und irgendwann geſtohlen. Solange er gegen einen Staat Sturm läuft, iſt er Revolutionär, ſobald er im Beſitz der Macht iſt, predigt er Ruhe und Ordnung, um in Gemächlichkeit ſeinen Raub verzehren zu können.

Was hat der Antiſemitismus mit dem Sozialismus zu tun? Ich frage umgekehrt: was hat der Jude mit dem Sozialismus zu tun? Der Sozialismus iſt die Lehre von der Arbeit. Wo ſah man ihn denn je arbeiten und nicht vielmehr plündern, ſtehlen, ſchmarotzen und von dem Schweiß der anderen leben? Wir ſind als Sozialiſten Judengegner, weil wir im Hebräer die Inkarnation des Kapitalismus, das heißt des Mißbrauchs mit den Gütern des Volkes ſehen.

Was hat der Antiſemitismus mit dem Nationalismus zu tun? Ich frage umgekehrt: Was hat der Jude mit dem Nationalismus zu tun? Der Nationalismus iſt die Lehre vom Blut, von der Raſſe. Der Jude iſt der Feind und Zerſetzer einer blutsmäßigen Einheit, der bewußte Zerſtörer unſerer Raſſe. Wir ſind als Nationaliſten Judengegner, weil wir im Hebräer den ewigen Feind unſerer nationalen Ehre und unſerer völkiſchen Freiheit ſehen.

„Der Jude iſt doch auch ein Menſch." Gewiß, und niemand von uns hat das je bezweifelt. Wir bezweifeln nur, daß er ein anſtändiger Menſch iſt. Er paßt nicht zu uns. Er lebt nach anderen inneren und äußeren Geſetzen als wir. Daß er ein Menſch iſt, das iſt für uns nicht Grund genug, uns von ihm in der unmenſchlichſten Weiſe unterdrücken und kujonieren zu laſſen. Er iſt ein Menſch, allerdings — aber was für einer. Wenn jemand deine Mutter mit der Peitſche mitten durchs Geſicht ſchlägt, ſagſt du dann auch: „Danke ſchön, er iſt auch ein Menſch?" Das iſt kein Menſch, das iſt ein Unmenſch. Wieviel Schlimmeres hat der Jude unſerer Mutter Deutſchland angetan und tut es ihr heute noch an!

„Es gibt auch weiße Juden." Gewiß, es gibt Schweinehunde genug unter uns, die, obwohl ſie Deutſche ſind, nach unſittlichen Methoden ihre eigenen Volks- und Blutsgenoſſen unterdrücken. Aber warum nennſt du ſie weiße Juden? Du verſtehſt alſo unter Judeſein etwas Minderwertiges und Verachtenswertes. Genau ſo wie wir. Warum fragſt du uns, warum wir Judengegner ſind, der du, ohne es zu wiſſen, ſelbſt einer biſt?

„Der Antiſemitismus iſt unchriſtlich." Das heißt alſo, chriſtlich iſt demnach, den Juden weiter ſchalten und walten zu laſſen, zuzuſchauen, wie er aus unſerer Haut Riemen ſchneidet, und zum Schaden noch den Spott einzuſtecken. Chriſt ſein heißt: liebe deinen Nächſten wie dich

ſelbſt! Mein Nächſter iſt mein Volks- und Blutsgenoſſe. Liebe ich ihn, dann muß ich ſeine Feinde haſſen. Wer deutſch denkt, muß den Juden verachten. Das eine bedingt das andere.

Auch Chriſtus ſah einmal, daß man mit der Liebe nicht auskommt in allen Lebenslagen. Als er im Tempel auf die Jobber und Schieber ſtieß, da ſagte er nicht: Kindlein, liebet einander!, ſondern er nahm die Peitſche und trieb das Pack zum Tor hinaus.

Wir ſind Judengegner, weil wir uns zum deutſchen Volk bekennen. Der Jude iſt unſer aller großes Unglück.

Das ſoll anders werden, ſo wahr wir Deutſche ſind.

30. Juli 1928.

Deutſche, kauft nur bei Juden!

Warum? Weil der Jude billig, aber ſchlecht, der Deutſche preiswert, aber gut verkauft. Weil der Jude euch begaunert, der Deutſche dagegen euch redlich und ehrlich bedient. Beim Juden könnt ihr allen Schund kaufen, beim Deutſchen meiſt nur Spezial- und Qualitätsware.

Der Jude iſt euer Blutsbruder, der Deutſche euer Volksfeind. Der Jude ſchuftet für euch im Schweiße ſeines Angeſichts, der Deutſche iſt ein Faulenzer und ein Tunichtgut. Der Jude ſtand mit euch vier Jahre lang Schulter an Schulter draußen an der Front und ſetzte ſein Leben ein für Deutſchlands Ruhm und Größe, der Deutſche drückte ſich in der Etappe herum, ſaß in den Kriegsgeſellſchaften, ſchob in der Heimat. Der Jude ſtarb, damit der Deutſche leben kann. Wo wäre ein Jude zu finden, der nicht all ſein Hab und Gut durch Krieg und Revolution verloren hätte, und wo ein Deutſcher, der nicht in dieſer Zeit reich und übermütig geworden wäre? Iſt es nicht ſo: der Deutſche hat Jeſus ans Kreuz geſchlagen und der Jude hat ſeine Lehre der Liebe erſt in die Wirklichkeit umgeſetzt?

Kauft vor allem nur in jüdiſchen Warenhäuſern. Was geht euch der kleine deutſche Kaufmann an! Der ſoll nach Paläſtina gehen und da ſeine Ware feilbieten. Was will er bei uns in Deutſchland? Dieſes ewige Gejammer vom ſterbenden Kleingewerbe haben wir ſatt. Im jüdiſchen Warenhaus iſt es ſo bequem und gemütlich; billiger Schund und alles zu haben. An jeder Straßenecke ſteht ſo ein Palaſt, leuchtet in den dunklen Abend hinein, Chriſtbäume funkeln

in den lichtüberſäten Schaufenſtern, der Weihnachtsengel ſchwebt herunter aus einer Wolke von Kitſch, die Kinder jubeln und klatſchen in die Hände, und im Hintergrunde ſteht lächelnd der jüdiſche Menſchenfreund und reibt ſich die Hände von wegen dem Geſchäft. Wo iſt der deutſche Kaufmann, der ſoviel leiſtet an Geſinnungs- und Geſchäftstüchtigkeit? Der Deutſche will auch leben? Wieſo? Wie kommt er dazu? Er ſoll ſtempeln gehen wie wir alle. Warum ſoll es Deutſche geben, die es beſſer haben als wir? Iſt das nicht ein Vorrecht der Juden in Deutſchland? Warum haben wir denn eine Republik, wenn ſie nicht dem Juden gehört?

Sechshundert kleine Exiſtenzen gehen Weihnachten durch die jüdiſche Warenhauskonkurrenz allein in Berlin zugrunde! Gibt es überhaupt ſoviel freie Deutſche noch? Sei ſtill, im nächſten Jahre ſchon werden es wieder weniger ſein. In Deutſchland iſt nicht mehr viel aufzutreiben, was zugrunde gehen kann. So ſoll es auch ſein. Deutſchland den Juden! Dafür haben wir gekämpft und geblutet. Dafür ſetzen wir unſeren letzten Groſchen ein.

Steckt die Weihnachtsbäume an. Tochter Zion, freue dich! Bei Tietz und Wertheim iſt das Chriſtkind eingekehrt. Die guten Deutſchen ſchmieden aus ihren ſauer verdienten Groſchen die Kette, die der jüdiſche Geldmann zu ewiger Sklaverei auf ihre geduldigen Schultern legt. Wer ſollte nicht mithelfen am großen Liebeswerk der Weltjudenheit! Warum haben wir einen Nacken, wenn er nicht das Joch tragen will? Seit zehn Jahren ſteht Deutſchland im Ausverkauf, wer wollte da nicht mittun? Fragt einer danach, ob du das Spielzeug, das du dem Kind unter den Chriſtbaum legſt, beim Juden Tietz oder beim Deutſchen Müller gekauft haſt? Der Jude wird durch die Groſchen, die du ihm zuträgſt, fett, und der Deutſche wird durch Groſchen, die du ihm entziehſt, mager. Was kümmert das uns? Licht ſoll ſein an den Plätzen der Juden, Finſternis in den Gaſſen der Deutſchen. So will es der Herr der Juden und ſein Finanzminiſter Hilferding. Eigentum iſt Diebſtahl, ſolange es nicht dem Juden gehört. Keinen Pfennig den Fürſten, alles den Bank- und Börſen- und Warenhausſchiebern!

Weihnachten iſt das Feſt der Liebe. Warum ſollen wir da nicht auch die armen Juden lieben und fett machen? Liebet eure Feinde und tuet Gutes denen, die euch haſſen! Wo war der Jude je nicht unſer Feind und hätte uns nicht gehaßt und verfolgt und verleum-

det und beſpuckt? Wer will ſo unmenſchlich ſein und von uns verlangen, wir ſollten nach dem Geſetz verfahren, das er ſeit je uns gegenüber zur Anwendung bringt: Auge um Auge und Zahn um Zahn?

Das Kind, deſſen Geburtstag wir ſo bald wieder in Freude begehen, kam in die Welt, um die Liebe zu bringen. Einmal aber mußte Chriſtus, der Mann, einſehen lernen, daß man immer und überall mit der Liebe nicht auskommt. Als er im Tempel auf die jüdiſchen Börſen- und Warenſchieber ſtieß, da ging er abſeits, nahm eine Peitſche, brach hervor, ein rächender Gott, und ſchlug das Geſindel zum Tempel hinaus.

Deutſche, kauft nur bei Juden! Laßt den Volksgenoſſen verhungern und geht in die jüdiſchen Warenhäuſer, vor allem zur Weihnachtszeit. Je größer das Unrecht wird, das ihr dem eigenen Volk antut, um ſo eher kommt der Tag, da auch unter uns ein Mann aufſteht, die Peitſche nimmt und alle Schieber zum Tempel unſeres Vaterlandes hinausſchlägt.

10. Dezember 1928.

Der Weltfeind

„Dreihundert Männer leiten die wirtſchaftlichen Geſchicke des Kontinents, von denen jeder jeden kennt. Sie ſuchen ſich ihre Nachfolger aus ihrem Kreiſe."

So ſchrieb am 25. Dezember 1909 ſchon in der Wiener „Neuen Freien Preſſe" einer dieſer Dreihundert, der es alſo wiſſen mußte, der Großkapitaliſt, Republikminiſter, Bolſchewiſtenfreund und internationale Jude Walter Rathenau, bei deſſen Tod in Deutſchland Hunderttauſende von marxiſtiſchen Proletariern gegen den Kapitalismus und gegen die Reaktion, für den Sozialismus und für Rathenau demonſtrierten.

Die internationale Welthochfinanz hat Beſitz ergriffen von den Souveränitätsrechten des deutſchen Volkes und iſt nun im Begriff, ſich in unſeren ehemaligen Machtbereichen wohnlich einzurichten. Getreu dem uralten Geſetz der jüdiſchen Raſſe „Du ſollſt alle Völker freſſen" hat ſie bei uns damit angefangen, hat durch Krieg und Revolution die Widerſtandskraft unſeres Volkstums bis ins Mark erſchüttert und ſich dann daran gemacht, uns die lebenswich-

tigſten Organe Stück um Stück aus dem Staatskörper herauszuſchneiden.

Sie beſitzt nun unſere Münze und das Verfügungsrecht über den weitaus größten Teil der deutſchen Produktion, unſere Verkehrseinheit und auf Grund ihrer militäriſchen und diplomatiſchen Machtmittel die Souveränität der deutſchen Grenzen. Die Preſſe iſt faſt ausnahmslos in ihren Händen: damit macht ſie die öffentliche Meinung, die Parlament und Regierung geſtaltet. Mit Hilfe deutſcher Regierer hat ſie über unſer Volk einen Fronvogt geſetzt, den heimlichen Kaiſer Parker Gilbert. Der kontrolliert den Kolonialetat und hat Einſpruchsrecht bei Einnahmen und Ausgaben; Parlament und Kabinett ſind bedingungslos in ſeine Hand gegeben, und die Knechtsſeligkeit der ſeit dem 9. November 1918 in Deutſchland eingeführten Demokratie iſt Garant für die Dauer dieſes jammervollen Zuſtandes.

Die marxiſtiſchen Parteien ſind nur noch willige Werkzeuge in den Händen dieſer Freibeuter des Geldes. Mit ihrer Hilfe war es der Weltbörſe möglich, das deutſche Volk ſeines Beſitzes zu enteignen. Man nahm ihm in einem welterſchütternden militäriſchen Ringen zwei Millionen ſeiner beſten Söhne; aus deren Blut münzte die Wallſtreet Goldbarren, mit denen ſie uns heute tributpflichtig macht. Man ſtahl ihm in der ſogenannten Inflation ſeinen baren Beſitz und gab ihm ſtatt deſſen eine neue Währung, eine Münze, die nicht mehr uns gehört, ſondern unſeren Unterdrückern. Nun hat der Weltfeind die lebenswichtigſten Organe unſeres Volkskörpers in ſeiner Hand.

Auf dem Aſphalt der modernen Großſtädte errichtet der Weltjude die imperialiſtiſche Diktatur des roten Goldes; ihre Säulen ſind Preſſe, Arbeiterbewegung, Parlament und Feigheit der bürgerlichen Parteien. Jeder Tag, den wir in Jammer und Sorge hinter uns bringen, iſt eine Etappe im Siegesmarſch des Goldes gegen das Blut. Die Dinge vollziehen ſich heute bereits zwangsläufig, und man kann mit mathematiſcher Genauigkeit ausrechnen, wann uns das letzte Deutſchtum auf den Gebieten der Politik, der Wirtſchaft und der Kultur verlorengehen wird und wir vor dem Ende ſtehen.

So iſt die Lage! Und während wir uns die Köpfe zerſpalten und weltfernen Phantomen nachjagen, rüſtet das Geld zum letzten Vernichtungsſchlag gegen deutſches Arbeitertum, und es kann heute be-

reits keinem Zweifel mehr unterliegen, daß wir bei gleichmäßig fortſchreitender Zermürbung des deutſchen Widerſtandswillens unter dieſer Kataſtrophe, die näher iſt, als wir alle glauben wollen, zuſammenbrechen werden.

Die großen Parteien nationaler und internationaler Prägung haben längſt ſchon offen oder verhüllt vor dem Machthunger des Weltfeindes ihre ſchmähliche Kapitulation vollzogen. Sie wirken am Zuſammenbruch mit oder leiſten ihm doch durch Feigheit und Mangel an Widerſtandswillen bewußt und unbewußt Vorſchub. Während man in den Parlamenten redet und debattiert und kaum noch ein und aus weiß, marſchiert das Geld zielſicher und unbeirrt auf ſeinem Eroberungsfeldzug gegen die deutſche Arbeit vorwärts, und eines Tages ſtehen wir wieder wie 1914 und 1918 ungerüſtet vor vollendeten Tatſachen, die dann jedoch grauſamer und unabänderlicher ſein werden als damals, da dieſes weltgeſchichtliche Ringen erſt begann.

Iſt es da vermeſſen, wenn wir das Signal zum Widerſtand geben? Haben wir Deutſchen verdient, daß man uns Sklavenketten ſchmiedet aus dem Gold, das man aus unſerem Schweiß und dem Blut unſerer Brüder prägte?

Die Fürſten des Geldes ſtehen bereit zum letzten Schlag. Sie haben unſerem Volk den Glauben und den Willen geraubt, haben uns geſchändet und entehrt und wollen uns nun den Abſatz in den Nacken treten. Dagegen nutzt kein Reden und kein Beten; nur Widerſtand, Kampf, Angriff! Nicht Gott hilft. Wir müſſen uns ſelbſt helfen.

Unſer Leben iſt in Gefahr. Das deutſche Volk befindet ſich in einem Dauerzuſtand der Notwehr. Da iſt jedes Mittel recht, den Feind zur Strecke zu bringen.

Wir ſind bereit, das letzte anzuwenden. Wenn wir Deutſchland vom Wahn des Goldes frei machen, dann vollbringen wir damit die größte Tat der Weltgeſchichte. Blut gegen Gold! Arbeit gegen Geld! Fäuſte gegen Paragraphen! Leben gegen tote Formel!

Dafür marſchieren wir auf!

19. März 1928.

Menſchen, ſeid menſchlich!

Drei deutſche Proleten, Frontkämpfer, gehen abends nach der Arbeit müde heim. Der Weg führt ſie von den lieblos leeren Steinwüſten des Oſtens über den in tauſenderlei Licht und Glanz erſtrahlenden Kurfürſtendamm. Schwer und grau breitet ſich darüber der Abendhimmel, und ihr Schritt geht gleichmäßig und hart über den blanken Aſphalt. Verbittert ſchauen ſie in all die Pracht. Juden flanieren herauf und herunter, blonde deutſche Mädchen im Arm. Und als einer der Proleten mit ſeiner Schulter einen runden, feiſten, in Lack und Wohlgeruch einhertänzelnden Sohn des Wüſtenvolks zufällig berührt, da haucht ihn der an, als ſei er Herr dieſer Stadt und der andere, der Prolet, ſein Knecht und Sklave. Was ihm einfiele, ob er nicht wüßte, daß er in ſeinem Habitus hier nur geduldet ſei, warum er nicht draußen im Oſten bliebe, und wieſo er überhaupt dazu komme, den Glanz und die Pracht des Weſtens allein durch ſeine Exiſtenz zu ſtören. Darauf nimmt der Prolet ſeine Handſchrift zur Hand und drückt dem Hebräer ſeine Viſitenkarte in gar nicht mehr mißzuverſtehender Weiſe in die Viſage hinein.

Das iſt die Vorgeſchichte.

Und nun erlebſt du was. Auflauf. Beteuerungen, Anklagen, Schupo, Schupo! Der Grüne iſt in Bruchteilen von Sekunden zur Stelle. Verhaftung unter dem Beifall der Menge. Zweifelhafte Damen ſchreien, man verderbe ihnen das ganze Geſchäft. Kunden grinſen. Der Prolet wird abgeführt. Landfriedensbruch. Ein Jahr Gefängnis. Harmloſe Paſſanten niederzuſchlagen, unglaubliche Terrorakte, Pogrom in Berlin W, Proteſtverſammlungen, Lebensläufe des ſo ſchwer Mißhandelten und Photographien ſeines ſtillen Heldentums.

Und dann der Aufruf des „Centralvereins deutſcher Staatsbürger jüdiſchen Glaubens". Alle Prominenten und alle Anwärter auf die Prominenz geben ihre Unterſchrift mit Handkuß. Flammend brennt es von allen Plakatſäulen:

Menſchen, ſeid menſchlich!

Wenn man auf dem Kurfürſtendamm einem Hebräer eine verdiente Ohrfeige haut, dann iſt das in Nowawes ſchon ein Pogrom. Sieht der Jude, daß es Ernſt wird, dann geht er augenblicklich von einer Tour in die andere, und nützt alles nichts mehr, dann ſollen wir Menſchen, das heißt wir ausgeplünderten Deutſchen, menſchlich ſein.

Menſchen, ſeid menſchlich! Wir nehmen den Ruf auf. Seid menſchlich und ſchaut nicht länger untätig zu, wie eine Horde von aſiatiſchen Freibeutern über ein wehrlos gemachtes Volk herfällt, es auspfändet bis aufs Hemd und dann hohnlächelnd ihre Spucke auf die Betrogenen abläßt! Seid menſchlich und duldet es nicht länger, daß eure Peiniger mitten unter euch ihre Paläſte aufbauen, während ihr in Löchern und Höhlen hauſt. Millionen von Kriegskrüppeln, Witwen und Waiſen darben, frieren und hungern, und kein Menſch redet von ihnen. Den kleinen Leuten hat man ihre Spargroſchen aus der Taſche geſtohlen und überläßt ſie nun kaltlächelnd dem heimlich ſchleichenden Ruin. Deutſche Arbeiter finden keine Arbeit in ihrem eigenen Lande. Man bietet ihnen Bettelgroſchen, die zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel ſind. Und wird man ihrer überdrüſſig, dann ſteuert man ſie aus und tut ſo, als exiſtierten ſie nicht mehr. Ihre Kinder verkommen und verelenden; ſie haben kein Hemd mehr auf dem Leibe. Die Mutter muß ſie weinend ohne Brot morgens in die Schule ſchicken, und mittags weiß ſie noch viel weniger, wie ſie die hungrigen Mäuler ſtopfen ſoll. Aus herrlichen blonden Jungens werden unterernährte, ſchwindſüchtige Krüppel, und über ihrem ferneren Leben ſtehen Krankheit, Siechtum, Elend, Hunger und Verbrechen als Leitſterne. Deutſche Mädchen werden auf die Bahn des Laſters förmlich gezwungen, und der Jude nimmt lächelnd die billige Beute. Kinder ſchreien um Brot. Väter grollen in dumpfer Verzweiflung, und Mütter haben das Weinen längſt verlernt. Unterdes tanzt der Übermut auf dem gärenden Vulkan, und es wird einmal ein grauenvolles Ende werden.

Menſchen, ſeid menſchlich! Blaſt die Lichter des tanzenden Glücks aus und geſteht es euch, daß es ſo nicht mehr weitergehen kann. Ein ganzes Volk liegt im Sterben. Macht die Augen auf und erkennt, wie nah ihr am Abgrund ſteht! Euch hilft kein Gott und kein Teufel, wenn ihr euch nicht ſelbſt helft.

Michel, wach auf! Dein Feind leert dir grinſend die Taſchen. Nicht lang mehr, und du ſteht vor dem Nichts. Wach auf und gib acht, daß du nicht mit dem aneinandergerätſt, der es gut mit dir meint. Verprügle nicht den, der dich geweckt hat!

Es iſt Zeit! Es iſt Zeit!

Notzeichen ſtehen am Himmel!

Du haſt lange genug geſchlafen.

Dein Vernichter weiß, was ſein wird, wenn du einmal aufwachſt.
Darum ruft er im Vorgefühl ſeiner abgrundtiefen Schuld:
Menſchen, ſeid menſchlich!
Ihr alle, die man belogen und betrogen hat:
Wir rufen euch zu:
Deutſche, ſeid deutſch!

28. November 1927.

Rund um die Gedächtniskirche

Das iſt Berlin W:

Tauſend und tauſend Transparente ſpeien eine Fülle von Licht in den grauen Abend hinein, daß der Kurfürſtendamm hell liegt, faſt wie bei Tage. Straßenbahnen klingeln, Autobuſſe raſſeln hupend vorbei, vollgepfropft mit Menſchen, Menſchen; in langen Reihen ſummen Taxen und vornehme Privatlimouſinen über den ſpiegelglatten Aſphalt. Die roten, gelben und grünen Signallichter hemmen und öffnen die Weiterfahrt; mitten in all dem Gewühl ſteht hochaufgerichtet der Grüne und gibt für die ſchwarzen Menſchenmauern an den Straßenrändern den halsbrecheriſchen Übergang von einer Seite zur anderen frei. Ein Gequieke und Gequake ſchlägt ans Ohr, daß der Ungewohnte jeden Augenblick Gefahr läuft, die ruhige Beſinnung zu verlieren. Vor den großen Kinos leuchten grellrot die neueſten Schlager der Saiſon: „Vom Leben getötet", „Das Mädchen vom Tauentzien", „Nur eine Nacht". Duft von ſchweren Parfüms fliegt vorbei. Kokotten lächeln aus den kunſtvollen Paſtellgemälden moderner Frauengeſichter; ſogenannte Männer ſchlendern auf und ab, Monokel blitzen; falſche und echte Edelſteine leuchten auf. Alle Sprachen der Welt dringen ans Ohr; da geht der gelbe Inder ſchweigend neben dem geſprächigen Sachſen; ein Engländer bahnt ſich fluchend mit den Ellenbogen ſeinen Weg durch das Gewühl, und all den Lärm übertönend, brüllt ein verfrorener Zeitungshändler die eben aus der Rotation gekommene Journaille des Abends aus.

Mitten in dieſem Trubel der Weltſtadt reckt die Gedächtniskirche ihre ſchlanken Spitzen in den grauen Abend hinein. Sie iſt fremd in dieſem lauten Leben. Wie ein ſtehengebliebener Anachronismus trauert ſie zwiſchen den Cafés und Kabaretts, läßt die ſummenden

Autos um ihren Steinleib gleiten und gibt zur Sünde der Fäulnis gelaſſen und zage die Stunde an.

Es gehen viele Menſchen um ſie herum, die vielleicht noch nie zu ihren Türmen hinaufſchauten. Da flankiert der Snob in Pelzmantel und Lack, die Dame von Welt, von Fuß bis Kopf Garçonne, mit Monokel und qualmender Zigarette, ſtöckelt an ihren Gehſteigen vorüber und verſchwindet in einer der tauſend Stätten von Rauſch und Gift, die hier ihre ſchreienden Lichter lockend in den abendlichen Tag hineinſenden.

Das iſt Berlin W! Das ſteingewordene Herz dieſer Stadt. Hier hockt in den Niſchen und Ecken der Cafés, in den Kabaretts und Bars, in den Sowjettheatern und Beletagen die Geiſtigkeit der Aſphaltdemokratie aufeinander. Hier, hier wird die Politik von ſechzig Millionen fleißiger deutſcher Menſchen gemacht. Hier gibt und holt man die neuſten Börſen- und Theatertips. Hier ſchiebt man in Politik, Bildern, Kuxen, Aktien, Liebe, Film, Theater, Regierung und Wohlfahrt. Die Gedächtniskirche ſteht nie einſam. Vom Tage taucht ſie ohne Übergang in die Nacht, und die Nacht wird zum Tag, ohne daß einen Augenblick um ſie die große Stille kam.

Die ewige Wiederholung von Fäulnis und Zerſetzung, von Mangel an Genialität und wahrer Schöpferkraft, von innerer Leere und Troſtloſigkeit, überfirnißt mit dem Talmiglanz eines zur widerlichſten Scheinkultur herabgeſunkenen Zeitgeiſtes: das iſt es, was rund um die Gedächtniskirche ſein Weſen und Unweſen treibt. Man möchte hier ſo gerne wahrhaben, es ſei die Elite des Volkes, die auf dem Tauentzien dem lieben Gott den Tag und die Nacht ſtiehlt. Es iſt nur die Iſraelite.

Hier iſt das deutſche Volk fremd und überflüſſig. Man fällt beinahe auf, wenn man in der Sprache des Landes ſpricht. Paneuropa, Internationale, Jazz, Frankreich und Piscator, das iſt die Parole.

„Die Freundin, alte Nummer, nur zehn Pfennig!“ ſchreit ein findiger Händler. Es kommt nicht einer von den Vorübergehenden auf den Gedanken, daß das fehl am Ort ſei. Es iſt gar nicht fehl am Ort. Dieſer Mann kennt das Milieu.

Berlin W iſt die Eiterbeule an dieſer Rieſenſtadt des Fleißes und der Betriebſamkeit. Was die im Norden erarbeiten, das verjubeln die im Weſten. Vier Millionen ſchaffen in dieſer Steinwüſte Leben

und Brot, und darüber ſitzen hunderttauſend Drohnen, die ihren Fleiß verpraſſen und in Sünde, Laſter und Fäulnis umſetzen.

Der Kurfürſtendamm ſchreit lautheulend auf, wenn man einem dieſer Blutſauger einmal auf die Hühneraugen tritt; dann iſt die Menſchheit in Gefahr. Einen kann man dort nicht leiden ſehen — wenn er vom Metier iſt. Und lachend trägt man ein ganzes Volk zu Grabe.

Das iſt nicht das wahre Berlin. Das ſitzt anderswo und wartet und hofft und kämpft. Es beginnt, den Judas zu erkennen, der unſer Volk für dreißig Silberlinge verkauft und verhandelt.

Das andere Berlin ſteht auf der Lauer, zum Sprung bereit. Tage und Nächte hindurch arbeiten einige Tauſend, daß einmal ein Tag kommt. Und dieſer Tag wird die Stätte der Fäulnis rund um die Gedächtniskirche zertrümmern, umgeſtalten und dann neu eingliedern in ein auferſtehendes Volk.

Der Tag des Gerichts! Es wird der Tag der Freiheit ſein!

23. Januar 1928.

Verlagsanzeigen

Weitere Werke Dr. Joseph Goebbels'

Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei

Eine historische Darstellung in Tagebuchblättern

In Tagebuchaufzeichnungen hat Dr. Goebbels eine politisch-kritische Darstellung der Entwicklung der Bewegung vom 1. Januar 1932 bis zum 1. Mai 1933 gegeben. In diese Zeit fallen die entscheidenden Phasen der Machtergreifung. Als engster Vertrauter und Mitarbeiter des Führers war er Zeuge aller großen Ereignisse und Entscheidungen.

Umfang 310 Seiten / Leinen RM. 4.50

Bezug durch jede Buchhandlung

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf.
München

Das erwachende Berlin

Ein Zeitdokument vom Kampf um die Reichshauptstadt

Mit über 600 Bildern

Ganzleinen RM. 10.—

卐

Kampf um Berlin

Ein Markstein in der Geschichte der Bewegung

Umfang 300 Seiten

Leinen RM. 4.50

卐

Bezug durch jede Buchhandlung

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf.
München

Signale der neuen Zeit

Grundlegende Reden des Reichsminiſters
für Volksaufklärung und Propaganda

Umfang 342 Seiten

Leinen RM. 4.50

Michael

Ein deutſches Schickſal in Tagebuchblättern

Umfang 160 Seiten

Leinen RM. 2.85

Bezug durch jede Buchhandlung

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf.
München